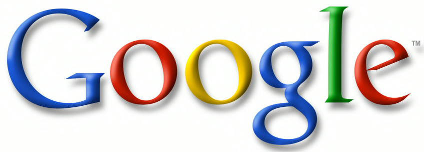




C. A. Tiedge geboren
den 13ten December 1752
zu Gardelegen
in der Altmark

C. A. Tiedge's
sämmtliche Werke.



Erstes Bändchen.

Vierte Auflage.

Leipzig, 1841.
Renger'sche Buchhandlung.
(Fr. Volckmar.)

Urania

ein

Gedicht in sechs Gesängen.

An
meinen Gleim,
zum zweiten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weisen,
Den heut' in Emma's Hain ein schöner Altar
ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preisen;
Dir, Freund, der zwischen zwei Unsterblich-
keiten steht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,

Vom Hauche der Begeistrung angeweht,
Die Muse Halladats um Deine Stirn gewunden;
O Dir, Du Sänger Gottes, weiht
Sich dieses Lied von Gott und der Unsterblichkeit.

Tiedge.

Die Weihe.

Ich weih' im Thale den tiefsten Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle;
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille.

Es ist ein dämmerndes Friedensreich,
Das flüsternde Lauben umgrünen;
Da ist mir am blühenden Rosengesträuch
Ein weihender Engel erschienen.

Mein Geist war fern um ein theures Grab
Vertieft in unendliches Trauern;
Da kam auf mich ahnendes Leben herab,
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und schön, wie himmlische Jungfrau'n, schön
Zu heiliger Botschaft erlesen,
Entschwebte dem Lichte vergeltender Höh'n
Ein hohes, ätherisches Wesen.

Hell floß um blondes Gelock der Kranz.
So strahlt's an unsterblichen Stirnen;
Doch dämmert es ernst durch den leuchtenden Glanz
Es war das erhabenste Zürnen.

„Wer bist Du, schwebende Lichtgestalt?
Entflohst Du dem himmlischen Reigen?" — —
Nun wandelte leises Getön durch den Wald;
„Urania!" scholl's in den Zweigen.

„Gebeutst Du, zürnend, Erhebung mir?
O zürne, Du Hohe, nicht länger!
Schon naht sich, in frommer Begeisterung, Dir
Der einsame, trauernde Sänger.“

Und sanfter floß um die Lichtgestalt
Die Ruhe der Göttergefilde;
Sanft tröstend umfing mich die süße Gewalt,
Die Kraft unaussprechlicher Milde.

O, darum weih' ich den tiefen Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein
Zum Tempel der seligen Stille!

Dort schwebt, vergöttert, mein Geist hinauf!
Entfesselt hinüber in's Freie.
Den Altar Uraniens richtet' ich auf,
Im Hain der erhabenen Weihe.

Kein Frevler nahe dem Altar sich,
Den heilige Schatten umschleiern!
Dort aber soll, hohe Vergötterte, Dich
Mein sanftester Harfenton feiern!



Inhalt
des ersten Gesangs.

Der Zweifler schaut in das Leben friedlicher Tage, in die Stille seines unbefangenen Glaubens hinüber, klagt die Ausstellungen einer skeptischen Philosophie an, und fodert von ihr seine Tröstungen, seine Ruhe zurück. Verluste, welche die zartesten Seiten des irdischen Daseyns verwunden, stellen seine innere Beruhigung auf eine harte Probe, die das Gemüth einem Gedränge niederschlagender Wahrnehmungen hingiebt.

In solchem Zustande der innern Zerrissenheit entwickelt sich der Zweifel an dem Daseyn Gottes. Die in der Naturwelt uns begegnenden Hindeutungen auf eine ordnende Weltregierung erheben das Gemüth zur Höhe des Friedens empor: aber auch dort erreichen ihn die Erfahrungen aus der sittlichen Welt, beugen ihn schmerzlich danieder, entkräften seine freudigste Hoffnung, und treiben die geängstete Seele in sich selbst zurück.

Hier erscheint ihr das eigene Daseyn als ein verwickeltes Räthsel. Sie überschauet mit Wehmuth den Gang ihres irdischen Lebens, welches mit bald dahinsinkender Kraft dem Untergange zueilt. Nicht dauernder sind die edelsten Denkmale im Nachlasse der Tugend. Umsonst ist unser Forschen, unser Streben nach vollständiger Erkenntniß und befriedigender Glückseligkeit — Was sollen uns

nun Bedürfnisse, die über dieß Daseyn hinausreichen? Diejenige Weisheit, die dem Menschen seinen Himmel in der Tugend hienieden anweiset, ist eine kraftlose Trösterin; sie giebt ihn einem vielfachen Tode Preis; und wie quälend ist die hoffnungslose Sehnsucht nach einer rettenden Zukunft, indem jene Weisheit, diese Zukunft aufzugeben, uns anräth. Dieses geplagte, mit den regellosesten Gegensätzen von Tod und Leben, Verdienst und Schicksal, Tugend und Laster umringte, Daseyn gewähret nichts, als eine räthselhafte, finstere Ansicht des Cirkelganges vom Entstehen und Verschwinden. Furchtbar schrecken die Erinnerungen des Todes uns an. Ward es ihnen vielleicht gegeben, aufzuregen in uns das Bedürfniß der Hoffnung, ohne welche die Kraft unseres bessern Willens gegen die Stürme des Lebens und den Drang sinnlicher Foderungen nicht besteht? Hier stößt das Gemüth auf die unläugbare Abhängigkeit seiner innern Bestimmungen von der Gewalt irdischer Triebe.

Thatsachen einer solchen Abhängigkeit widersprechen der, dem Menschen zugeschriebenen, sittlichen Freiheit und der davon herfließenden Verdienstlichkeit und Zurechnungsfähigkeit moralischer Erscheinungen. Dem zu Folge kann der Mensch nicht umhin, sich als ein, von drängenden Antrieben seiner Organisation und von despotischen Schicksalen hin- und hergeworfenes, Wesen anzusehen. Dennoch fordert eine innere Stimme von ihm die Tugend: er soll, was er nicht kann. Diese Vorstellung vollendet den trauernden Zweifler, der, wie ein Verlaßner auf offnem Meere, von zufälligen Wogen umher getrieben wird, und hoffnungslos nach Zuversicht schmachtet.

Erster Gesang.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erste, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauschten Wogen
Brannt' ein Morgen, schön, wie Opferglut;
Hohe Traumgestalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen schnell und schneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.
    Forschend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich jetzt nur meine Träume!

Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durftest Du mir's rauben,
Das erhabne, stille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gieb mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,
Und dieß Herz, das schwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug!
Wie geschreckt von einem grausen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verstieß,
Fahr' ich zitternd auf, und suche
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich. Durch Blumenstellen
Wandelte mein unbefangner Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus seinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.

Hin, dahin ist diese holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!

Stumm die Gegend, wo die stille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,
Mahnet mich an Hebra's Seelenflug,
Als sie auf den Blick zum Himmel schlug,
Und der Geist, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finstern Grabcypressen
Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergessen
Strahlt mich seine ernste Feier an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief sie aus: „Zum Wiedersehn dort oben
Sey gegrüßt, du stilles Geisterreich!" —
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth besonnte,
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgestorbnen Horizonte
Keinen Wiederaufgang feiern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle

Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unsern innern Lichttag prüft!

Finster schweigend liegt vor mir die Ferne!
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwischen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt
„Seyn und Werden! seyd ihr Dunstgebilde
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantasieen untergehn?" —

Wenn ich sinnend durch das Leben walle
Dann erscheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuschung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! seine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun
Einer ewigen Zerstörung, mitten
Unter Truggestalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bildersaales

Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnt' im Menschen Gott den Durst entflammen,
Der für Wahrheit brennt, und grausam ihn
Zum Verschmachten dann so tief verdammen?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen, in der blaugewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hoffnung, Trost und Ruh, und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht aus meinen Fragen;
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninschrift mir
An der Kuppel dieses großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenstromes,
Und im Bach, der durch die Felsen hüpft?

Lebt ein Gott im Menschen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnersturme?
Hier im Säuseln, das durch Myrten schlüpft?
　　Sieh! am Himmel leuchten tausend Sonnen
Einen stillen Geist zu Gott hinan;
Aber blick' auf unsre Welt: — o dann,
Was dein Glaube dort an Licht gewonnen,
Löset hier in Graun und Nacht sich auf,
Und ein Sturm empörter Schmerzen
Schreit im tiefzerrißnen Herzen
Eingesungne Zweifel wieder auf.
　　Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch der Wahn, der Menschen noch bethört,
Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Volke,
Welches ewig, ewig sich zerstört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Ist ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend seufzet dort in dunkler Kammer!
Laster stehen, wo die Tugend fällt!
Ist ein Gott? und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?

In Cypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott!
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung!
Edle darben, und es ist ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze;
Von dem königlichen Cederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —
Dennoch, tief verhüllt und leise,
Schreitet eine finstre Macht daher,
Für das Ohngefähr zu weise,
Für die Weisheit zu sehr Ohngefähr.
Ja! das ist die Macht, die feindlich
Unsern schönsten Traum zerstören darf;
Die den Kranz zerreißt, den still und freundlich
Zarte Lieb' in unser Leben warf.
Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben

Eine andre jagt den Zweifel auf.
„Sagt, wo wird dieß Streitgetön verhallen?"
Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
„Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein versöhnendes Geschick?
Unter welcher neuen Frühlingskrönung
Wird die Liebe ihren Himmel weihn?
Oder wird kein Fest der Weltversöhnung
Und wird nirgends Recht und Friede seyn?" —

Ob ein Gott sey? ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dieß räthselhafte Seyn enthülle? —
Hoffen soll der Mensch! er frage nicht!

Die du so gern in heilgen Nächten feierst,
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!

Wenn, längst verhallt, geliebte Stimmen
schweigen;
Wenn unter ausgestorbnen Zweigen

Verödet die Erinnrung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert,
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunkne Urnen stützt.

Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkensaumes,
Von einer nahen Sonne, sehn! —

Aus den Blicken dieser Hoffnung schimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daseyns, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Trost verkümmert.
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!
Wie ein Engel, still und groß erscheinend!
Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hoffnung! unter Friedensharfen
Bildete sich dein Vergöttrungstraum;
Kalte Todesstürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in diesen lichten Raum.

Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick ins Freie mir beschränkt;
Und die Seele — — Doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie einst noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.
Nur ein schwermuthvolles Mondgezitter
Wirft ihr durch's Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gestalten um ein weites Grab.
Blüten sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, so die Höhl' umranken.
Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?

Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtseyn nicht derselbe,
Der der Schritt vom Nichtseyn ist?
Sieh! wir treten in dieß Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.
O Natur! an deinen Blutaltar
Tritt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuern Opfern, dar! —
Armes Daseyn, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;

Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,
Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —
Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deinen Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fodern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?
„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun!“ —

Einen Frieden im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtseyn zu beblümen;
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts als Tod, um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide
Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,
Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, ein Mal stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichsten Weihestunden!
In die Lust verkleidet sich der Schmerz.
Liebe! Lieb' um deine Rosentage
Flattert selig der bekränzte Scherz:
Dort sieh hin! am stummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —

Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so verschwinden,
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?
Dieß Emporschaun von dem engen Thale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber strahle.
O, der edle, hohe Tugendsinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns so zwecklos hundert Plagen
Durch's Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen?
Welch ein Leben! Weißt du, was es soll?
Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter:
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!
Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laster, frag die Tugend!

Hat das Leben einen Sinn?
Ist der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Cypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn!" —
Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron.
„Schau! ich bin das Elend", spricht das Leben
Zu dem Menschen — „und du bist mein Sohn!"
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Brust empor;
Und der Thau, worin die Rose lächelt,
Drang, als Scheidethrän', ein Mal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt
Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.
Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüten?

Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dieß Daseyn hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, troz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig dränget uns durch Lust und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gieb dem Herzen eine andre Fiber:
Und es ist nicht mehr dieß Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen
Oder den wir richten, ist der Mann.

Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grause Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Racheburst der Eumeniden,
Der sich flammend durch sein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern schloß;
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht,
Höret nicht der Unschuld sanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!
Welch ein Widerstreit der Kräfte,
Der den Willen hier- und dorthin reißt!
Ist es Ebb' und Fluth der Nervensäfte?
Ist es Körper oder Geist?
Ist der Mensch an's große Rad gekettet,
Das sich ewig um sich selber kreist.
Was ist unsre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unserm Geist?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das stille Herz so gern;
Aber hin durch diese heitre Gegend

Zieht das Schicksal, wie ein Nebelstern.
Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?
Heilge Stellen selber mußt du räumen,
Wenn gebieterisch das Schicksal spricht.
Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals, ihren Phantasieen
Hingegebene Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos,
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder ob's ein Rasender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.
Rauschen hört der Mensch die dunkle Schwinge,
Die den Ocean der Welt bewegt,
Felsen hebt, und Felsen niederschlägt;
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge,

Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,
Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Lust.
Hart und drückend, kalt und eisern
Liegt des Schicksals Hand auf unsrer Brust.
Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Eine leise Stimm' im Herzen spricht's.
Ach! wer mag das Räthsel mir entschleiern,
Daß der Mensch hier alles wird und nichts?
Sieh! da steh' ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer, auf beschneiter Bahn;
Und in einem wüsten Ocean
Rudert, ohne Kompas, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer sich zu nahn:
Und kein Pharus wirft auf so viel Syrten,
So viel Klippen ein willkommnes Licht!
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht!
Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Ist's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,
Wunderbar zu meinem Herzen spricht?
Brannt' ein Gott dieß Feuer ungestillter,
Heißer Sehnsucht tief in's Leben ein?

Werd' ich einst, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier und dir näher seyn? —
Heilge Nacht! du führest deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Ist hienieden alles Traum?
Traumgestalten gleich, dahingeschwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weihestunden
Unsers zartesten Gefühls.
Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, scheidend, an der öden Gränze
Dieses Lebens nieder legt?
Ruhe, dich! dich such' ich, holder Friede!
Suche dein Gestirn am Himmel auf;
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde
Schließt dein Pilger seinen Lauf.

Inhalt

des zweiten Gesangs.

Vorüberfliegend sind die Gestalten der Zeitlichkeit; und ihr fordern wir das Geheimniß der Ewigkeit ab?

Wir sind dem Irrthum unterworfen; doch eben hierin beruht der hohe Rang des Menschen, daß er bestimmt ist, die tiefe Fülle der Erkenntniß zu ahnen, und empor zu bringen von Stufe zu Stufe, deren jede ihren beseligenden Gesichtskreis hat. Eine solche Beseligung würde er verlieren, wenn er eine der Stufen übersprånge: und so hebt sich der Wunsch, die volle Wahrheit zu umfassen, von selbst auf. Wie hoch immer der Mensch sich aufschwingen mag in den Ordnungen der Geisterwelt: auch höhere Geister erschöpfen die Fülle der Erkenntniß nicht. Das Gebiet der Wahrheit ist unendlich: die Beherrschung desselben muß einem unendlichen Geiste zukommen. Der, durch die Selbstständigkeit der Vernunft gewonnene, Glaube an Gott ist dem Menschen so unentbehrlich, gehört so sehr zu seinen innersten wesentlichsten Bedürfnissen, daß eben diese, in unserm tiefsten Seyn gegründete, Unentbehrlichkeit ein höchstes, ein Urseyn voraussetzt.

Lebhaft spricht dieß höchste Bedürfniß durch die Stimme des Gewissens uns an, in dem Gebiete der Tugend, und äußert sich besonders tief ergreifend in dem

Gefühle der Theilnehmung an dem Kampfe des Rechts, und an dem Siege, mit welchem aus den Anfechtungen die sittliche Würde hervor geht. — Blicken wir in die frühesten Tage der Menschheit zurück: und wir sehen, wie mit dem ersten Erwachen des Bewußtseyns in des Menschen Brust der Glaube an ein höchstes Wesen erwachte, den späterhin in bestimmteren Formen das ägyptische Priesterthum pflegte. Ohne diesen Glauben — welche Aussicht des Lebens! welches Geschenk der Vernunft! Warum empört es uns, die Tugend leiden zu sehen? Dürfen wir von dem Zufalle Gerechtigkeit erwarten? Von der Naturwelt kann die Anerkennung dessen, was recht ist, nicht gefordert werden. Von einem Gotte ist Herstellung und Ausgleichung zu erwarten. Nur unter dieser Voraussetzung, die sich so unmittelbar, so unwillkührlich uns aufdringt, die uns so unentbehrlich ist, sind die zufälligen Leiden der Tugend als ihr Triumph anzusehen; und jede Ansicht des Lebens heitert sich auf. Diesem angebornen geistigen Lebensbedürfnisse, dieser innersten Mahnung, die aus des Bewußtseyns heiligster Tiefe herauf tönt, schallet aus der, uns umgebenden, Schöpfung die Stimme der Natur entgegen, besonders wenn sie uns zur Betrachtung des gestirnten Himmels empor ruft. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, und die Erscheinungen der Natur sind leere Träume. Selbst höhere Geister können diesen Glauben nicht entbehren.

Zweiter Gesang.

Gott.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hoffnung halten!
Wir bleiben, die Gestalten fliehn.
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu stehn und aus zu sagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?
In's Heiligthum zu schaun, in's Heiligthum der Klarheit:
Der Reiz umzaubert uns; allein
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit
Nicht löschen, ihn nicht tödten; nein,

Entflammen soll sie tief in uns den Geist des Strebens,
Und auf dem Ocean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus seyn.
In labyrinthischen Gewirren
Schwankt ungewiß der Mensch dahin:
Und dieß, dieß ist sein Rang; nur er, der diesen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Mensch kann irren.
Wie aber darf die Blum' im Kranz,
Wie darf sie selbst der Kranz seyn wollen?
Genug, auch sie gehöret zu dem Glanz,
In welchem Sonnenstaub und Sonne fluthend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feierlichen Stille,
Wie eine dunkle Weihung, schwebt.
Dank der verborgnen Hand, der unsre Tag' entquillen,
Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ!

Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß.
Vom Nebelthal hinauf zur reinern Sonnenhelle
Führt uns ein Gang, der jede Lebensstelle
Mit ihrem eignen Himmel ziert.
Gewönn' ein Herz, das eine solche Sphäre,
Solch einen Himmelsraum verlöre,
Wohin der Stufengang, von Seyn zu Seyn, uns führt?
Es sey, daß du ein Mal durch jene Sonnenferne
Zur Welt des Sirius hinüber flogst:
O, dann verschmähtest du das Heil auf unserm Sterne;
Dann schliefe, was du hier erzogst,
Dann schliefe noch, verhüllt im Kerne,
Der Gartenhain, voll Blumenphantasie,
Voll stiller, süßer Laubenkühle;
Und — was nur dieser Sinnenkreis verlieh
Die ganze kleine Welt, voll lieblicher Gefühle,
Sie wäre nicht, und würde nie.
Und wie, wenn dir die Wahrheit es vergönnte,

Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfassen könnte:
Was würd' es um die Wahrheit seyn?
Verdiente sie das Glutgelober
Des hochentflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang kleiner
— oder
Du, Mensch, du müßtest größer seyn.
Und dieß, dieß forderst du; allein
Wie groß? das ist die schwere Frage. —
„Hinauf! hinauf! zu eines Engels Glanz!“
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohn;
Auch du bist ihr geliebter Späher;
Und was du wünschest, hast du schon;
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hellrer
Tage;
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner
Klage:
Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebens-
werth;

Sie schmiegt sich an die Ruh' des stillen Tugendkreises,
Der, tief in seinem Schooß, ein leises
Vollendungsahnen heilig nährt.
Schau hin! dort liegt das All, wie eine reiche Dichtung.
Vollendung nirgend, reges Wandeln nur
Durch die, mit Welten übersäte, Flur.
Vollendung unsers Seyns, was wäre sie? Vernichtung!
Sich selbst erschöpft erschöpfender Genuß!
Vom Tode rettet ihn auch nicht der Ueberfluß.
So flögst du dann umsonst von einer Sonnenwende
Bis zu der andern, vom Nadir
Bis zum Zenith hinauf: o Freund, dein Auge fände
Nur immer größer das Gewirr,
Und immer weiter hin und weiter hin das Ende,
Jedoch das Lösungswort des großen Räthsels nie!
Wer mag das große Buch des Weltenraums entsiegeln?
Vor welchem Geist erscheint die Wahrheit klar und rein? —

Von dem sie ausgeht, Freund, wie Weltenson-
nenschein;
In einem höchsten Schaun muß sich die Wahr-
heit spiegeln;
Enthüllt erscheinet sie vor einem höchsten Seyn.
Ein Urseyn ist, worin sich alles Seyn entfaltet,
Aus einem Urseyn tritt gestaltet
Ein jedes Seyn hervor in das Gebiet der Zeit:
Dieß Urseyn nennst du Gott: er waltete und
waltet
In Lieb' und Recht, in Licht und Herrlichkeit. —
„In Liebe, Licht und Recht?" — so fragt die
düstre Klage —
„Wer", ruft sie aus, „wer mag, Verzweiflung,
dir entfliehn?
Gebieten Lieb' und Recht, daß thränenvolle Tage
Zerstörend hin durch unsre Hütten ziehn?"
„Es ist kein Gott!" — Mit tausend Uebeln
ringend,
Stürzt der gequälte Mensch in's öde Nichts hinab;
Und schweigend fliegt die Zeit, sich auf und nieder
schwingend,
Hin über ein weit aufgeworfnes Grab!

„Es ist kein Gott!“ — so schrein aus dumpfen Hallen
Des Jammers Klagen auf, und schallen
Durch das Gewölbe der Natur. —
Es tönt mir nach von der verheerten Flur!
Da zog das Unheil hin um eingestürzte Hütten!
Und durch das Leben ging der große Meuchelmord!
Allgegenwärtig hier und dort,
Flog eine Furie, Verderben aus zu schütten!
Das Heiligste verhöhnte wilder Spott! —
O Harmonie der Welten! ist ein Gott?
Ist ein Gericht, und darf's der Frevel so verhöhnen? —
Da scholl es, wie ein Ruf, zu meinen Klagetönen:
„Still! rechte nicht! der Eingeschränktheit Sohn
Wird nur berührt vom nachbarlichen Ton;
Das Ganze wird das Einzelne versöhnen.“ —
„Was ist das Ganze?“ fragt das tief zerrißne Herz,
„Ich kenn' es nicht, ich bin von seinem Schutz verlassen?“
Und auf zum Himmel blickt der starre Schmerz,
Den Gott des Rechtes will er fassen. —

Ach! führt denn kein Laut im Menschen auf die Spur,
Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,
Um unserm Blick den Weg hinauf zu ihm zu bahnen?

Wahr ist es, unser Blick erreicht ihn nie.
Die sinnende Vernunft verlanget Offenbarung;
Sie schwingt sich forschend auf, und forschend wandelt sie
Durch's offene Gebiet der schweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit; die Antwort ist: „Vielleicht."
„Ach! nur vielleicht!" Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der um das Leben schleicht;
Und keins vermag, die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel sich erhellt.

So laß uns denn zur Tugend fliehen!
Sie offenbart uns eine Geisterwelt,
Die Welt der Kraft, die Welt der Lebensharmonieen,
Die fern ein höchstes Seyn uns vor die Seele stellt.

Wir würden nie die Dunkelheit verklagen,
Die uns umgiebt, verriethe nicht
Den Schatten unsrer Nacht ein Licht,
Das, hinter diesen Erdentagen,
Wie durch zerrißne Wolken bricht.
Ein Strahl von diesem Licht fällt in das
innre Leben;
Mir ist ein Gott in's Herz gegeben,
Ein Ahnungssinn, der meinen Geist
Unwiderstehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerschaffner Fülle,
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig fester Wille:
Und dieser Will' ist Gott, der hohe Weltengeist.
Begreiflich nur sich selbst, sich selbst erscheinend, waltet
Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem sich vor ihm die Geisterwelt entfaltet.
Was heilig ist, das Wort von Pflicht und
Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menschen spricht:
„Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!"
Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes Wesen;
Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht.

Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer ver-
schwimme:
Gesichert leitet uns das Wort der innern Stimme.
Sie ruft empor den Geistesblick,
Empor von den befangnen Sinnen;
Sie tönet laut in uns von Innen
Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück.
Was weint in uns, wenn still und rührend
Die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und
Spott?
Was jauchzt in uns, wenn triumphirend
Die Tugend siegt? — Der Glaub' an Gott!
Was spricht, wie Geisterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler selbst, wenn ihn kein
Trost mehr hält,
Wenn er schon aus dem Arm der letzten Hoffnung
fällt,
Dem Aberglauben in die Arme?
Der Glaub' an Gott und an die Geisterwelt!
Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten,
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.

Laß unsern Blick in jenes Morgengrauen
Der frühern Welt hinüberschauen:
Da finden wir sie schon, des Glaubens leise Spur;
Da trägt so mütterlich, so zart, wie das Erbarmen,
Die holde, pflegende Natur
Die junge Menschheit auf den Armen;
Ihr Zögling schaut umher auf der geschmückten Flur:
Wer hat die Kränze dort und hier ihm aufgehangen? —
Und betend streckt er seine Hand
Nach der Natur, die mild ihm zugewandt
Mit Mutterlächeln auf den Wangen,
Von frischer Blumenluft umweht
An seinem Wiegenlager steht,
Wo sie in duftig grünen Hallen
Ein Paradies ihm schuf, ein reiches Paradies,
Und Abends ihn von ihren Nachtigallen
In weichen Schlummer singen ließ.
Ihn weckt der Tag; und mit der Morgensonne
Erwacht in ihm die stille Seelenwonne,
Die freudig Gottes Licht erkennt,
Und ohne Namen ihm das hohe Wesen nennt.

Dem Menschen ist, zur Pilgerschaft durch's
Leben,
Ein Gottgefühl, ein Ruf des Glaubens mit-
gegeben,
Der, wo er schrecklich ihn auch mißverstand,
Doch nie und nirgend ganz aus seinem
Busen schwand.
Der Glaube war's, der laut das Taggestirn be-
grüßte:
Schau Isis Priester dort, wie betend er sich weiht!
Die Sonne kommt, sie tritt aus ihrer heilgen
Wüste: —
Ja, das ist Gottes Herrlichkeit!
Das Höchste hat dem Seher sich verkündet,
Das Heiligste, wonach die Seele ringt.
Horch! sein Gesang, vom Gottgefühl entzündet,
Wie Feuer bricht er aus; der Hymnen Chorus
singt:
„In Flammen naht sich Gott. Empfangt
ihn Morgentöne!
Fall' an sein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut
Auf! schmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, seine hochbegabte Braut!

Sie strömt auf dich herab, die königliche Feier,
Die hochzeitfestlich' deinen Gott umfängt!
Verhülle dich in den Vermählungsschleier,
Der strahlenreich von seinen Schultern hängt!
Ruf' ihm entgegen! Dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Aethers wandelt er.
Schau! Wie das Licht von seinem Flammenschilde,
So geht Entzücken vor ihm her.
Die Himmel, die in seinem Glanze schwimmen,
Umfeiern seinen wundervollen Gang.
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang!" —
So, Freund, begeisterte der Glaube die Altäre
Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt.
Und, o wie tröstend spricht sein Wort zur frommen Zähre,
Die von der Tugend Wange fällt!
Es sey kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel sey die Lust, der Gott darin das Laster;
Die Menschenwürde sey von ihrem Thron gestürzt:

O! dann ist nirgend Licht und Leben,
Der Mensch ein dumpfes Seyn, um das Phantome schweben,
Und Schatten fahren wild durch stumme Wüsten hin.
Es herrscht ein blindes Heer zerstörender Gewalten,
Das große Traumgesicht der Welt ist ohne Sinn,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Gestalten,
Und was Bedeutung lügt, täuscht zur Vernichtung hin.
Es rast in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu ringen,
Dem sich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Wahnsinn ist es, sich der Tugend auf zu dringen;
Das Streben der Vernunft, den Knoten zu entschlingen,
Ist Thorheit! Thorheit klagt und staunt den Zufall an.
So hat das Göttliche des Menschen keine Rechte,
Dem Rechte sich zu nahn? ihm gläubig zu vertraun?

Ist, was uns himmlisch dünkt, von irdischem Geschlechte?
Sind wir der Noth, sind wir des Zufalls Knechte? —
Ach! immer dunkler wälzt das Graun
Herauf die schwarzen Mitternächte,
Die unsern heilgen Stern, den Thron
Des Rechtes, zu verschlingen drohn.
Allein dieß Graun, dieß Widerstreben
Dem Zufall sich dahin zu geben,
Erschüttert deinen Geist, wenn dich ein Mißklang irrt,
Um dein Gemüth empor zu einem Gott zu heben,
Der einst das Recht versöhnen wird.
Du siehst: das Laster schwelgt bei lauten Jubelchören,
Die Tugend darbt, die Unschuld wird verkannt,
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt,
Die Weisen baun am Heil, daß Narren es zerstören!
Hier ist es, wo dein Herz auflodernd sich empört! —
Vernunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören,

Der Zufall, der da wild den Gang des Rechtes
stört?
Verklagst du so die Blindheit eines Blinden?
Doch nein! du kannst dich hier dem Glauben nicht
entwinden:
Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die hier im Drang der Welt sich göttlich frei
entfaltet.
Ja, mächtig, wie ein Lebenstrieb,
Hält dich der Glaube fest: daß eine Gottheit waltet,
Die ihren Namen tief in's Herz der Tugend schrieb.
Uns ward ein Sinn des Rechts, und Trieb nach
Lebenswonne;
Und dieser Doppelstrahl, der in dies Daseyn fällt,
Verleugnet nicht die ferne Sonne,
Die einen höhern Kreis erhellt.
Es ist ein Gott! und sieh! die Nebel sind
zerflossen
Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeister, lag.
O, Mensch! vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt!

Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts berauben:
Gott ist, weil eine Tugend ist!
Vernimm ihr leises Wort! es wird an Hehra mahnen;
Und selbst ihr seufzendes Warum
Ist nur ein ernstres Himmelsahnen:
Ihr ist die Mitternacht nicht stumm.

Die Tugend leitet uns, wo irre Träume grübeln;
Sie führet uns durch dieses Labyrinth,
Das uns mit täuschenden Geweben überspinnt;
Sie zeugt von Gott, Trotz allen Erdenübeln,
Die nur Triumphgepräng' in ihrem Zuge sind.
Und Heil und Heiligkeit sind zwo verwandte Flammen;
Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in Einen Geist zusammen;
Und dieser Geist ist Gott, kann Gott nur seyn.
Kein Endlicher mag sich zu dieser Höh' erheben;
Die höchste Seligkeit, das reinste Geistesleben
Sind in sich, durch sich Eins: Gott fasset sie allein.

Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich
so warm umfasse?
Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief er-
erfüllt? —
Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse,
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.
Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,
Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Göt-
terart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbart.
Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur;
Sie spricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube spricht von ihr zu der Natur.

Ja, die Natur! magst du sie selbst empfinden?
Du trägst in dir ein Bild von einer Körperwelt;
Dieß Bild empfindest du, nicht was sie selbst enthält;
Doch ohn' ihr Seyn und Wesen zu ergründen,
Zu fassen, wie sie ist: du glaubst an ihre Welt.
Da, wo die Morgensterne schweben,
Da spricht dein großes Seyn, Unendlichkeit, uns an,

Ein Reich der Herrlichkeit, das ist, und nicht
begann.
Ist denn die Geisterwelt entfernter unserm Leben?
In uns fängt sich für uns das Reich der
Geister an.
Der höchste Geist ist Gott, und du wirst seiner inne,
Wenn tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt.
Hier ist sein Heiligthum, und dort im Reich der
Sinne
Ist er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.
Den Hohen, Tiefverborgnen schleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der offne Tag, die Luft, voll Lerchenstimmen, feiert
Sein großes, wunderbares Seyn.
Und eifernd predigt ihn die hehre Wolkenstimme,
Die von den Wölbungen des Himmels niederschallt
Von ihm begeistert, rauscht der Wald;
Von Gott erzählt die Luft, die an des Baches
Krümme
Hinunter spielt, und leis' um Angerblumen girrt.
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine Stimme,
Der kleine Wandrer dort, der durch den Mooswald
irrt.

Wo Hebra feierte, dort in den Heiligthumen
Des Felsenthals, vernimm das stille Wort der
Au'n!
Dort lies — sie spricht von Gott — die heilge
Schrift der Blumen!
Er wandelt in des Haines Graun,
Und kündet sich mit weihevollem Schauer
Dem Zweifler an, der durch die Wildniß klagt,
Und jeden Halm im Thale seiner Trauer
Nach einer Gottheit dieses Tempels fragt.
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die Blume
sagt.
An seinem Herzen ging, mit wildem Grimme,
Der Tod vorbei, und riß, mit kaltem Spott,
Ein theures Leben weg; und eine dumpfe Stimme
Der Wüste seufzet auf: „Verhängniß, bist du
Gott?" — —
Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Lebens-
spuren
Behorcht die stille Luft; das Haingeflüster nur
Erzählt des Tages Ruh dem Hirtenthal der Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen
Hin über die verschattete Natur.

Das Leben träumt; schon feiert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfest,
Wo sich die Wahrheit gern, in ihrer keuschen Hülle,
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrscht und weihet unser Fest.
Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeier;
Und sie, mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,
Und läßt ihn über diesen Glanz
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit nieder-
wallen.
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienst der Welten auf.
O schau! wie Zug an Zug sich dränget!
So groß, und doch so still! Ein Geist der Stille
hänget
In diesem Tempelraum die Flammenkronen auf!
Ein Geist der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dieß wandelnde, dieß weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen,
Vor welchen unser Fest beginnt!

Erhabne Nacht, laß deine Strahlen schimmern!
Führ' alle deine Sonnen auf!
Das Irdische vollendet seinen Lauf;
Es richtet an den wüsten Trümmern
Der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.
Vor allen sey Orion eingeladen!
Er prang' einher in seinem Weltenchor!
Dort schauen selbst die traurigen Hyaden,
Aus ihrem düstern Nebelflor,
In stiller Heiterkeit hervor.
Es heben sich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter schön empor.
Dort ruht der Schwan; und leise Töne gleiten
Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unsterblichkeit.
Da schwimmt der Halbmond hin, und Aetherlüfte fächeln
Um seine goldne Stirn, von Dämmrung sanft umgraut.
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,

Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.
O! laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle,
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern
Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!
Dort öffnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,
Und ein erhabnes Fest, umglänzt von Sphären=
reigen,
Hervor aus tausend Morgenröthen brach.

Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen,
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Lebensocean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.
Die Milchbahn streckte weit, durch unermeßne
Fluren,
Die tausend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte seine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unsterbliche Gedankenstrahlen
In meinem tiefsten Leben auf.

Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;
Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf.
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;
Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelaun,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schaun.
Sanft dämmerte das Licht der Dioskuren,
Halb überschattet, halb erhellt,
Gleich den, im Menschen tief verschlungenen,
Naturen
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich sah den Strahlenkranz im Haar der Jung-
frau schweben;
Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.
Die Lyra tönte sanft, wie Aeolsharfen-Laut;
Die Aetherstille ging in Harmonieen über.
Es wehten Lieder von der Flur
Des festlichen Arcturs herüber;
Und röthlich blinkte der Arctur,
Als wär' er überblüht mit lauter Rosenkronen.

Hier ist es, wo, im Schooß der lieblichsten Natur,
Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.
Doch zitterte, halb Licht, ein Sterngewölk empor.
Es wand aus fernen, düstern Räumen
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun stürzte Sirius sich in die Huldigung
Der Feiernacht, wie eine hehre,
Auflodernde Begeisterung,
Mit seiner ganzen Gluth, mit seinem Flammenmeere.
In tiefern Nächten schwamm der ferne Uranus,
Den seine Monde kalt erhellten,
Weit hinter'm Jupiter und allen Sonnenwelten,
Und doch mit Herrlichkeit und vollem Ueberfluß
Von Lebenskräften ausgestattet.
Und näher säuselte der Hain,
Der meine Venus überschattet,
Dieß liebliche Gestirn. Da wehn die Lüfte rein
Den Quell des Lebens an, der unter Myrtendecken,
Voll Harmonie, den Durst der heißern Sehnsucht löscht,
Und selig alle dunklern Flecken
Hinweg von guten Seelen wäscht.

Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;
Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,
Die in den reinsten Aetherdüften
Des weiten Lebens sich verlor. —
So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der Sphären.
Und dieser Gottesdienst verkündet keinen Gott? —
Bei jenen flammenden Altären
Im Tempel der Natur! hier ist, hier herrscht ein Gott!
Sein Odem ist die Kraft der ewigen Gewalten,
Das Leben dieses Raums, die Seele der Gestalten!
Dort betet die Vernunft: „Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt:
Dort findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist."
Es sey kein Gott: und todt sind diese Himmelsflammen;
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;
Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.

Es sey kein Gott, von dem die Welten stammen;
Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht:
Der weise Zufall rief, in aller ihrer Pracht,
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseyns große Nacht, sich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerin,
Auf deren Schooß wir einst in Schlummer fallen,
Sie fragt umsonst: Woher? Wohin? — —
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen
Mit heller Flammenschrift: Ich bin!
Dieß ist die Schrift, an die auch Engel glauben.
Wie weit der Kreis auch sey, den Engel über-
schaun:
Sie haben weiter noch zu glauben.
Darfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt ver-
traun?
Laß vor den Wundern dieser offnen Hallen,
In heilger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir knien,
Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;
Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern

Der Sehnsucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeist, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie seine Welten, zählt,
Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.

So find' ihn dann im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,
Und im lebendigen Atome,
Der, kaum gesehn, im Lichtstrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geistern, angestrahlt von seiner Göttlichkeit.
Vor ihm ist keine Zeit, uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten:
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.

Vernimm sein unbeschränktes Walten:
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten;
An seiner Kraft und Herrlichkeit
Entbrannten jene Sonnenflammen,
Ihr Lichtquell fort und fort ist Gott,
Durch ihn und in ihm hält der Weltenbund zusammen:

Die große Welteinheit ist Gott.
Doch zeugt dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, von Gott!
O! glaub' es dir, und den Versicherungen
Der Welten dort: es ist ein Gott!
Ja, glaub' es dir, der innern stillern Mahnung!
In dir, in dir, da spricht ein tiefes Wort der Ahnung
Zu deinem Geist: es ist ein Gott!
So steht der Mensch in dieser Tempelrunde
Der Schöpfung da, und trägt ein hohes Priesterthum,
Umringt von Gottes heilger Kunde,
Von seines großen Namens Ruhm. —
Doch still! — nichts Menschliches von Gott wag' auszusagen!
Laß demuthsvoll an unsre Brust uns schlagen,
Und sprechen: Gott ist Gott — und groß, und klein
Ist nur der Mensch in Thun und Seyn!
Sey dann mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umschleiert!
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie.
Der Tugend öffnet sich das Reich der Harmonie;

Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feiert,
Und die Natur die Melodie!

Es ist ein Gott! Der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;
Sie spricht es aus: Es ist ein Gott!

Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus, in die, mit Welten umblühete, Flur.
Es ist ein Gott! antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.

Der stille Geist, der innerste, seligste Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott;
Und leise spricht, im flötenden Nachtigalliede,
Der Hain es nach: Es ist ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Uebel des Lebens
Erhöhn den Geist, erheben die Seele zu Gott.
Die Tugend kämpft, und fordert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt: Es ist ein Gott!

Inhalt
des dritten Gesangs.

Lebenssinn, Durst nach Glückseligkeit, und Wahrheitstrieb sind die leisen Ahnungen unserer Fortdauer.

Ausgestattet ist der Mensch mit einem, weit über dieß Daseyn hinausreichenden, Lebenstriebe, der ihn, Befriedigung suchend, durch Gefahren hinreißt; und immer ist ein entferntes Dort, woran seine Erwartungen hängen.

Die höchste Anstrengung seiner Thätigkeitskraft und die Unzufriedenheit, selbst im Besitze des reichhaltigsten Daseyns, bezieht sich auf Lebenserweiterung, für welche kein Opfer ihm zu groß ist. Ja, er verschmäht es nicht, das Schattenleben eines Todtenmahles in seine Phantasie aufzunehmen. Sein Wahn, seine Thorheiten sind verzerrte Schattenbilder. dieser Sehnsucht, deren Ansprüche selbst die Vernunft vertritt.

Eben so über die Grenze dieses Daseyns hinausgreifend ist das Ringen des Menschen nach Glückseligkeit. Er fühlt tief, daß er sie bedarf, und daß sie ihm mangelt. Daher seine Unbeständigkeit. Vergebens sucht er überall den Himmel seines Herzens auf. Es häufe sich um ihn der Ueberfluß aller Lebensgüter: er besitzt die Glückseligkeit nicht. Aus der Unendlichkeit strahlt sie herab, wie das Leuchten der Wahrheit.

Dieses Leuchten der Wahrheit endlich, dieser Reiz der Erkenntniß reget den Forschertrieb auf; er erhebet sich, und steht vor einer unerschöpflichen Fülle. Der Eintritt in das Gebiet der Unermeßlichkeit ist schon hier ihm eröffnet, und läßt ein ewig fortschreitendes Leben der Erkenntniß ihn ahnen. Welch ein bedeutender Fortschritt der gesammten Menschheit ist es, der sich zwischen der rohen Menschennatur und der feinen Griechenkultur wahrnehmen läßt! Die Weisen der Vorzeit sind Morgensterne eines heraufdämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit ist ein aufgehendes Morgenroth, welches der lichtvolleren Zukunft voraus geht. Der Genius der Zukunft tritt in den Stunden der Einsamkeit tröstend vor die Seele; und wie aus fernem Nebel dämmert das Land unsrer Hoffnung empor.

Dritter Gesang.

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,
In die Unendlichkeit hinaus.
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als Du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus!
Gießt Trieb und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenei,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne. —

Doch warum fragen wir die Sterne,
Ob Gott ein Gott des Lebens sey?
Der Boden, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.
Welch Leben schwärmt und säuselt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm, das junge Laub!
Welch Leben schwimmt im Schooß der Wolk' und hier im Thaue!
Das Mückenheer am Teich — es ist belebter Staub!
Horch hin! und nirgends ist so todt die tiefste Stille,
Es wehet leis' in ihr ein Athemzug empor.
Und hoch aus dieser Flut der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Mensch hervor;
Der Mensch, ein Sohn des Staubs, und über Staub erhaben!
Schau! wie zum Engel sich das zarte Mädchen schmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;

Es ist der Mensch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter sich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über sich hinauf.
Und dieser Mensch geht dennoch unter?
In wenig Erd' und Thau löst sich der Denker auf?
Der hohe Mensch, der dasteht, und den Lauf
Der Wesenflut umforscht, ist selbst nur eine Welle,
Die, nichtig selbst, aus dieser Flut entquoll,
Und wegsinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächste Wallung folgen soll? —
Ist diese gränzenlose Fülle,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter schimmern läßt, ist diese Flut zu seicht,
Ein Menschenleben zu erhalten,
Das jammernd dort am Ufer ringt,
Und, unter drängenden Naturgewalten,
Die Arme zitternd noch um's holde Daseyn schlingt?
Was ist es, daß der Mensch so stark, so unerschüttert
Sein Daseyn liebt und lieben muß,
Und daß er, wenn er dort erhöhten Selbstgenuß
Von ferne sieht, durch grause Tode zittert,
Und wild in die Gefahr sich wirft?

Er sucht die Ruh, und flieht die stillern Lebens-
stellen.
Was ist es, daß er tief aus seinen reichsten
Quellen
Nur Durst und heißre Sehnsucht schlürft?
Mag ihn die Brandung halb verschlingen:
Noch lüstern schauet er in's wilde Meer hinab;
Er findet mit dem Schmerz sich ab;
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen.
Und immer ist zu klein der Raum, den er erstritt;
Und immer hört er noch entfernte Götterstimmen;
In's weitre Daseyn will sein Wahn hinüber
schwimmen,
Und überall nimmt er das enge Daseyn mit.
Er schifft am Wolkensaum, ergreift den Blitz am
Flügel,
Und wirft ihn neben sich darnieder in den Staub.
Was hoch steht, ist sein Ziel, das Niedre wird sein
Raub;
Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel,
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe Spur
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur.
Er wirft ihn ab, den engen Zügel

Der Wirklichkeit, die ihn gefangen hält;
Selbstthätig schafft er eine Welt,
Die Welt der freien Kraft, die in den Spiegel
Der Phantasie aus seinem Innern fällt.
Und in der Schöpfung der Homere
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums;
Mit Platons Genius erfliegt er Sphär' auf
Sphäre;
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —
So reich! und immer ist mit seinem Geist
kein Friede!
Und ewig ohne Ruh, als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit.
Dort hinter allen Sonnenscheiben,
Dort liegt das unbekannte Land;
Dahin jagt rastlos ihn ein wunderbares Treiben;
Er zürnt dem Arm, der ihn auf diesen Hügel bannt,
In's Dunkel stürzt er sich, und glaubt sich unver-
loren;
Hin greift er über Nacht und Grab,
Reißt hier den dünnen Faden ab,
Dort wird ein neues Leben ihm geboren:

Dieß strahlt dem Weisen vor, und blitzt im Traum
des Thoren.
Der graue Stein, mit Moos und Rasen überdeckt,
Dieß Todenmahl im Raum versunkener Gestalten,
Ist eine Hand, die, noch das Daseyn festzuhalten,
Sich starr empor aus wüstem Grabe streckt.
Zwei Stunden Zeit — zu werden und zu
schwinden —
Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt!
Kannst du den Widerspruch ergründen,
Daß an's Unendliche das Endliche sich drängt?
Wer zügelt diesen Drang? er fordert immer wilder!
Des Menschen Wahn, sein Stolz und seine Eitelkeit
Sind nur halb leserlich verzerrte Schattenbilder
Des innigsten Berufs der Lebensthätigkeit.
Vergebens, nur vergebens lüde
Die Götterwelt ihn ein, von der die Phantasie
Das reichste Lebensbild entlieh.
Das Kind wird seiner tausend Spiele müde;
Jedoch des Spiels, des süßen Spieles nie.
Ja, Leben ist es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in seinem Geiste reift,
Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,

Nach süßer Lebenshelle greift.
Begeistert schaut der Greis, mit halb erloschnem Blicke,
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,
Wenn hinter ihm, wie eine lange, schmale Brücke,
Dieß Leben sich hinunter zieht.
Und welche Hände konnten, zum Versinken
Im finstern Strom, ihm diese Brücke baun?
Darf diesem Lebensdrang, und seinen holden Winken
Das arme Herz sich nicht vertraun?
Ist dieses innre Weiterstreben
Ein leeres Hinschaun, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;
Verunglückt ist ihr dann das ganze Menschenleben!
So rechnet kühn der Mensch. Wenn das vermessen ist:
So ist es die Vernunft, die er sich nicht gegeben,
Die sich so freventlich vermißt.
Der große Britte schwand; noch leuchten die Gestirne,
Die er gezählt, bei denen er gethront:
Und Blumen keimten nur empor aus dem Gehirne,

Worin ein Weltsystem gewohnt?
Aus jenem Herzensblut, das einst in mattern
Und stärkern Pulsen Lust und Leben ausgedrückt,
Sieht deine Trauer schon die Rosenkrone flattern,
Die Hehra's stillen Todtenhügel schmückt! —
Versank ihr Geist mit der zerstürmten Hülle:
Dann ist das einzig Leidende — der Mensch;
Dann ist im Raum der weiten Lebensfülle
Das einzig Sterbende — der Mensch.

Die Rose fällt, die Duftgestalt verschwindet;
Allein ihr Staub, der sich durch tausend Formen treibt,
Sich immer wieder trennt, sich immer wieder bindet,
Und blühend aufersteht — er bleibt.
Staub oder Blatt — es bleibt! Ist denn der hohe Engel
Im Menschen, ist der minder werth,
Zu dauern, als das Blatt am Stengel,
Das eine Raupe trägt und nährt?
Wie? oder ist der Mensch, der, selbstgebietend,
Ein freies, lichtes Seyn in seinem Busen pflegt,
Er, der in sich die Welt, in sich die Gottheit trägt,

Ist er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch, den wüthend
Der letzte Sturm herab von seinem Lenze schlägt?
Es tönt geheimnißvoll in seiner innern Tiefe,
Als ob zum Leben ihn in seiner Brust
Ein tausendfaches Echo riefe;
Doch stirbt er hin mit jeder Lust.
Und warum muß der Mensch durch tausend Tode gehen?
Weil tausendfaches Leben ihm gebührt.
Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,
Das ewig, ewig weiter führt.
Durch Tode geht der Mensch, damit er leben lerne;
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf;
Schau hin! die Sonn' erlischt, und tausend Sonnensterne
Ziehn aus der tiefen Mitternacht herauf.
Verlaß den Laubensitz, voll abgefallner Blätter!
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,
Dieß große Lied von Gott, dieß Heldenlied für Götter,
Und fühle deine eigne Götterspur!

Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet,
Wir ahnen einen tiefen Sinn.
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreist,
O, welche Flut des Seyns! die tiefen Wogen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist.
Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben waltet,
Weissagend mehr als Eine Welt sich ab,
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor dir entfaltet;
Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.
Wie klein versinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb sich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße
Wonach das weite Herz sich sehnt.

Und darum schwankt der Mensch; kaum trägt er seine Liebe
Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er seinen Kranz: so welkt die Ros' und sinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geist ihn triebe;
Er flieht aus sich hinaus, und fordert Seligkeit;
Er greift, und was er faßt, ist ein Gewächs der Zeit.
Sey groß, sey stolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,
Der Erdengüter Glanz: du hast nur Erdengüter;
Glückseligkeit, die hast du nicht.

Und doch, als ob er dort und da vielleicht sie fände,
Schwärmt hoffnungsvoll der Wunsch hinaus!
So strecken ewig tausend Hände
Nach ihr sich unermüdet aus.
Ihr ruft der niedre Sklav am Ruder der Galeere;
Ihr winkt der hohe Sklav in bunter Fürstenpracht;
Es fragt der Geiz nach ihr im weiten, wüsten Meere,

Und hört die Warnung nicht aus der Gewitternacht;
Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,
Und findet gelben Staub, und eine dumpfe Leere;
Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dunkelheit,
Und bettelt feig um sie bei einer armen Lüge
Des Ehrenschmucks, den die Gewalt verleiht;
Der Dünkel fordert sie — als ob sie Kronen trüge —
Vom Schaugepräng der Macht und ihrer Eitelkeit;
Dort jagt nach ihr der Held durch eiserne Gefilde,
Und stürzet dort vor einem Schattenbilde
Verblutend hin — auf einen Lorbeerkranz. —
Was Innen leuchtet, dünkt uns ein entfernter Glanz.

So glaubt der Mensch an einen Hügel Erde,
Worauf so kurz die schönste Stunde blüht;
Er wähnt, daß diese Welt den Funken löschen werde,
Den Flammendurst, der tief in seinem Wesen glüht.
Nimm hin den Kelch der Lust; zwei Mal hast du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und schon

Ist von der Lippe weg der Nektarkelch gesunken.
Auf! richte dich empor! du bist des Himmels Sohn.
Die Götterfrucht grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit.
Und wenn die Seligkeit mit ihrer schönern Palme
Das neue Himmelsleben weiht:
Auch dann wird sie noch unserm Herzen fehlen,
Bei jedem neuen Feierkranz;
Wir mögen tausend, tausend Kränze zählen;
Doch nie besitzen wir sie ganz.
Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,
Sagt vom beglückten Bösewicht sich los;
Nur eine Blume läßt ihr Aufflug niederfallen,
Und diese fällt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnst, sie zu erreichen,
Zu immer blühendern Gesträuchen,
In welchen sich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet sie so eilig,
Und läßt das Herz zurück, das sie so stark entführt?
Das große Ziel ist ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüberleuchten soll.
Sie strahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,

In schöner Stille, wie der Stern
Der hohen, nie errungnen Wahrheit,
Von fern, und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick sich diesem Stern,
Kaum siehst du ihn den Kreis beglänzen,
Der sich für deine Pflicht erhellt:
So steht er auch schon auf den Gränzen,
Und leuchtet hin nach einer höhern Welt.
Doch täuscht vielleicht in ihrer Zauberhülle
Die Ferne mich, wohin kein Seherauge dringt?
Weissagt mir dieser Muth, der nach Erkenntniß ringt,
Weissagt er nicht das Heil der aufgeschlossnern Fülle?
Dann sprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitssinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geist,
So über sich hinaus zu träumen,
Um dort zu fordern, was ihm hier gebricht? —
Aus Licht ist er zum Licht geboren;

Zu einem höhern Loos' erkoren,
Ist seine Heimath hier auf Erden nicht.
Hier ist der Vorsabbath der höhern Lebensfeier,
Die Morgenstunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu schauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum verdeckt.

In diesem Dunkellichte halten,
Zwar Täuschung noch, und Wahn und Trug,
In wechselnden und streitenden Gestalten,
Durch's Leben ihren Schattenzug.
Es sey, daß hier der Mensch im täuschenden Gewirre
Verlockender Gestalten sich verirre:
Nach Wahrheit, nur nach Wahrheit ringt sein Geist.
Und sollt' er dennoch nie das weitre Ziel erstreben,
Das heilig ihm der Genius verheißt?
Ja, weihet opfernd sich dem Wahn ein edles Leben:
Ist das die Wahrheit nicht, der dieser Sieg gebührt?
Die hohe Göttin ist es immer,
Die so den Muth begeistert, so entführt;
Ob auch im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.

Nur leise kündend naht die Sonne sich dem Volke;
Ihr Flammenantlitz ist auf Morgenduft gemalt:
So mildernd ist die schöne Rosenwolke
Nicht Sonne zwar, doch sanft von ihr bestrahlt.
Dieß ganze Daseyn ist ein Spiegel,
In den ein blasses Bild der hellern Zukunft fiel;
Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raschen
Flügel.
Wohin? Ein ewig Dort ist ihr entferntes Ziel.
Laß zur Geschichte, diesem Sarkophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn!
Laß ihren grauen Schatten auferstehn,
Und die verhüllten Geister dunkler Tage
Vor deinem Geist vorübergehn!
Den fremden Zug beginnen finstre Stunden;
Und andre sind mit Blut getauft;
Sie weisen trauernd hin auf tief geschlagne Wunden
Durch Wunden hat die Menschheit sich erkauft!
Dann färben heller sich die grauen Nebeldünste;
Wie unter tanzenden und schönen Kindern, tritt
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geschlungner,
Künste
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.

Die Zeiten sind weissagende Kassandern;
Und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft
auf.
Horch! sie verkündet uns ein großes Völkerwandern!
Die Menschheit ringt schon hier von einem Ziel
zum andern,
Sie kämpft sich immer mehr zur Menschlichkeit
hinauf.
Am Peneus trat ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederseelen,
Wie Nachtigallen aus der Myrt', empor.
Da horchte tief, aus seinen Felsenhöhlen,
Der aufgesungne Menschensinn hervor.
Es zog ein milder Geist durch das entzückte Ohr
In jeden sanft gestimmten Busen,
Und trug ein blühendes Elysium hinein.
Arkadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte seine Musen.
Des Lebens höchste Blüte schloß sich auf;
Das Göttliche, die Kraft des Guten und des
Schönen,
Verkündete sich ihm in zaubervollen Tönen,
Und hob zur Göttlichkeit den freien Geist hinauf.

Da trat hervor die Lieb' aus ihren Myrten;
Sie heiligte den jugendlichen Tanz;
Die wilde Lust verschwand, und Heldensöhn' und
Hirten
Umflog der schäferliche Kranz.
Die Charis lächelte die stürmenden Heroen
Hinein in ihre sanftre Welt;
Da ward das Liebliche dem Hohen,
Das Sanfte ward dem Großen zugesellt.
Geweckt von seinem eignen Strahle,
Vernahm der Mensch sich selbst und was in ihm
begann!
Der Genius erflog das Reich der Ideale,
Dort brannt' er flammender den Himmelsfun-
ken an:
So glorreich warf er ab die Bürde,
Die ihn zur Erde zog; er ging aus sich hinaus;
Und das Geheimniß seiner innern Würde
Sprach über ihn das Wort der Weihung aus.
Nun glänzen die hellenischen Gefilde
Von einer Schöpfung himmlischer Gebilde,
Die jeden Lebenstraum zu einem Tempel weihn,
In welchem hohe Götter walten.

Die Grazien der Weisheit ziehen ein;
Erhabne Worte spricht der Hain;
Und Wahrheit hüllt in freundliche Gestalten
Des Urlichts reinen Wiederschein.
Wie hold umfängt sie uns in Psyche's sanfter
Trauer!
Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,
Und ihm, mit einem Geisterschauer,
Den zarten Sinn des Lebens eingehaucht.

Hell, mit Blüten überschleiert,
Lauscht des Hains geweihte Nacht,
Wo die Gottvermählte feiert;
Aber eine Stimme wacht.

Psyche schwebt durch Rosenzweige;
Alles blüht in heiterm Licht.
Stimme der Entführung, schweige!
Aber ach! sie schweiget nicht.

Psyche, Trotz dem Warnungsrufe,
Hört den Zauberton der Welt,
Neigt sich von der Götterstufe
Lüstern nieder, horcht — und fällt.

Psyche fällt! ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerin,

Wie das Graun erzürnter Manen,
Durch die sanften Rosen hin.

Schatten sind's, die sie umgeben.
Wie ein holdes Traumgesicht,
Schwand der Gott aus ihrem Leben,
Nur aus ihrem Herzen nicht.

Blühte das Gesträuch nicht röther,
Das in Kronen sich ergoß,
Als der reine Himmelsäther,
Noch um Psyche's Wange floß?

Ach! die Schuld im Busen schattet
Tief herauf in ihren Blick;
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles stumm, wo Psyche wallet;
Nur ein leis' entwehtes Ach,
Das den Hain durchgirrte, hallet
Ihr die Felsentochter nach.

Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft sie an, sie zu erretten;
Doch der Gott erhört sie nicht.

Seine finstern Schrecken zeigend,
Naht der stille Genius,
Und versagt ihr, ernst und schweigend,
Den erflehten Friedenskuß.

Endlich ist es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;
Endlich hat sie ausgerungen;
Die Erlösungsstunde naht.

Hohes, himmlisches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;
Psyche kehret zu den Armen,
Denen sie entsank, zurück.

Lichte Kronen in den Händen,
Nahn die Götter sich, und weihn,
Psyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.

Hier ahnest du den Geist, der über die Beschwerden
Der dunkeln Pilgerschaft ein mildes Dämmern gießt.
In diesem Schauerlichte schließt
Den schönen Lebensbund das ernste Seyn und Werden.

O, laß uns in das Götterland,
In's liebliche Gebiet der Fabelauen,
Das unterging, und nicht verschwand,
Mit hohem Ernst laß uns hinüber schauen!
Noch leuchtet Platons Geist, der, wie ein Sonnenblick,
Einst durch die Lenze Griechenlands gelodert;
Trotz der Natur, die giebt und wiederfodert,
Blieb uns sein Genius zurück.
Dort brachen Sonnen durch, die Nebel zu zertheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand.
Ein Sokrates, ein Solon, ein Cleanth,
Hell leuchten diese Feuersäulen
Hinüber in's gelobte Land.
Nach diesen Geistern laß uns schauen,
Wenn drückend über uns das Erdendunkel liegt!
Verkünden sie uns nicht ein leises Morgengrauen,
Das rettend sich an dieses Dunkel schmiegt?
Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Ist eine triumphirende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zukunft schaut.

Ein jeder Schritt, den unser Streben
Dem Reich der Wahrheit abgewinnt,
Er ist ein Schritt hinein in's heitre Geisterleben.
Jedoch, daß wir durch dieses Labyrinth
Nur langsam uns der Fülle näher winden,
Dieß treibt in uns die Kraft zum Streben auf;
Und daß wir sie nur ahnen, nicht ergründen,
Dieß ist ein hoher Wink; er winkt hinauf! hinauf!
Ja, dieses Ahnen: einst die reifre Frucht zu brechen,
Zu wandeln einst in einem reinern Licht,
Ist ein geheiligtes Versprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.
Mit diesem feierlichen Gottesworte,
Mit dieser Handschrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerettet hin
Zu jener finstern, tief verschwiegnen Pforte,
Und fordre — denn die Handschrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches sie verspricht.
Nur darum senden weit entlegne Sterne
In unsre Wolkentag' ein mattes Licht herein,
Daß unser Geist im dicht verhangnen Lebenshain

Sein eigner Schutzgott werden lerne.
Doch heller wird's um unsern Pfad,
Wenn sich durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel
Der Genius der Zukunft naht.
Er offenbart sich in der hohen
Begeistrung einer schönen That;
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,
Die zwischen uns und unsern Frieden trat,
Und heiligt zum Genuß der innern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die in der Flut
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verborgne Friedensinsel, ruht.
Da sieht der freie Blick den Strom vorüber-
gleiten,
Sieht wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten
Am fernen Horizonte sich erhebt;
Das Morgenland, wohin das Heimweh unsrer
Thränen,
Dieß tiefe, nie gestillte Sehnen,
Geheimnißvoll hinüber strebt.

Inhalt
des vierten Gesangs.

Der Gott des Lebens kann den Menschen, den er mit so dringenden, über dieß irdische Seyn hinausfordernden Bedürfnissen ausstattete, nicht vernichten wollen; denn überall wehen uns aus der Natur Töne der Huld entgegen; und selbst der Schmerz ward zum Schutzgeist der Freude bestellt. Diese holde Pflegerin des Lebens kommt uns freundlich entgegen, und schließt sich, nicht unwürdig der hohen Bestimmung, dem Gefolge der Tugend an. Eine nicht minder hohe Begleiterin unserer heiligsten Gefühle ist die Phantasie. Sie erhebt uns über dieß Daseyn hinaus, und feiert mit einer schönen Seele das Leben höherer Welten. Aus höhern Welten kamen, um uns die Pilgerschaft durch diese noch mehr zu versüßen, die Liebe und die Freundschaft, wie zwei tröstende Genien, herab, und blicken voll Sehnsucht nach ihrer Heimath zurück, zu ihrem Himmel, der sie nicht zurück weisen kann. Diese Sehnsucht, und wenn sie auch in einem leichten, heitern Leben gleichsam in den Hintergrund zurück tritt, verschwindet nie.

Auch die Dunkelheiten unsers Erdendaseyns sind eine Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens regen in uns die großen Bedürfnisse auf, um mit der ganzen Kraft ihrer

6

Ansprüche auf eine Zukunft uns zu begeistern. Kamen nun Leben und Vernichtung aus einer Hand: so ist dieß Daseyn eine Welt der Widersprüche. Das Leben ist eine flüchtige Erscheinung, in der wir nur unsre Mängel fühlen lernen. Unzufrieden mit sich selbst, blickt der Weiseste in die Vergangenheit zurück. Die Gestalten der Erde verschwinden; die unsterbliche Kunst sieht ihr Gebilde zerfallen; alles deutet hin auf physischen Tod; aber die Auflösung des irdischen Daseyns ist die opfernde Vergötterungsscene des geistigen Menschen. Selbst in der Natur findet kein Uebergang zum Nichtseyn statt. Wir wissen zwar so wenig das Woher, als das Wohin unsers Seyns: genug, daß wir sind; daß die Natur nicht auflösen kann, was im Reiche der Gestalten nicht entsprang. Des Menschen innigstes Seelenleben, die geistige Kraft, das Heilige zu fassen, die Tugend anzuerkennen, ist über die Ansprüche der Natur erhaben. Die Art des Zusammenhanges der geistigen Kraft mit der sinnlichen Organisation begreifen wir nicht. Unabhängig von diesem Geheimnisse, ist die Anerkennung unsers innigsten Berufs: fortzustreben zu einer immer mehr befriedigenden Vollendung, die eine Unendlichkeit verbürgt und voraussetzt.

Vierter Gesang.

Unsterblichkeit.

Es sey gegrüßt, das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens bricht;
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten spricht!
Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,
Dem Thal, um welches kühn empor die Tempelhöhn,
Die Felsen, wie Erinnrungsmahle
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch einmal den Tag vorüberziehen,

Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweien Welten hing,
Als uns dieß Gotteshaus umfing,
Dieß Felsenthal, voll großer Phantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Tageslicht so still hinunter schwand,
Als sich der Mond dem Ostgewölk entwand,
Und über den verlaßnen Fluren,
Wie eine aufgeblühte Hoffnung, stand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unversiegten Lebensquelle.
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasserfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da schlug, wie eine leise Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unserm Geist.
Es war so still um ihn, wie nach verstummten Flöten,
So still, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten.

Nichts war um uns, als Gott und die Natur.
Da schauderte durch's Herz die Kraft, sich aufzuringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier sah der Geist in's Ewige hinaus;
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unsichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit Verachtung
So viel erhabnen Lebenssinn
Und so viel Gottheit zur Verschmachtung
An's große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg vor seinem Angesichte,
Den Menschengeist, den er so tief,
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen, rief?
Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.
Schon tritt ein rother Morgenschimmer
In meine düstre Einsamkeit.
Du, Herold Gottes! hast du nichts mir zu verkünden? —

Du sprichst: „Mich hat die Huld gesandt." —
Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten
schwinden,
Aus denen heitres Leben auferstand.
Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen, hängt,
Wird den erwachten Tag umschweben,
Der liebend seine Welt umfängt.
Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft, mit tausend Stimmen,
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, spricht: „O Mensch, die Gott-
heit liebt!"
Kann rührender die Liebe sprechen,
Als durch den Himmel, den sie giebt?
Vernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebens-
triebe,
Der tausendstimmig zu dir spricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht."
Zu einem ernsten Freudentempel weihten

Verborgne Hände diese Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,
Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hin begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.
Die Huld hat an die Rasensitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundin schütze.
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Es war in einem Nachtviolen=Grunde,
Da heiligte der Schmerz mit einem ernsten Blick
Und hohem Ahnungssinn ihr stilles Seelenglück:
Vergessen wird sie nicht der weihevollen Stunde;
Die Thräne ließ er ja zum Denkmahl ihr zurück.
Die Liebe hat die Welt geboren;
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf den Schooß;
Und beide haben einen Bund beschworen,
Es zu beseligen, das reiche Menschenloos,
Dieß liebste Pflegekind der Horen.
Halb fliehend, und nur darum schön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihrer Kron' entgegen.

In Thälern feiert sie und auf geschmückten Höh'n
Den süßen Augenblick; sie hebt zur Lust die
Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie füllt die Lerchenbrust mit lyrischem Getön,
Daß sie die Zeit des Heils den Wolkenhallen singe.
Es schwebt ihr Geist im leisen Wehn
Der Waldluft hin, und schlägt um jeden Zweig
die Flügel.
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, sich drehn,
Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüte roth, wie eine Mädchenwange;
Sie zieht als Dryas ein, wo du die Laube wölbst;
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange:
Denn werth des Himmels seyn, ist halb der Him-
mel selbst.

Und daß schon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradieseswelt beginne,
Ward unserm Geist ein Wesen zugesellt,
Aus Geist und Sinnlichkeit geboren:

Die Phantasie ward auserkoren,
Zu öffnen uns die reiche Wunderwelt.
Sie zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne strahlt,
Und lockt in Thäler sie, wo Nebeldüfte wehen,
Auf die so blühend sich der Regenbogen malt.
Und über öde, todte Räume
Weiß sie Lebendigkeit und Glanz und Licht zu streun;
Der Freud' erzählt sie rosenfarbne Träume;
Sie singt den Gram mit Himmelsliedern ein.
Sie hat den mächtigen Gesang erzogen,
Der das Gemüth der Erd' entreißt;
Sie schwebet auf der Flut, auf den belebten Wogen
Der Töne hin, wie Gottes Geist.
Bald seufzen ihre Töne leise Klagen
Der Sehnsucht aus, die schöne Seelen drängt;
Bald flattern sie dahin, gleich frohen Kindertagen,
Um die ein bunter Frühling hängt.
Was sprach so süß, wie ein Gesang der Musen,
Die Harmonieen deines Herzens nach?

Sie rief den Echolaut, zur Stimm' in deinem Busen,
In einer zarten Seele wach.
Sie haucht der Liebe diese Zauberworte,
Sie haucht ihr ein die Seelenmelodie'n;
Sie schmückt das Leben ihr, wie eine Siegerpforte,
Durch die bekränzte Horen ziehn.
Der Hoffnung giebt sie morgenrothes Leben,
Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ruh;
So treten beide hin zur Gegenwart, und weben
Dieß Zwischenland mit Blumendecken zu.
Sie faßt die Gegenwart in ihren Zauberspiegel,
Und strahlt verschönert sie zurück;
Sie schwingt sich auf von diesem Hügel,
Und Himmel öffnen sich vor ihrem Seherblick;
Sie schaut hinaus, und sieht ein großes Lebenswandern;
Da zieht es hin durch die erhabne Ruh,
Und eine Sonne blitzt der andern
Den Gruß der Lieb' und Lebensfreude zu.
Wie Funken, die auf Aetherfluten glimmen,
Von einer höchsten Sonn' herab
Auf diese Flut geworfen, schwimmen

Die goldnen Inseln auf und ab.
Von der Begeisterung getragen und erhoben,
Begeht ihr Götterfest die Phantasie dort oben,
Und weihte s i e nicht im Prophetentraum
Zur Tempelheiligkeit den Raum
In jenem Abendthal, das deine Trauer feiert?
Wo durch die grüne Nacht, die festlich niederhing,
Wie mit Verklärungsglanz umschleiert,
Die himmlische Gestalt der reinsten Seele ging!
Geheim umflüsterte das Laub die Tannenreiser,
Wie Liebeslispel einer jungen Braut;
Und die Natur sprach leis' und immer leiser;
Die Gegenwart verschwand, wie ein verklungner Laut.

Um Hehra war's so heilig, wie am Sitze
Der Unschuld, die ein Gott bewacht.
Ein schönes Leuchten, wie verschwiegne Blitze,
Vergoß die heitre Sommernacht.
„So wie dieß Leuchten — sprach die Fromme — glänzt am Staube
Der dunkeln Erde still der Gang der Tugend auf."
Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,

Die das begeisterte Gemüth hinauf
Zur Heimathflur geweihter Seelen trugen.
Es feierte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen schlugen
In Hehra's Seelenfest hinein.
Sie blickt' empor, und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber schauen.
Da rief sie: „Schön ist doch das dunkle Menschenloos!
Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumenschooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und groß
Liegt vor uns da das ernste Seyn und Werden.
Wie eine Zukunft, schaut die Abendwelt,
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeschlafnen Tags, wie goldne Träum', umwallen.
Der Altar glänzt daher, und wonnefestlich schlägt
Empor von ihm die Glut, wie Opferflammen-Lohe:

Da feiert seliger der Glaube, der die hohe
Verheißung Gottes durch die Himmel trägt.
Nun sieh das Zweigestirn, wie still und mild
zusammen
Dort auf und ab die beiden Sterne gehn,
Und ewig sich einander hold umflammen!
O, laß uns dort Bedeutung sehn!
Es geht der große Geist der Liebe
Durch seine Schöpfung, die er trägt und hält;
Er schlingt das süße Band der holden Wechsel-
triebe
Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Und o, wie feierlich ist jener Raum erhellt,
Wo immer meine schönsten Lichter brannten!
Die Kron' am Himmel zieht die Seele himmel-
wärts,
Und strahlt mit ihren Sternendiamanten
Der Hoffnung Freudigkeit in's Herz."
Und immer heller wird's in Hehra's innerm
Leben:
„Dort" — rief sie aus — „wo freudig ab und auf
Im dunkeln Raum die Strahlenwelten schweben,
Löst glorreich sich in Licht und Leben

Das schauerlichste Dunkel auf.
Die Gräber dort sind lichtbekränzte Thore,
Durch die der Genius, der uns hier kalt berührt,
Der Genius der letzten Hore
Die Pilgerschaaren Gottes führt,
Wenn sie, von einer Welt zur andern,
Die große Gottesstadt durchwandern.
Wie selig dämmert zu dem Glauben es herab,
Das stille Land der Hoffnung und der Liebe,
Zieht uns empor vom eitlen Weltgetriebe,
Und spiegelt sich im reinsten Leben ab!
Wohl ist die Bürgschaft für den Himmel
Der Himmel hier in unsrer Brust." —
So Hehra. — Tief versank das rauschende Getümmel;
In Nacht versank vor ihr der Traum von Schmerz und Lust.

Der Mensch hört auf zu seyn; und schon beginnt der Engel,
Wenn er in sich den Himmel nicht vermißt,
Wenn, Trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,
Der Gott in ihm auch mit ihm ist.
Du sahst die Zukunft sich in Hehra's Leben spiegeln.

Da fiel in deine Seel' ein wunderbares Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die schöne Zuversicht.
Der Glaub' umfaßte nun mit einem Friedens-
bunde
Dieß Erdenthal und jenes hohe Seyn. —
Begegnen wird dir einst mit dieser reichen Stunde
Die Ewigkeit noch dort am finstern Todtenhain.
Sey Friede dann mit diesem Schattenleben!
Dem Himmel ist es ja so nah verwandt;
Und Lieb' und Freundschaft weihn darin ein stilles
Land,
Das sie, wie Genien, umschweben,
Aus einer schönern Welt zu uns herab gesandt.
Wo eine Tugend an die Brust der andern,
Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt:
Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da feiert eine Engelwelt.
Sey hoch beseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.
Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten,

Frommen Menschen tröstend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.
Zu der Lichtwelt seufzen sie hinauf:
„Deinen Himmel haben wir verkündet;
Darum nimm uns, wenn hier alles schwindet,
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!"
Unter trauernden Erinnerungen
Liegt verschattet unser stiller Pfad.
O, vergüte, was die Zeit verschlungen,
Und das Schicksal grausam niedertrat!
Unsre Herzen sind voll Todtenmahle,
Wie der Rasen im Cypressenthale.
Zwischen Gräbern seufzen wir hinauf:
„Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!"
Ruft dieser Seufzerlaut der reinsten Lebens-triebe
Vergebens einen Himmel an,
Zu retten, was so schön, so feierlich begann? —
Die Sonne droben ist ein großer Blick der Liebe;
Gott schaut mit diesem Blick uns an:
Ihn frag', ob Gott vernichten kann!
Vernichten, Freund! — o sieh, er sendet,

Mit allen Segnungen der höhern Lebensruh,
Der dunkeln Stelle, wo dieß Leben endet,
Noch seinen Friedensengel zu!
Mit Phädon flog am Arm des Glückes
Das heitre Leben hin; es war ihm ein Gesicht,
Das ein Mal nur erscheint! die Zukunft war ihm nicht.
Jetzt tritt herein der Geist des letzten Augenblickes,
Bedeutend ernst, wie ein Gericht;
Er löst die sanfte Blumenkette,
Mit welcher Phädon gern am süßen Leben hing;
Und Hehra tritt zur Lagerstätte,
Wo sie der Händedruck des Scheidenden empfing.
Er sprach: „Sieh hier den Tod! in seinem Schatten lauert
Bewaffnet ein empörtes Schmerzgewühl!
Geist — Kraft — und ewig todt! ach, die Vernichtung schauert
So kalt durch's widerstrebende Gefühl!"
Die Sanfte sprach: „Wir gehn von Pflichten, Freund, zu Pflichten,
Zu neuer Thätigkeit dahin." — Und Phädon rief:

„Dich, Engel, kann ein Gott der Wahrheit nicht
vernichten!
Gott! Gott!" — Er wandte sich; sein brechend
Aug' entschlief.
Es ist ein Gott des Rechts! O, glauben wir
dem Munde,
Der endlich vor der Tugend ihn bekennt!
O Heil! das höchste Heil der Stunde,
Die tröstend uns den Retter nennt!
Nicht immer schwebt im sanften Blütenregen
Der Geist der Huld um unser Herz;
Das Schicksal klopft mit harten Schlägen
An unsre Brust, und draußen steht der Schmerz.
Wir schrecken auf, und zitternd sinkt das Herz
Auf Trümmer seines Friedens nieder!
Tritt näher hin: und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes ist der Schmerz.
Er spricht: „Laß ihr Gesetz die Weltnatur erfüllen!
Blick' über ihr Gebiet hinaus!
Der graue Nebel mag den Sonnentag verhüllen:
Er löscht die Sonne selbst nicht aus." —
So spricht der Feind, vor dem wir zittern;
Doch Friede sey mit ihm, der ihm und uns gebührt:

Er ist ein Engel in Gewittern,
Der zu dem höhern Frieden führt:
Den finden wir selbst im Cypressenschauer,
Wo er die Seele Lykophrons erhob,
Als über des Verlaßnen Trauer
Der sanfte Farbenkranz aus Licht und Nacht sich
wob.

Das Ungewitter schwieg; zerrißne Wolken
hingen
Vom Abendhimmel tief herab;
Die Sterne, hinter Wolkenschatten, gingen,
Wie stille Geister, auf und ab;
Und Lykophron trat an ein frisches Grab.
Da schimmert' es vom Hügelrand herüber;
Der Halbmond schaute, wie ein trüber,
Ein halbgeschloßner Blick, in's Urnenthal herab.
„Melida!" rief der Gram — „so tief, so tief
versunken
Ist all' die Herrlichkeit, die blühend dich umfing!
So tief in Nacht erlosch der Funken,
Woraus hervor das lichte Leben ging!"
Das Himmlische zerfiel, wie Blumenstaub der
Fluren;

Und doch, wie drückten sich so zart und rein
In diesen Blumenstaub die Spuren
Vom Wandel eines Engels ein!
Da sieh! ein dünner Nebel kam gezogen;
Und, wie ein Traumgebild aus blühender Natur,
Umarmt' ein nächtlich sanfter Friedensbogen
Das todte Dunkel seiner Flur.
Da war's, als spräch' ein Geist zu ihm die Worte:
„Erhebe sich das trauernde Gemüth!
Der Friedensbogen dort, die sanfte Blumenpforte
Zum Himmel, ist aus Licht und Thränen aufgeblüht." —

Fürwahr, die Hand, die unter Blütendecken
Uns hinführt in den Hain der Lust,
Wirft auch den Sturm an unsre Brust,
Vom dumpfen Sinnentraum den Geist empor zu schrecken.
Mit *welchem* Druck sie uns berührt:
Es ist die Hand der Liebe, die uns führt!

Und diese Liebe stürzt — ach! wie von einer Klippe,
Vom Daseyn uns so rettungslos hinab?
Sie reißt den Lebenskelch hinweg von unsrer Lippe,

Für den sie so viel Durst uns gab?
Sie ruft, durch die Natur, zur seligsten Vermuthung
Der Dauer, Geist und Herz hinauf,
Und baut, zur gräßlichsten Verblutung
Des Lebens, hier den Opferaltar auf?
Wie? hat sie darum nur in dieser Stufenhalle,
Den Menschengeist so hoch hinauf gestellt,
Daß er vom Gipfel seiner Welt
Mit desto tieferm Sturze falle?
Sie sandte selbst den Blick von Licht in seine Nacht,
Aus welcher er doch nie zum hellern Tag erwacht?
Sie hat den Sinn der Freiheit in die Seele
Nur darum tief, so tief hinein gelegt,
Damit der Geist in seiner Kerkerhöhle
Die Ketten fühle, die er trägt?
Die Tugend fordert unser Leben,
Sie fordert Opferung, und ihre Vollmacht lügt?
So mag das Laster nicht, so laß den Edeln beben,
Der diese Welt verlor, und jene nicht ersiegt!
Dann kehre weg den Blick vom großen Weltenbuche!

Hohn lacht dir die Natur in ihrem Morgenroth;
Das ganze Leben wird zum Fluche;
Ja, dann ist Tod um uns, und nichts, als Tod!
Wir wandeln hin im großen Schattenreiche;
Was fallen kann, sind Trümmer nur;
Die lebende versenkt die todte Leiche;
Ein schrecklich Opferfest begehet die Natur!
Der Blutaltar — dort steht er aufgerichtet;
An seinem Fuße gähnt ein schauderhaftes Grab!
Dort wird im Menschen eine Welt vernichtet!
Dort bricht der Anfang eines Gottes ab! — —
O, diese Widersprüche stürmen
Dich deiner feierlichsten Hoffnung zu!
Das Leben triumphirt, und seine Palmen schirmen
Die heilgen Stellen deiner Ruh.
In diese Friedenspalmen flüchte
Dein Glaube sich, wenn er, verjagt
Von Zweifeln, vor dem Weltgerichte,
Das du im Busen trägst, das Menschenloos verklagt;
Wenn er hinauf klagt zu den Sternen,
Daß, in dieß Daseyn eingeengt,
Wir eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort sind, eh' sie uns umfängt.

Laß einen Edeln sich vom Erdenstaub erheben!
Mit einem Seufzer geht der Weiseste dahin.
Las Casas stirbt — o sieh! der ganze Sinn
Des Lebens drückt sich aus in einem solchen Leben.
Wie unbefriedigt schaut er auf den Raum zurück,
Wo seine Tag' ihr kurzes Daseyn hatten!
Das ist der letzte, dunkle Blick;
Es ist, als würf' er nur noch einen leisen Schatten
Aus einer höhern Welt zurück.
Er sieht die Zeit, wie sie, mit aufgerißnem Flügel
Dahin mit unsern Thaten flieht.
So tritt er auf den letzten Hügel,
Um den ein Abendtraum vom langen Tage zieht.
Zu seinen Füßen schreit Chiappo's Volk in Ketten,
Die Spaniens Tyrann um freie Menschen wand;
Der fromme Seelenhirt streckt zitternd aus die Hand,
Vom Drucke die Verzweifelnden zu retten;
Und, wie ein Segen, hängt an seinem Blick die Ruh.
Sein Wüthrich zürnt herab von seinem goldnen Sessel;
Las Casas bebt, und wirft die kaum gelöste Fessel

Den armen schwarzen Brüdern zu.
Da, wo er rettete, schwebt ein erhabner Engel;
Und wo sein Muth der Tyrannei erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag.
Es ist der Schatten seiner Mängel;
Er kennt ihn wohl, und büßt ihn seufzend ab.
Ein Himmelsahnen schwebt nun sanft, wie eine helle,
Versöhnende Gestalt, auf seinen Geist herab.
Das reinste Leben gleicht der Quelle;
Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe, Welle
Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.
Und solch ein Leben streckt umsonst die Hand hinüber
Nach einem höhern Ziel, das aus der Ferne winkt?
Es fällt, wie ein Phantom, ein Luftbild, welches trüber
Und immer trüber jetzt in seine Nacht versinkt? — —
So kann, so darf das Heilige nicht enden!
Hinüber sichernd über Nacht und Grab,

Kam — um an uns den Himmel zu verpfänden —
Das Göttliche zu uns herab,
Und strahlte — daß der Mensch sich selbst getreuer
bliebe —
Der Tugend sanften Wiederschein,
Wie Nebensonnen, in die Triebe
Des dämmernden Gefühls hinein.
Da ward die Knechtschaft erdgeborner Sinne
Des göttlichen Gebiets, das ihr so nah' ist, inne.
Verkündet nicht der freie Göttermuth,
Daß er aus fremden Welten stamme?
Dieß Daseyn ist der Heerd, von dem die Lebensgluth
Auflodern wird zur hellern Aetherflamme.
Nur, was der Erd' entsteigt, wird auch der Erde
Raub.
Geschlechter schwinden fort, noch ehe sie veralten;
Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden Gestalten;
Sie schütteln grauenden Verwesungsstaub
Aus langen, düstern Schleierfalten;
Und was bekränzt war, trägt verdorrtes Laub.
Die Gegenwart tritt auf; und weg vom jüngern
Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit.

Die Weltgeschichte selbst begräbt die Weltgeschichte,
Verwischt den alten Schattenriß der Zeit.
Die Mahle der Vergötterung verwittern!
Die ewige Natur reißt stolze Cedern fort.
Schau! wie versteinerte Jahrtausende, stehn dort
Die Riesenfelsen auf — die Zeit wird sie zersplittern.
Das Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht
Steht lauernd hinter jedem Schimmer.
Wir trauern über Hellas Trümmer;
Und finster blickt der Ernst auf Roms versunkne
Pracht.
Verschüttet sind, Athene, deine Hallen,
Wo seinen lichten Kranz der Genius erflog!
Dein Riesenbogen ist zerfallen,
O Rom, durch den dein Triumphator zog!
Das Heiligthum des kühnen Säulenganges
Umwuchert längst entweihendes Gesträuch;
Und leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich
Die Muse des aonischen Gesanges.
So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!
So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —
Doch dauernd ist, was innen waltet:
Unsterblich ist der Genius!

Entstehen, Seyn, und Tod! — Verhängnißvolle Worte,
Ihr seyd der Inhalt jedes Erdentraums!
Des feierlichen Throns, so wie des Hüttenraums!
Die Erd' ist das Gerüst der engen, grünen Pforte
Des Schattengangs, der sich hinab in's Dunkel zieht,
Wohin der Thor mit Graun, mit Ernst der Weise sieht.
Dort zittert schwer ein müder Greis hinunter;
Ein reiches Leben ging in seinen Tagen unter;
Die Welt ist nicht mehr sein, die seine ging zur Ruh.
Er wankt ihr einsam nach. — „Wohin?" — Wohin, fragst Du?
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen Erde;
Sie fragt nicht, ob ein Morgenroth
Zu irgend einem Lenz sie wieder wecken werde.
Der Mensch nur fühlet seinen Tod;
Der Mensch nur fragt: „Wohin?" — Ist diese ernste Frage
Nicht eine Nacht, in der es halb schon tagt?

Sie spricht ein Jenseit aus, wonach sie diesseit
fragt.
So geht der Mensch zu seinem Opfertage,
Und durch das Fest der dunkeln Opferung
Zur leuchtenden Verherrlichung.
Mit tiefen Schatten ist der Weihaltar umhängen;
Der Göttertag ist noch nicht aufgegangen;
Tief hinter diesem Opferhain,
Da bricht er an, und löst die heilgen Stunden,
Die Liebespfänder seines Himmels ein.
Bezahlet ist die Schuld, die Erd' ist abgefunden:
Und nun beginnt ein neues Seyn.
Vom Seyn zum Seyn geht alles Leben über;
Gestaltung reift zur Umgestaltung nur;
Und die Erscheinung schwebt vorüber.
Zum Nichtseyn ist kein Schritt in der Natur.
Es mag ihr Flammenblitz den Eichwald nieder-
trennen;
Und aufgelöst ist eine Form des Seyns.
Nur was sich fügte, mag sich trennen;
Des Menschen Geist ist innig Eins.
Zwar überschattet Nacht den Urquell unsrer
Tage;

Wir wissen nicht, woher, wir wissen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Welle trage;
Doch mein Triumph ist, daß ich bin!
Wir wissen nicht, wohin! drum müßten wir verschwinden?
Wir wissen nicht, woher! und doch, o Freund, wir sind!
Fortstreben wird, was geistig hier beginnt:
Sieh! *Leben*, *Heil* und *Licht* und *Gottes Huld* — das sind
Die Zeugen, die das *Ewige* verkünden. —
Noch *Eine Bürgschaft* ruht tief in des Menschen Brust:
Es ist das *Heilige*, das die Natur nicht kennet,
Das innre Seyn, das uns den Geist der Tugend nennet.
Durch *sich* nur ist der Mensch sich dieses Seyns bewußt;
Du bist nicht, was dir die Natur gegeben;
Sie warf es dir, als einen Schuldbrief, zu:
Dein, innig dein ist nur das Seelenleben,
Dieß Seelenleben selbst bist du.

Wie Seel' und Körper sind, und wie sich
Eins hinüber
In's Andre tief zu einem Seyn verflicht,
Zu einem solchen Seyn? — der Mensch erforscht
es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber.
Erforschten wir es auch, sprich: was gewönnen
wir?
Gewönnen wir an Muth und Kraft, uns auf zu
schwingen,
Und unsern Himmel selbst hienieden zu errin=
gen? —
Genug! die Tugend bürgt dafür,
Daß nicht in der Natur ein Quell versiegen
werde,
Der jenseit der Natur entrann.
Was irdisch ist, gehört der Erde;
Das Heilige gehört dem Himmel an. —
Seyn werd' ich, weil ich bin. Triumphgesang,
erschalle!
Erschalle tief in die Unendlichkeit hinein,
Daß aus der Tiefe laut dein Jubel wiederhalle!
Triumph! ich bin; und darum werd' ich seyn!

Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erflieget der Geist dein lichteres Reich.
Weit hinter ihm, wo die Gestalten ringen,
Verrauschet der Sturm am dürren Gesträuch.
Ihr, vom Naturgesetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchstrahlt den ewigen Raum;
Mein Geist fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender strahlt sein ahnender Traum.
Es ist von ihm hinweggesunken
Der irdische Druck; das Göttliche nur,
Den linden Strahl, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur!

Inhalt
des fünften Gesangs.

Im Menschen ist das Ziel des Menschen, der Grund seiner höheren Hoffnungen aufzusuchen. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweier, einander widerstreitender, Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung, aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, giebt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der selbst in seiner verderblichsten Richtung den Beobachter zum Erstaunen fortreißt; das Große darin hält ihn fest. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Hoheit

auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt das hohe Bild der Tugend vor die Seele. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Bedürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hoffnung dringender zu werden.

Das Urbild ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegenüber, welches die Möglichkeit ausschließt, jenes zu erreichen; die Vernunft ist also genöthigt, eine Fortsetzung unsers Daseyns anzunehmen. Der Glaube an dieß Fortschreiten des Lebens bringt sich uns unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld leiden sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fordert Gerechtigkeit für sie. Diese innere Stimme, die den Frevel verdammt, und die Unschuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab, und das Entzücken, welches eine Edelthat in das beobachtende Gemüth zurück wirft, ist ein Vorgenuß jenes höheren Daseyns: oder der Mensch ist zur Lüge geboren, zum Widerspruche mit sich selbst. Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Ein inneres Gesetz, ein Beruf von Hoheit und Würde ist die Jüngerweihe für ein höheres Seyn, das Unterpfand eines Himmels, der Erhebung gebietet. Brutus schmähet die Tugend, weil sie Rom ihm nicht erretten half; allein ihr Reich, ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der Gang der Natur schreitet in den

Gränzen der Nothwendigkeit fort. Es ist die Aufgabe der höheren Natur des Menschen, im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu seyn. Aus' diesem Kampfe geht die geübtere Kraft des bessern Willens glorreich hervor. Der edle Garve verdiente hier wohl, zum Beispiele zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbei führte, und unter Geduld erschöpfenden Qualen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edeln Mann so hoch über physische Gewalten erhebt.

In eben dem Maaße, wie die Kraft eines würdigen Strebens den Edeln erhebt, wirkt diese Kraft niederschlagend auf das Gemüth des Sünders. Wenn längst aus einem Leben die Tugend entfloh: sie läßt darin eine strahlende Erinnerung zurück; sie ist zu sehr Bedingung des innern Daseyns, daß Beide: die Heuchelei und die Reue, sich gedrungen fühlen, ihr Huldigungen darzubringen.

Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseyns, sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edlern Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blick der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Frieden um gute Menschen verbreiten. Dieß Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heller an Hehra's schöner Seele hervor, im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reizenden Täu-

schungen verliert; aber die Stimme des Bewußtseyns schweigt nicht, bestimmt ist sie, als eine warnende und strafende Nemesis unsere Führerin zu seyn durch das Leben. Oft läßt sie sich in einem großen Beispiele der siegenden Kraft vernehmen. Christus stellt in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beispiel auf.

Fünfter Gesang.

Tugend.

So wag' es dann, o Freund! zu dir dich zu erheben!
So wag' es dann, zu haben, was du hast;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein hochgeweihtes Gut,
In deinem innern Daseyn ruht!
Im innern Daseyn liegt ein Buch uns aufgeschlagen,
Wie eine offne Gegenwart.
Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weissagt uns das Ziel, das unser harrt.
Wer ist der Mensch? — Auf beiden Wegen
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,

Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menschen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer;
Hoch flammt es auf; doch stürzet er einmal
Sich von sich selbst herab: ein solches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauses Thal.
Mit Zittern staun' ich seine Höhen
In schrecklich wüsten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Wesen stehen,
Das so erschütternd fallen kann!
Begeistert blicktest du, in feierlichen Stunden,
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;
Und hast du in der Tugend Gott gefunden:
So such' ihn auch im Laster auf!
Ja, find' im Taumel Alexanders
Ruinen von Erhabenheit!
Was war sein Heldenwahnsinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erschütternd, wie der Friede
Der Welt, wohin er Mord und Frevelthaten trug,
Der Welt, worin er nichts so tief, als sich, erschlug.
Groß war der stolze Philippide;
Die Hoheit war in ihm zerstört.

Das große Laster, das dein Herz empört,
Ist die gestürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenspitze kehrt;
Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und verheert.
Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.
Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden niederstürmt:
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den stillen Zeitengang ein sanfter, edler Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters,
Und nichts Geliebters, als den Menschen, auf;
Und dieß Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo löst es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im Bösen
Gleich unbegreiflich sich! O sprich! wer gab der Zeit
Dieß große Räthsel auf? Wer wird, wer kann es lösen? —
Die Weisheit einer Ewigkeit!

Zwei Mächte sind im Menschen tief verschlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß:
Der Ruf der Tugend dort — sie fordert Opferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf Genuß.
Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fordert Huldigung,
Und fordert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwischen beide tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,
Das schön und immer schöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.
Wer ist die Glanzgestalt, die uns im Traum des Ruhmes
Hoch über uns erhebt? — Das ist die hehre Spur,
Der Schimmer unsers Götterthumes;
Das ist der Mensch der höheren Natur,
Der Mensch in seiner vollern Würde,
Die uns begeistert und entzückt.
Und darum trauern wir, wenn schwer des Alters Bürde

Zum Staub hinab den großen Menschen drückt;
Wir trauern, wenn so tief der Götterfunken,
In jenem Greis erloschen scheint,
Daß er, von seiner Kraft hinweggesunken,
Im Dunkel lebt, und kindisch lacht und weint.
Doch diesem Schatten gegen über,
Steht Fontenelle da, der ein Jahrhundert trägt.
Wie tönt sein Winterhain, den jede Muse pflegt!
In seiner Seel' ist Licht, ward auch sein Auge
trüber;
Vor seinem äußern Sinn erklingt
Nur schwach das Weltgeräusch: was kann's ihm
noch gewähren?
Zu seinem innern Sinne dringt
Der Psalm der Ewigkeit im Chor der Welten=
sphären.
So schön bewährt die Meisterschaft
Des Lebens nur der Mann der Kraft.
Es hat das Alter nichts an ihm zu rächen;
Sein beßrer Sinn war nicht den Sinnen unter=
than;
Selbstherrschend in sich selbst, verfolgt' er seine
Bahn;

Er hielt die Kraft, die Kraft hält ihn, daß sich die Schwächen
Der grauen Kindheit ihm nicht nahn.
Die ganze Menschheit strahlt in einem Meisterwerke
Der Lebenskunst, die an Vollendung strebt:
Wir sehn bewundernd, wie die Stärke
Das Leben trägt, die Kraft es hebt.
Du staunst zur Kraft hinauf, selbst da, wo sie zerstöret,
Wo sie das Große niederreißt,
Wo sie Gefahren trotzt, und Felsen weichen heißt;
Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geist.
Du staunst, wenn Archimed nur einen Standpunkt fodert,
Um selbst den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
Du zitterst, wenn empor die Kraft der Seele lodert,
Wenn sie verderbend auf in wilde Flammen schlägt;
Du bebst, wenn Hannibal hoch über Alpenschlünde
Das Schrecken wälzt, das Roma's Thoren dräut;
Du schauderst auf, wo Cäsars Eitelkeit,
Zum lauten Zeugen seiner Sünde,

Herab zu seinem Stolz den Glanz der Hoheit riß;
Du schauderst auf, wie vor beglänzten Trümmern;
Du siehst das fürchterliche Schimmern,
Die grause Sichtbarkeit der Sonnenfinsterniß.
Beseele diese Kraft mit freier, edler Güte;
Begeistre sie mit stillem Friedenssinn;
Vergöttre sie zur holden Pflegerin
Der reinsten Menschlichkeit, der schönsten Geistes-
blüte:
O! dann ergreift sie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;
Es kündet sich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Gestalt.
Ja, sie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,
Einst die ambrosische, geliebte Flur,
Und trug den festern Sinn der Lebensharmonieen
In unsre schwankende Natur.
Als noch der Mensch nicht in die Ferne blickte,
Noch, zwischen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte:
Da blühte seine stille Zeit.
O! schuldlos war er nur — nicht weise;
Sein Daseyn war ein Kindesloos.

Da nahm — ihm unbewußt — und leise
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch unaufgerissen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich, unter Küssen,
Von einer Brust zur andern legt.
Und freundlich, wie das Licht, worin der Tropfen
leuchtet,
Der einen Wiesenhalm befeuchtet,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;
Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verscherzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,
Auf seine Lippe kam der Schwur.

Erwacht wie eine neue, schöne Jugend,
Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh
Die stille Göttlichkeit der Tugend,
Und bracht' ihm ihre Hoffnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,
Wie eine sanfte Luna, schweben,
Mit ihrem Wiederschein von einer Sonnenwelt
Und, wie das ferne Licht, das eine finstre Höhle

Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild.
Und welch ein Raum von dieses Lebens Gränzen
Bis zu dem höchsten Ziel! wie weit!
Es ist der Weg zu Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieses Schattenthal der Zeit,
Wo, tief verhüllt und vielgestaltig,
Ein düstrer Geist um lichte Stellen schwebt?
Das ist des Schicksals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unsre Kraft erhebt.
Und dennoch soll der Mensch — mit welchem Grimme
Das Schicksal auch herein in seine Tage bricht —
Des Lebens würdig seyn; und wanken soll er nicht
Von dem Gebot der innern Stimme,
Womit ein Gott zu seinem Geiste spricht.
Nach einem Ziele soll er wandeln,
Das höher steht, als seine Zeit.

Ein Mensch zu seyn, und wie ein Gott zu handeln:
Wer rettet hier? wer löst den wunderbaren Streit?
Hier rettet die Vernunft, die hehre, gottvertraute.
Hervor aus ihrem tiefsten Leben wehn
Unsterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen inniger verstehn:
Es muß ein Pfad noch dort hinüber gehn!
So lautet die erhabne Sendung
An unsern Geist. Es ist der Pfad,
Auf welchem sich die Tugend der Vollendung,
Vollendung sich dem Frieden naht.
Je mehr die Seele sich empor ringt zu dem Frieden,
Des höhern Lebens sich bewußt zu seyn:
Je tiefer dringt sie schon hienieden
In's Götterthum der Seelen ein.
Das Götterthum der Seelen hat begonnen!
Mein höchstes Leben weihe sich!
Und ihr, o kommt, ihr feierlichen Wonnen
Des großen Heils, kommt über mich!

Ich schreite fort zur höhern Friedensfeier.
Auf! mein gefühltester Gesang,
Begleite du, geweihter Sohn der Leier,
Mit Siegestönen meinen Gang!
Hier liegt die Spur von meinem Morgen-
traume,
Der Punkt, den diese Sonn' erhellt.
Der Geist bedarf kein Heil von diesem Raume;
Sein Fried' ist nicht von dieser Welt!
Die Welt stößt unser reinstes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unschuld seufzt, und wir erheben
Zu einer Nemesis den Blick.
Wenn harte Tage schwer um heilge Stellen ziehen:
Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz,
und hält
Uns seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt,
Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feierkranz erhält.
Sieh dort die Unschuld hin durch ihre Blu-
men schweben!
Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schutze weihn?
O, möge doch das Schicksal ihr ein Leben

Aus Rosenluft und Abendstille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein;
Sie ist so selig, wenn sie unbefangen
Hinaus zu ihren Menschen geht;
Sie ist so heilig, wenn, mit Lächeln auf den
Wangen,
Sie vor dem finstern Hasser steht;
Sie hört noch nicht das giftige Gezische,
Das näher schon durch ihre Blumen rauscht;
Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorngebüsche,
Die tückisch ihren Gang belauscht.
Das Unheil naht! Ach! wehrt kein Engel?
Schone! schone! —
Die Schlange bricht hervor durch das Verhüllungs-
laub!
Der Sykophant erscheint! die Unschuld wird sein
Raub!
Er reißt von ihrer Stirn die zarte Rosenkrone;
Er tritt sie nieder in den Staub!
Und weinend hängt dein Blick am theuern Raube;
Zu einem Himmel seufzest du hinauf!
Sucht dieser Seufzer nicht, weit hinter'm Erden-
staube,

Das stille Land der Unschuld auf?
Unwiderstehlich dringt der Glaube
An eine Geisterwelt sich deinem Herzen auf.
So ringe dich empor, den Glauben zu umfassen,
Den Mittler zwischen dir und einer Götterwelt!
Ihn, der nie dich verläßt, ihn könntest du verlassen? —
Wenn du die Frevelthat verdammst:
Dann glaubst du, Freund, an einen Himmel;
Wenn du für Recht und Wahrheit flammst.
Dann lebst du schon in einem Himmel.
Tritt hin vor eine That, die selig dich ergreift!
Schau, wie der Seelenflug kaum an dieß Leben streift;
Und wenn du vor Entzücken trauerst,
Und wenn es weihend dich, wie Gottheit, überfällt:
Dann heiligt dich dieß Graun; du schauerst
Vor deinem eignen Geist, vor deiner innern Welt.
Es muß ein höchster Geist den Geist der Tugend ehren,
Die er so himmlisch uns entgegen führt,

Wenn nicht umsonst der Sinn für Recht so tief
uns rührt;
Zu einer höhern Welt muß noch der Mensch
gehören,
Wenn um das Leben nicht das Daseyn uns
betrügt;
Und die Vernunftwelt ist, wenn die Vernunft
nicht lügt.
Und lügt sie: dann ist selbst mein Daseyn eine
Lüge —
Durch die Vernunft nur bin ich, was ich bin —
Mein heiligster Beruf ist leer und ohne Sinn.
Je höher mich die Kraft des innern Lebens trüge,
Je tiefer sänk' ich nur dahin. —
Fürwahr, der Mensch ist hoch erkoren.
Der Ruf zur Pflicht ist Ruf zum Himmel, ist
ein Schwur,
Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeschworen,
Hier bei dem feiernden Altare der Natur.
Ja, dem Gewissen ist ein hohes Wort gegeben;
Es spricht: — „Der Götterwelt, o Mensch, gehört
dein Leben." —
Dieß Daseyn ist ein sinkendes Geschwätz,

Das am Cypressenhain verklinget;
Zu einem Leben, das sich höher schwinget,
Ruft uns im Innersten ein heiliges Gesetz.
Voll Ernst ist das Gesetz, das auf Vollendung dringet,
O, furchtbar Ernst in seiner Majestät!
Doch sieh! welch' ein Triumphzug naht von ferne!
Der Sieg, die Tugend ist's, mit Kränzen überweht.
Es wandeln Grazien — wie Sterne
Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Wiederschein.
Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche sie umblühen
Verläßt die Sphärenmelodieen,
Und mischt sich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geist uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freun.
Das Himmelspfand in unsern Händen
Ist — eines Himmels werth zu seyn.
So ist schon hier die Seligkeit geboren;

Dem Frommen ist erfüllt, was ihm sein Gott
verhieß;
Nur die Verlornen, sie verloren
Für diese Welt ihr Paradies.
So steh dann auf von diesem Schattenspiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit, und fühle,
Was über sie erhebt, und was mit ihr entflieht!
Roms Söhne fielen in die Ketten
Der Sklaverei vor ihrem Cäsar hin.
Es trat der letzte Römersinn
In Brutus auf, sein Volk zu retten;
Doch er erliegt, und flucht im. Fall noch einen
Strom
Von wild empörten Lästerungen
Der Tugend in's Gesicht. Sein Rom war ihm
entrungen.
O, Brutus! heißt die Tugend Rom?
Bedarf sie eines bald erloschnen Strahles
Vom Glanz des Erdenglückes? Nein!
Hier konnte — durfte nicht ihr Götterhimmel seyn;
Nur ihren Tempel schmückt der Frühling dieses
Thales.

Wie ein Werk Gottes, still und groß,
Erhebt die Tugend sich in ihrer eignen Würde.
Was auch des Schicksals Hand auf ihre Tage bürde:
Sie reißt sich kühn von niedern Banden los.

Das Schicksal waltet im Naturgebiete,
Und die Natur geht schweigend ihren Pfad,
Nährt hier ein Giftgewächs und eine Frevelthat,
Bricht dort ein Engelherz und eine zarte Blüte.
Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt,
Worin der Wahnsinn lebt, und Hehra's Leben fällt.
Sie trägt so gut den Narrn, der ihre Blumen pflücket,
Wie den geweihten Mann, der seinen Kranz erwirbt.
Der graue Sünder lebt; ein Steingewächs erdrücket
Die Lebenskraft, und Büffon stirbt.
Es sinkt der Mensch, der wie ein Gott gehandelt,
Wenn eine Fiber stockt, in's Grab.
Die Wolke forscht nicht, ob die Unschuld unten wandelt:
Sie schüttet ihren Blitz herab.

Die Welt hat nur die Welt zu geben;
Der Hunger weidet hin durch ihre grüne Flur;

Das innre, geistige, geheimnißvolle Leben,
Genährt von Himmelsthau, schlägt seine Wurzel nur
In das Gebiet vergänglicher Gestalten.
Da drängt es ringend sich hervor
Aus der Umfangenheit von irdischen Gewalten,
Und trägt sein Kronenhaupt wie ein Triumph empor.
Gewaltig kämpft und drängt das Würdige, das Große,
Zum Leben sich herauf. Ein Hauch entküßt dem Schooße
Der Dunkelheit die Blum', er küßt den Halm hervor;
Nur eine laue Nacht, und Haine blühn und Fluren.
Aus grauser Tiefe tritt das Hohe kühn hervor;
Aus harter Hülle kämpft die Tugend sich hervor;
Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen.
Dem Mensch n lächelt noch der mütterliche Blick
Der irdischen Natur, und milde Sterne walten;
Doch wie nun wird sich ihm das innre Seyn entfalten? —

Am Lebenseingang steht das treibende Geschick.
Sie braust daher, des Schicksals finstre Stunde;
Sie reißt die Well' empor, sie jagt das Leben auf;
Sie wühlet stürmend, was im Grunde
Der Flut verborgen liegt, herauf.
Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;
Der über nackte Kiesel rollt,
Wirft Kiesel aus am Uferrande,
Der über Goldstaub woget, Gold.
Dein Garve, Freund, spricht, mitten in dem Krampfe
Der Schmerzen, freundlich, wie die Huld,
Und siegend, wie die Weisheit, von dem Kampfe
Und vom Triumphe der Geduld.
So frei ist sein Gemüth, so stumm ist jede Klage
Der leidenden Natur; so stumm,
Als lägen hinter ihm die martervollen Tage,
Als säh er lächelnd sich nach ihnen nur noch um.
Dem Mann — und sucht' ihn auch die Sonne
Im Hüttendunkel auf — ihm biete kein Tyrann,
Es biete keine Macht ihm Ketten an!

Ihn schreckt das Elend nicht, bethört nicht Lebens-
wonne.
Wer mit dem klaren Sinn des unbefangnen Blicks
Den bunten Markt des Lebens überschauet,
Und seinen Frieden nicht dem Launenspiel des
Glücks,
Nicht sein Unsterbliches Vergänglichem vertrauet:
Der ist ein Lebensheld, ein Sieger des Geschicks.
Heil dem geweihten Geist, der so sich aufermannet!
Verbannt ein Nero ihn: der feige Wütherich
Verbannet ihn nicht, er verbannet
Aus eines Gottes Nähe — sich;
Für ihn, den Hohen, hat kein Schwerdt mehr
eine Schärfe;
Die Schuld nur hat das Recht, uns weh
zu thun:
Der Weise wird — wohin das Schicksal ihn auch
werfe —
Mit seiner Tugend seyn, bei seiner Unschuld ruhn.
Da, wo die Unschuld ruht, und von der Luft
umgeben,
In der sie wandelt fühlt der Sünder, was er
ist. —

„O, Tugend!“ — seufzet tief Elpinors innres
Leben —
„Daß du so himmlisch und so schrecklich bist!“ —
Der letzte Tageslaut verklang in dunkler
Ferne;
Still wandelte die Nacht durch die Natur;
Wie Augen Gottes, sahn die Sterne
Des Himmels nieder auf die Flur:
Da schlich Elpinor, wie zum Raube
Der Tiger schleicht, zur Rosenlaube,
Wo Holdy's Engel wacht — und fort
Aus der Natur scheint aller Zwist geschieden;
Doch spricht ihr leises Friedenswort
In's tobende Gemüth Elpinors keinen Frieden;
Sein Innres brütet Unschuldsmord.
Er naht der Laube sich, wo durch das dunkle
Schweigen
Ein ahnungsvoller Schauer rann:
Da weht es ihn, aus Holdy's Rosenzweigen,
Wie seufzendes Geflüster an.
Er horcht — die Fromme betet für das Leben
Der Mutter, deren Trost und Pflegerin sie war·
Und sieh! vor diesem frech entheiligten Altar

Ergreift den Sünder jetzt ein nie gefühltes Beben.
Ein Glanz der stillen Nacht durchzuckt den Frucht-
baum=Wald
Da schimmert durch die Laubenranken,
Die hin und her im Abendwinde schwanken,
Die schöne, betende Gestalt.
Die Zweige, die den kleinen Tempel decken,
Wo fromm und heilig Holdy kniet,
Sie drohn dem Wüstling Gottes Schrecken;
Zur Hölle wird um ihn die Gegend; — er entflieht.
Das Laster flieht zu seinen Finsternissen,
Wenn sich die Tugend naht. Was ihren Blick
umflammt,
Ist ein erscheinendes Gewissen,
Das schweigend den Verworfenen verdammt.
Und nieder schlägt er vor dem Schweigen
Der Heiligkeit und Wahrheit seinen Blick.
Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den Zeugen,
Die seine Schande sahn, zurück.
Der Sünder fühlt zu tief, daß in dem hehren
Blick
Der Tugend sich ein Gott verkünde;
Ja, wenn sie längst schon, trauernd und verhüllt,

Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles Bild
Noch im Gefühl, und blitzt durch das Gebiet der Sünde,
Wie eine Glanzgestalt durch das Gebiet der Nacht.
Sie ist's, die schaudernd auf in Alexander wacht,
Wenn er den Mantel auf die Wunde
Des von ihm hingewürgten Persers deckt,
Der, würdiger, als er, aus seiner Todesstunde
Verzeihend noch die Hand nach seinem Mörder streckt.
Wir sehn den fürchterlichen Ueberwinder,
Der, mitten im Triumph, der jauchzend ihn umstürmt,
Wie angeschreckt von Gott, die Gattin und die Kinder
Darius — vor sich selbst — mit seinen Armen schirmt.
Das ist die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heuchelei verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschlägt.
O, neige dich, Tyrann! vor einem Geist, der stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!

Dein Thron ist ein erhöhter Sitz im Kerker;
Du hast Gewalt, die hohe Seele Kraft!
Ja, mächtig ist der Glaub' an Tugend, dem die scheue
Von ihm ergriffne, Schuld vergebens widerstrebt;
Und, o wie fürchterlich! wenn die Gestalt der Reue
Vom Lager der Verzweiflung sich erhebt,
Auf daß im Unrecht selbst das Recht sich uns verkünde:
Das ist der Gottesdienst, womit die Sünde
Die Tugend feiert, und erbebt.
Auch was in zartern Seelen lebt,
Erfüllt oft das Gemüth mit jenem Wehmuthschauer,
Der, wie ein Ahnungstraum, in's innre Leben tritt:
Die Psyche brachte diese sanfte Trauer
Vom Scheidekuß der Götter mit.
Den frevelnden Odin verfolget dieser Glaube;
Er wandert durch den Wald; um ihn ist Nacht; er lauscht,
Und horcht erschrocken auf, wenn tief im finstern Laube
Ein unsichtbares Leben rauscht.

Was flatterte? — Die Unschuld einer Taube
Jagt Todesschauer ihm in's Ohr.
Ihn faßt ein pressendes Gezitter;
Aus schwarzen Grotten tönt es, wie ein Fluch,
empor;
Es ist, als murmelten ihm schlafende Gewitter
In Träumen ihre Donner vor.
Was macht die Phantasie zum finstern Zauber-
werke,
Die Furcht zum Nachtgespenst, das aus den
Büschen klagt,
Und auf den Hügeln wankt? Was ist es, daß
die Stärke,
Die keinen Gott bedarf, ihm ihren Muth versagt,
Daß er vor luftigen Phantomen zittert?
Vor welchem Graun entflieht der prahlerische
Spott? — —
Es ist die Geisterwelt, die mächtig ihn erschüttert;
Ihn schrecken Tugend an, Unsterblichkeit und Gott.
Die sanftern Ahnungen der Geisterwelt be-
gleiten
Des innern Lebens Harmonie.
Zu Himmelsgeistern werden sie

In dem Gemüthe, das sie weihten.
Sie sprachen uns mit leiser Sympathie
Im Blick der Unschuld an, die, gleich dem reinen Thaue
Der neu besproßten Morgenaue,
Noch unbefleckt am jungen Leben hängt.
Wie heilig ist die Welt, wo in dem zarten Kinde
Die reine Menschheit dich umfängt!
Sieh deine Mali! — Noch hat nicht die Welt der Sünde
Sich zwischen sie und Gott gedrängt.
O, mög' es in der Brust des Sünders warnend schlagen,
Der sich mit frechem Thun dem zarten Knaben naht!
Der Kindesreinheit fehlt das Wort, ihn anzuklagen;
Ihr heilger Blick verurtheilt seine That!
Und, weh! kein Gott vermag, ihn zu erstatten,
Den süßen Morgentraum aus einer Friedenswelt,
Der vor dem Schatten flieht, vor jenem schwarzen Schatten,

Der von des Sünders Haupt ins junge Daseyn
fällt.
Um unser Leben wandeln Kinder,
Wie stumme Engel hin, an Lieb' und Unschuld
reich;
Der göttliche Prophet, der große Heilverkünder
Gebeut uns: „Werdet Kindern gleich;
Denn ihrer ist das Himmelreich." —
Vergebens strecken sich — ist er einmal geschieden,
Der zarte, reine Kindessinn —
Die Arme nach ihm aus, nach seinem süßen
Frieden;
Der Engel ist entflohn, sein Himmel ist dahin! —
Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten;
Sie faßt ein Kind, und wähnt sich heilig überschirmt. —
Du, Unschuld, reiner Strahl aus bessern Welten,
Um dich ist Ruh, ob auch das Leben draußen
stürmt!
Wer aber kann vom Graun der finstern Schuld
befrein?
Ein heiliges Gemüth ist Licht im dunkeln Hain;

Wo Engel sind, ist Gott; und reine Seelen weihen
Den Himmel erst zum Himmel ein.
Der Glaub' an Tugend ist die sanfte Pur-
purstelle
Das frische Morgenroth der neuen Tageshelle,
Das unsern innern Tag ergänzt,
Und leuchtender an schönen Seelen glänzt.
In dieser Glorie stand Hehra's Seelenleben,
Wie eine selig heitre Flur,
Um welche Friedensgötter schweben.
Da war, von Ruh und Harmonie umgeben,
Nur Heiligung die waltende Natur.
Wo Hehra wandelte, da weihten
Die Grazien der Huld den lieblichsten Altar.
So wußte sie um sich den Himmel zu verbreiten,
Und wußte nicht, daß sie ein Engel war,
Der, selber nichts verschuldend, nichts bereuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefallnen naht, und sanft und schön
verzeihend,
Auf seinen Fehl den Schleier fallen läßt.
Ihr Rückschaun war ein seliges Erinnern,
Das, wie ein stiller Gott, vor ihrem Geiste stand,

Wenn ihre Ruhe sie in sich, in ihrem Innern,
Ihr Leben nur in Andern fand.
Wenn grause Stürme sich durch ihre Tage rissen:
Sie war ihr eigner Stern im Graun der Finsterniß;
Denn jegliches Gefühl war ein Gewissen,
War eine heitre Nemesis.
Wo taumelt eine Seele durch Gefilde
Der Lust, um die Betäubungsdüfte wehn?
Sie schau' in dieß Gemüth! sie wird an Hehra's Bilde
Nicht ungerührt vorüber gehn.

Kind der Lust, du leicht beschwingte Seele,
Die durch lauter Rosenhaine fliegt!
Dein Gefühl ist eine Philomele,
Welche sich auf vollen Aesten wiegt.

Zaubermächtig singen alle Räume
Deines Lebens deinen Frieden ein;
Deine Tage sind entzückte Träume;
Du erwachst, — und bist mit dir allein!

Rausche fort in bunten Wirbelreigen:
Nahe bleibt der Gott, den du entfernst!
Schaue! hinter deinen Rosenzweigen,
Da, da steht des Lebens hoher Ernst!

Was erheben soll, will nicht berauschen;
Wie ein Geist in stiller Finsterniß,
Wird ein heilig Wesen dich belauschen:
Fliehe nicht vor deiner Nemesis!

Was leitet unsern Geist, wenn seines Pfades Krümme
Sich drängend hin durch Labyrinthe flicht?
Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geisterwelt zu ihm herüber spricht,
So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,
Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann.
Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;
Und zagend schaun wir zu den Höhen,
Wohin die Stimme ruft, hinan;
Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sendung,
Und fordert und verbürgt die ewige Vollendung,
Das große, wunderbare Seyn,
Wo jene freiern Seelen wohnen,
Die sich mit unbefleckteren Kronen
Der Heiligkeit des nächsten Himmels weihn.

Oft steht, uns mächtiger empor zu schüttern,

Weg = weisend ein erhabnes Leben auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern.
Wir stehen da, wir schaun entzückt, allein mit Zittern,
Zur Tugendmajestät hinauf.
Voll Hoheit, und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf,
Der größre Sokrates der Christen;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüsten
Das hingetäuschte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn umschlich,
Mit einem Muth, der, selbst nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel, von ihm wich.
Sieh, welche Freiheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß er's, daß ihm so nah die Todesqualen drohen?
Wie stürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen
Mit ihren Thaten in die Nacht!

Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?
Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! —
Nur
Sein großes Ziel vermogt' er zu erstreben;
Ein Weihaltar war sein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.

Flamme Gottes ist die Weihung,
Die um große Seelen schwebt,
Und zur kühnen Selbstbefreiung
Jede Kraft des Geistes hebt.

Mag das wilde Schicksal walten:
Die erhabne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Fest auf ihrem Göttermuth;

Ringt sich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelschlag besiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.

Wer, in solcher Hoheit thronend
Kühn es wagt, sein Gott zu seyn,
Und, im eignen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuschrein:

Den umfesseln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht.
O, der Freie trägt erhaben
In der Brust das Weltgericht!

Inhalt

des sechsten Gesangs.

Es waltet demnach eine zweifache Natur im Menschen; und in dieser Beziehung lebt er für zwei Welten: für die Sinnenwelt und für die Geisterwelt. In jener entwickelt er sich als Naturwesen; in dieser reift er durch sittliche Freiheit zur sittlichen Freiheit. In jener ist er leidend; in dieser gilt seine That.

Daß er mit einer Kraft zu freierer That ausgerüstet sey, beweiset im Allgemeinen seine Fähigkeit, dem Zusammenleben und den Wechselverhältnissen seiner Gattung eine Verfassung zu geben. Roms Freiheit ging aus der Freiheit des Römers, nicht diese aus jener, hervor; und mit dieser sank jene darnieder. Die neuesten Erscheinungen einer blutigen Anstrengung menschlicher Kräfte deuten mächtig den innern Freiheitssinn an; sie offenbaren

aber auch zugleich den Mißbrauch seiner Kraft, die sich von Leidenschaften fortreißen läßt. Der Abfall in die Gewalt der Leidenschaft setzet die Freiheit voraus. Wie weit wir in der Geschichte umher schauen mögen: wir finden uns überall in einem Gedränge schaudervoller, von niedern Antrieben herbei gestürmter, Begebenheiten. Und dennoch empört uns das Gewöhnliche; und doch träumen wir von dem, was unerreichbar ist. Aber hierin vernehmen wir die Stimme der gebietenden Vernunft, die uns zur sittlichen Freiheit beruft, und im innersten Bewußtseyn uns auffordert: das unverbrüchlich zu thun, was recht ist. Der römische Augustus, und Philipp von Spanien, der sehr lebhaft an den Tyrannen der neuesten Zeit erinnert, waren Beide mehr oder minder glückliche Völkerunterdrücker, Beide aber auch zugleich verbrecherische Sklaven ihrer Herrschbegierde. Arm und niedrig, ob sie auch einen Thron erränge, ist die List: erhaben und reich die Weisheit, oder das, dem Drange niedriger Antriebe widerstehende, freie Gemüth. Nur dieser Freiheitssinn ist vervollkommnungsfähig. Besonders im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, wo Versuchungen reizen, und rauhe Begegnisse schrecken, bewährt sich diese Freiheit. Man denke sie sich aus dem Wesen des Menschen hinweg: so erscheinet in ihm ein Geschöpf, welches nicht ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist mit sich selbst. Von den Forderungen der Tugend darf keine

Rede mehr seyn, und der Mensch tritt in dieser Vorstellung auf eine Thierstufe herab, wo der Instinkt ihm entzogen ist, der doch dem Thiere zu gute kommt. Das Thier irrt nie, gleich dem Menschen, der, von Außendingen und innern Anregungen gedrängt, hin und her schwanket: ein Schwanken, welches sich in seinen bessern Entschlüssen, wie in seinen Mißwahlen, offenbaret.

Sein Daseyn ist ihm in seine Hände gegeben: er kann es von sich werfen — ob er es solle: ist eine andere Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört — er kann es, weil er Mensch, weil er frei ist. Eine Thatsache der höhern Freiheit ist der Sieg, der für die Sache des Rechtes über die stärksten Naturgefühle, und selbst über den mächtigen Lebenstrieb errungen wird. Die mit der Vernunft in Einstimmung gebrachten sinnlichen Neigungen sind eine liebliche Begleitung unsers Wandels: aus dieser Eintracht allein tritt das wahre Leben, das Leben der Freiheit hervor, welches nicht gänzlich untergehen kann; seines Daseyns Spuren mögen im Gemüthe unterdrückt, aber nie vertilgt werden: sie kommen in den Augenblicken der zurückgewonnenen Ruhe wieder zum Vorschein. Von der Höhe der Geistesfreiheit herab, wie klein, wie nichtig erscheint aller Prunk der Zufälligkeiten des Lebens! Diese Freiheit ist es, die den Menschen, wenn er, den erhabensten Auftritten der Natur gegenüber, wie in ein Nichts

sich verliert, kräftig erhebt. Erhebung ist das Wesen der Vernunft; und so wirft sie einen Siegerblick auf das sinkende Daseyn zurück, und umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zum höheren, freieren Daseyn hinüber geleitet.

Sechster Gesang.

Freiheit. Wiedersehn.

Auf dieser Höhe, Freund, laß endlich deinen Späher
Vom Dießseit noch einmal in's heitre Jenseit schaun,
Dem müden Wandrer gleich, der, seinem Ziele näher,
Vom letzten Hügel blickt nach zwei bekränzten Au'n!
Auf dieser Höhe, wo der Weg sich scheidet,
Wo die Vergötterung des Zufalls sich entkleidet:
Hier ist es, wo das Reich der freien Kraft beginnt.
Mag die Naturwelt dort an Noth und Zwang erinnern:
Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern;
Und Tugend ist der Freiheit Götterkind.

Dort ist der Mensch ein Blatt, das sich entfaltet,
Und grünt, und willenlos zerfällt;
Hier eine Kraft, die selbstgebietend waltet,
Der Bürger einer Geisterwelt.
Zwei Welten schlingen dann den wunderbaren Knoten
Des Räthsels, das verhüllt in unserm Wesen liegt;
Und von der Welt der Kraft, zum Ringen aufgeboten,
Bewähret sich der Held, ob er auch schwankend siegt.
Im Götterhimmel nicht, nur im Gebiet der Sünde
Stellt sich die Tugend uns in ihrem Glanze dar.
Die Ruhe weicht dem Zwist, daß sich die Kraft verkünde;
Des Zwanges Druck macht uns die Freiheit offenbar;
Er reißt uns in den Streit, aus welchem immer freier
Und immer siegender, die Kraft des Geistes tritt;

Des Feindes Macht verherrlicht erst die Feier
Des Sieges, den der Held erstritt.
Wir sind nicht, um zu seyn; wir werden, um zu werden.
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden,
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.
Kein Wollen dort — sie sind Im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That;
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Mensch ist seine Frucht aus seiner eignen Saat;
Was Menschen säen, werden Götter ernten:
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch seine That.
Drum, wo wir stehn: wir stehn an einer heilgen Stelle,
Die zu dem seligen Beruf uns weiht,
Zu schöpfen aus der reinen Quelle
Der freien Lebensherrlichkeit.

Die Quelle wird zum Strom, und was an ihm
gedeiht,
Zum Leben hier gedeiht, geht nicht in ihm ver=
loren;
Er trägt es hin zu einem sichern Port. —
Vermittlerinnen sind die Horen.
So wunderbar wird aus dem Hier das Dort
Mit Mutterähnlichkeit geboren.

Das Daseyn ist ein unbebautes Land,
Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenstrahl
umlobert;
Und diese todte Wildniß fodert
Das Leben erst von unsrer Hand.
Wer Daseyn nur begehrt, den ruft vergeben
Der laute Stundenschlag zum heiligsten Gewinn;
Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens,
Und giebt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit.
Nur Thätigkeit, entschloßne Thätigkeit,
Die heitre, freie Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die
entflohn.

Wie jene Göttin ihren Sohn,
Taucht sie das Leben in die Fluten
Der weihenden Unsterblichkeit;
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet sterbende Minuten.
So laß dann in der Gegenwart
Die hehre Zukunft uns umfangen!
Sie waltet hier schon, wo die Seele, noch befangen
In einem engen Kerker harrt,
Der höhern Freiheit harrt, zu welcher wir berufen
Und innig eingeweihet sind;
Der Freiheit, welche hier auf den Vollendungs-
stufen
Der Erdenpilgerschaft beginnt.
Zum freien Manne reift das Kind.
Einst herrschte wild der Trieb; er brauste
durch die Kreise,
Durch's immer weitere Gebiet des Lebens hin,
Und der Instinkt gebot; doch regte leis'
und leise
Sich in der Willkühr schon der sanftre Menschen-
sinn.
Und aus der Willkühr trat der Wille

Der Mensch mit der Vernunft, der freie Mensch,
hervor,
Der Wildniß gleich, die sich vor ihm in eine stille,
Sanft aufgeblühte Flur verlor.
Da ward das Recht. Es stieg empor zum
Throne;
Wie ein Gewissen, sprach's zum Volke dort herab;
Und die Vernunft gebot: sie war es, die
die Krone
Der Majestät dem Rechte gab.
Nun ward es hell in jenen dunkeln Thalen,
Wo die Vernunft den wilden Trieb besprach;
Sie war das Licht, das sich in tausend Strahlen
In tausend Wunderfarben brach.
Die freie Geisteskraft, die ringend sich ent-
faltet,
Erstrebt' in Rom ein andres Ziel,
Als das, wonach Karthago sich gestaltet.
Der Stier lebt' einst, wie jetzt; am Euphrat,
wie am Nil.
Schau hin nach jenen hoch berühmten
Trümmern
Des Kapitols! Da trauert längst verwaist

Von Tagen, die nicht mehr den Erdkreis über-
schimmern,
Ein furchtbar riesenhafter Geist.
Wir fühlen noch ein schreckliches Erinnern;
Allmächtig faßt er uns in jeder großen That;
Vom Menschen ging er aus, von seinem Innern;
Und strahlte nur zurück aus seinem Römerstaat.
Erfüllt, ergriffen war von ihm die ganze Seele.
So stürzt ein Curtius sich in die Flammenhöhle;
So geht ein Regulus — was auch Karthago
droht —
Er geht, daß er das Wort des Römers nicht
verletze,
Treu seinem innersten Gesetze,
In einen schaudervollen Tod.
Roms Hoheit sank, wie die, von Gift befallne,
Blüte;
Um frei zu seyn, zu frech, zu niedrig, zu ver-
rucht. —
Die Freiheit flieht den Markt, und weihet im
Gemüthe
Des Weisen ihren Thron, wenn sie die Welt
besucht.

Doch, was empört ein Volk, dem Herrscher-
thron zu fluchen?
Was reizt die Wuth, daß sie das Heiligste nicht
schont,
Daß sie das graue Recht entthront?
Die Freiheit, die wir draußen suchen,
Und die in unserm Innern wohnt.
O Gallien, du hast umsonst geschworen,
Ein freies Volk zu seyn! umsonst gestürzt den
Thron!
Die Freiheit, welche du zur Göttin dir erkoren,
Aus nervenloser Brust war sie schon längst ent-
flohn!
Vollendet waltet sie in jenem Urgebilde,
Das vor der Ahnung schwebt; und unser Geist
empfing
Nur einen leisen Strahl aus ihrem Lichtgefilde,
Der, wie ein Mond, hier auf in unserm Leben
ging.
Dort leuchtet sie aus ihrer höchsten Fülle,
Wie auf ein weites Meer das Sonnenlicht, herab.
Auf diesem Meer — es ist des Menschen Wille —
Wogt Tod und Leben auf und ab.

Sanft wallend nimmt es das, mit dem azurnen Schleier
Umwebte, Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber steigen Ungeheuer
Aus seinem tiefen Schooß herauf.
Weit schattende Gestalten schreiten
Aus diesem Meer hervor — es sind die Zeiten —
Sie treten auf: hier Altes zu erneun,
Dort neues Heil und Unheil auszustreun.
Bald säuseln sie durch die Olivenblätter,
Die aus des Friedens Kranz holdselig niederwehn;
Bald rauschen sie dahin, wie dunkle Todesgötter:
Und Völker müssen untergehn.

Ich schau' hinaus — und, ach! von öden Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,
Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgespenst, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, mit Graun hinunter weist.
Dort weist es hin dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horche hin — und seufzendes Gewimmer

Umklagt die Stellen jetzt, wo einst der Friede saß.
Der Frühling kehrt zurück zu seinem Trauben-
hügel.
Kennt er die Stätte noch? Der Raum ist öd' und
stumm!
Da zog ein Rauchgewölk mit schwarzem Raben-
flügel;
Da riß die Wuth den Heerd der kleinen Laren um!
Wo zwischen Lindengrün, wie unter Friedens-
palmen,
Ein Tempel Gottes sich erhob,
Da ist kein Sabbath mehr, und keine Feierpsalmen
Verkünden dort des Weltengeistes Lob!
Ach! welcher Gott verhing der Erde diese
Strafen?
Kein Gott! der Mensch — sein Wahn schuf diese
Wüstenei'n.
Den Menschen drängt der Mensch. Wer wird
den armen Sklaven
Der wilden Leidenschaft befrein?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede schwand!
Laß los! O, laß mich los, du Bild der Trauer!

Du, Hoffnung, reich' mir deine Engelhand,
Und führe mich durch sanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedenslüfte wehn;
Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg der Menschenhuld, mich sehn!
Und du, Gerechtigkeit, zerbrich die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geist,
Der wild und grausam die verschlungnen Hände
Der Menschen aus einander reißt!
Gieb, daß der Hüttner dießseit seines Flusses
Den Hüttner jenseit lieben darf;
Und donnre mit dem Fluch des Blutvergusses
Den Fürsten an, der kalt ein Friedenswort verwarf!
Schau hin! wie tief dein Blick in die Vergangenheiten
Hinunter späht: aus jeder Wüste starrt
Dich noch ein Denkmal an von schaudervollen Zeiten,
Und Zukunft ist ein Kind der Gegenwart.
Was immer war, wird immer seyn hienieden:
Warum empört uns noch die grause Heldenzunft?
Warum begeistert uns, wie Frühlingswiederkunft,

Der süße Traum von einem ew'gen Frieden? —
Das ist die Stimme der Vernunft,
Die nimmer schweigt, die, trotz dem wilden Rufe
Der Sinnenreize, frei uns werden hieß.
Wir stehn hier auf der ersten Stufe,
Wo seiner Vormundschaft uns der Instinkt entließ,
Und unsern Lebensgang an die Vernunft verwies.
Wohl oft bespricht, im Druck und Drang des Lebens,
Die Stimme der Vernunft vergebens
Den, seiner unbewachten Haft
Entrißnen, Sturm der Leidenschaft!
Da stürzet dann der Mensch in frevelndes Beginnen!
Wie unaufhaltsam stürzt er dem Verbrechen zu,
Wenn Aufruhr ist in allen Sinnen,
Wenn Sturm von außen, Sturm von innen
Das Leben aufjagt aus des Lebens Ruh! —
So wär' im warmen Blut ein Funken Lebensfeuer
Mehr oder minder, jene Kraft,
Die aus dem Menschen dort ein Ungeheuer,
Und hier ein menschlich Wesen schafft? —
O das sey fern! — Du hörst den Donner rollen:

Sein Flammenzorn ist sich des Zornes nicht
bewußt.
Natur heißt sein Gesetz; nur in des Menschen
Brust,
Da herrscht ein Selbstgebot, ein Geist, ein eignes
Wollen.
„Wie?“ fragst du klagend, „ist das Loos des
Menschen Krieg?
Daß nimmer Fried' um ihn, nicht in ihm Friede
walte?“ —
Der Kampf ist sein Geschäft, daß sich die Kraft
entfalte;
Beruf zu schwerem Kampf ist Ruf zu größerm
Sieg.
Sieh dort die heiligen Bekenner
Des christlichen Paniers auf Felsenboden stehn!
Kein Sturm der Wuth kann sie darnieder
wehn;
Sie stehn auf sich, die hohen, freien Männer! —
Was Menschen konnten, kann der Mensch
der freien Kraft:
Der Marter trotzten sie — wir nicht der Leiden-
schaft?

Der Sturm des Lebens, Freund, trägt Kronen auf den Schwingen,
Und führet über unserm Haupt
Hinweg den Siegerschmuck, so wir ihn nicht erringen.
Wer sich der Kraft im Dienst der Schwäche nicht beraubt,
Und vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,
Nur der ist frei — frei, wenn er unerschüttert
Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt sich frei, wenn sie das Unrecht darf.
Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.
Wohl reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln,
Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.
Der eitle Wahn küßt seine goldnen Ketten;
Das Reich der Kraft ist ihm ein fremdes Land.

Der freie Geist wird seine Tugend retten,
Und fiel ihm auch darob das Leben aus der Hand.
Nur Recht thun, und nichts anders wollen,
Ist, Tugend, dein Gesetz, und heilig ist die Pflicht.
Mag uns das Rad des Schicksals niederrollen:
Die Welt in uns berührt es nicht.
Die List kann einen Thron erringen;
Es sey die Huldigung der halben Welt ihr Raub!
Wie niedrig flattern ihre Schwingen
Im Dienst der Sinnlichkeit um einen Hügel Staub!
Octavius entrann der Tyrannei des Feindes;
Wird er der Tyrannei, die in ihm tobt, entgehn?
Sie schreit ihm zu: „Verkauf das Leben deines Freundes,
Um auf dem Nacken Roms zu stehn!" —
Er sträubt sich noch; er kämpft noch, ihn zu retten;
Jedoch die Herrschaft hält ihn fest an ihren Ketten:
Und Tullius muß untergehn!
Ist denn August so arm, daß er, zu seinem Glücke,

Die sieben Hügel braucht? — Er opfert fremder
Wuth
Sein heiligstes Gefühl; mit weggewandtem Blicke
Vergießt der feile Sklav der edeln Römer Blut.
Noch elendvoller ließ dort Philipp, aus den Hallen
Der Macht, sein Herrscherwort von Thal zu Thal,
Von Fels zu Felsen hin, durch Meer und Länder
schallen.
Gebietend leuchtete, mit hellem Doppelstrahl,
Ein zwiefach Diadem an seinem Haupte! —
Sein Auge nie in Ruh! sein Antlitz kalt und
bleich!
Er, der sein Volk erdrückt', und fremde Freiheit
raubte,
Er raubte Völker arm, und raubte sich nicht reich,
Es liegt, wie Mitternacht, Mord liegt auf seiner
Seele,
In der, wie ein Gespenst in einer schwarzen
Höhle,
Der Geist der Sünde schleicht; der Finstre horcht
und lauscht
Auf jeden Schmeichelton, der seine Qual be-
rauscht. —

Mag er mit Majestät und Schrecken sich umpflanzen:
Er ist ein Sklav der Furcht, wie hoch er sich auch stellt.
Er baute selbst, aus starren Lanzen,
Den Kerker auf, der ihn gefangen hält.
Da schleudern Furcht und Wuth, aus einer engen Ritze
Der Eisenmauer, scheu, verderbenvolle Blitze
Hinaus in die, von ihm getrennte, Welt.
Ob auch das Glück an ihn sein Füllhorn ganz vergeude:
Die Wonn' entflieht aus seiner öden Brust.
So elend ist die Macht! Doch er gebietet Freude —
Erwärmte sein Gemüth der Taumel fremder Lust? —
Betäub', entzück' ihn dann der Siegespomp! — Ein dumpfes,
Verwünschendes Geheul durchschreit, empört,
Die rasende Vergöttrung des Triumphes,
Die er — damit *er sich nicht höre* — gierig hört.

Erschrocken ist er, mit sich selbst zu sprechen;
Das Unheil stößt ihn fort; kein Ausweg ist mehr
sein;
Ihn faßte, mit der Hölle Pein,
Ihn faßte das Gericht, zu ewigem Verbrechen
So rettungslos verdammt zu seyn.
Ha! welcher Fluch verschwur ihn dem Verhängniß?
Nach Freiheit athmet er. Er flieht — wohin er
tritt:
Das kalte, eiserne Gefängniß
Der Lanzenwache nimmt er mit.
So fürchterlich allein, trotz seinem Dienerschwarme!
O, keine Brust, an der sein starres Herz er-
warme! —
Auf! lüge dann, du stolze Leidenschaft,
Ihm Hoheit vor und Macht! — die hunderttausend
Arme
Von Sklaven nennt er schon vermessen seine
Kraft. —
Treu, wie die Tugend, hält der Frevel sein
Versprechen;
Was Leidenschaft gesä't, gedeiht nur im Ver-
brechen;

Und aus Verbrechen reift die innre Sklaverei.
Wenn er kein Weiser ist, so ist kein König frei.
Die innre Hoheit lebt von ihrer eignen Fülle;
Sie selbst, und nur sie selbst, ist ihr Gewinn.
Die Weisheit ist, wie still sich auch ihr Gang
verhülle,
Reich von Geburt; die List ist eine Bettlerin!
Laß immerhin die Grübler streiten!
Wer recht thut, der ist frei, um, zwischen Schmerz
und Lust,
Zur Freiheit kämpfend fort zu schreiten.
Dieß zeugt das Hochgefühl in jeder Menschenbrust;
Und dieses nur bedarf der Pflege,
Nicht jener Trieb, der sucht, was die Natur verheißt.
Recht hat der Sinnentrieb, recht thun geziemt
dem Geist:
Der Halbgott steht am Scheidewege.
Nimm weg die freie Kraft — und wag's,
den Friedensbruch,
Der ewig uns mit uns entzweiet, zu entwirren!
Dann ist der Mensch ein Widerspruch,
Ein Thier ist er, und doch verdammt zu irren!

Dann sprich, was will das gaukelnde Phantom
Der Tugend dort, mit seiner Schattenwürde? —
Und warum folgen wir nicht ruhiger dem Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte Bürde?
Das Thier weiß, was es will; der Herr des
Thieres nur
Betritt mit schwankem Fuß die Pfade, die er
wandelt.
Warum? — Es ist der Mensch, der in dem
Menschen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.
Das Thier lebt immer jetzt, der Mensch lebt immer
künftig.
Das Thier ist halb vernünftig durch Instinkt;
Indeß der Mensch, halb unvernünftig
Herab von seiner Würde sinkt.
Die Weltnatur ist nie mit sich im Wider-
streite;
Doch warum ist der Mensch von heute
Nicht mehr der Mensch, der er noch gestern war? —
Die Freiheit leuchtet durkelklar
In seinem Willen auf; er will und will doch
nimmer.

Das kaum gewählte Hier verwirft er, wählt das Dort;
Der Wahrheit folgt sein Geist, sein Herz dem eiteln Schimmer;
Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonne fort.
Verdräng' ihn auch der Schmerz, verlock' ihn auch die Wonne:
Nie gänzlich wird in ihm die freie Kraft verdrängt;
Nein! dieser Mond, der tief im innern Leben hängt,
Verfinstern mag er sich: ihn findet seine Sonne.
So ward dem Menschen dann ein freier Lebenssinn;
Was um ihn ist, es ward dem Daseyn hingegeben;
Nur an den Menschen gab das Daseyn sich dahin.
Es ist der Freiheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl gedrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.
Den edeln Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat.

Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Daseyn sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben weg zu werfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es saust ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft, und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu rasch hinaus in's Dunkel greifen;
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;
Drei Tage soll die That in ihrer Knospe reifen;
Entschlossen will er untergehn.
Die dritte Nacht erscheint, schwarz wie die dunkle Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.
Es rieseln schaudernde Gefühle
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die Natur.
„Noch ein Mal" — ruft er aus — „hebt aus dem Flutgewühle

Des Lebens sich mein Haupt, und weg ist meine
Spur!
Zum letzten Male dann, ihr schönen Himmels-
globen,
Zum letzten Male schaut zu euch hinaus mein
Blick!
Der Weltengeist, der liebend euch dort oben
An seinem Herzen trägt, stößt mich auch nicht
zurück.
Nichts konnte von der Schmach mich retten,
Nichts, als die Flucht in's sichre Grab.
Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab
Bedecke, Laub der wilden Nessel,
Ein dunkles Leben, voller Schmach!
Bedecke still die That, die eine harte Fessel —
Verzeih, o Gott! — zu früh zerbrach!
Ich zaudre noch? Schon ist die Mitternacht vor-
über;
Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod — ein
finstres Wort!
Ach! fiele noch ein Mal vom stillen Osten dort
In meine Seel' ein Morgenblick herüber!

Vielleicht — vielleicht — — Sey stark, mein Geist!
wir müssen fort!" — —
Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr die
That auch tadeln!
Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der im Drang, sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft!
Das Daseyn fiel uns zu; die Freiheit wird
errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geistesfreiheit
siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz durch-
drungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.
Du bebst, du schauderst noch vor jener Uferstelle,
Wo kühn hinab die sanfte Hehra sprang,
Und mit dem Tod' und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft', und zitternd sie errang.
Die Geistesfreiheit siegt: ein Brutus hört die
Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört sie nicht.
Er fühlt die süßre Pflicht, und folgt der höhern
Pflicht,

Wenn er, mit nassem Blick, am Blutaltar die Söhne
Den fordernden Gesetzen opfern läßt. —
Die Geistesfreiheit hebt den Schwung der großen Seele;
Sie feiert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfest.
Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners.
Wie sanft verwarf der Weise Kritons Rath,
Der mit dem Wink zur Flucht in seinen Kerker trat!
„Das Leben, Kriton, wird zu theuer
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod ist ein Befreier;
Und Ketten trägt die Frevelthat.“ —
So spricht der Mann der Kraft, der sich den Göttern naht.
Wie laut und wüthend auch die Schlangen draußen zischen:
Um ihn ist alles still, um ihn ist Licht und Ruh.
Sein Geist ist frei; den friedlichen Gebüschen
Elysiums fliegt seine Seele zu.

Die Freiheit der Vernunft ist unser wahres
Leben.
Zur Führerin ist sie, und zu Begleitern sind,
Durch dieß verschlungne Labyrinth,
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wenn Hoheit unsern Busen hebt:
Dann strömen sie die Glut auf unsre Wangen;
Oft aber fallen sie gefangen
In Netze, die der Reiz der Sinne webt.
Sie dürfen die Vernunft nicht niederschwärmen,
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen;
Und lieblich blüht um sie die heitre Lebenssaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;
Die Distel wuchert nicht hervor;
Doch auch kein Fruchtbaum reift, und die erhabne
Ceder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.
Gefühle tanzen gern, im holden Zauber-
schimmer
Der Phantasie, mit unserm Herzen hin;
Allein die ernstere Vernunft sey immer
Die richtende Gebieterin,

Ihr freies Machtgebot der Leitstern, der uns führet!
Die ganze Menschlichkeit in uns vereine sie
Zu einem Lautenspiel der Lebensmelodie:
Dieß ist das Königthum, das der Vernunft gebühret.

Im Menschen wallt und wogt die Flut der Leidenschaft,
In sanft umgrüntes Ufer hingebettet.
Auf einer Insel thront, mit Herrscherwürd' und Kraft,
Die frei gebietende Vernunft, hinaufgerettet,
Zu überschauen dort die Flut und ihren Lauf.
Da herrsche sie herab von ihrer Inselhöhe!
Da herrsche nie die wilde Flut hinauf!
Denn Wehe der Vernunft, und ihrer Freiheit Wehe,
Wenn jener Wogendrang, empört und ungehemmt,
Das Ufer niederbraust, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!
Doch das Vernunftgesetz tritt bald mit hellen Spuren,
Wie eine Säulenschrift, hervor.

Die unter Trümmern sich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespühlt.
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht verdrängen.
O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,
Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit ihrem Frieden
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem sie die Brust zum Hyderkampfe stählt.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er, sinnend, plötzlich still.

Dunkler jetzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.

Ahnungsvoll, und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwei erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet,
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!" sprach sie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!" —

Zauber sprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt.
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede:
Aber wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage,"
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein.

Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit." —
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht

Eine fürchterlichre Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.
Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt
Friede noch; allein Iole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.
Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Iolens Blick.
Sieh! er reißt sie, ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!
Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm an's Herz;
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zusammen,

Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.
Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich in's Reich der Tugend auf.
So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterspur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher sich an dem erhabnen Schimmer
Der Geistesfreiheit selig schaut,
O! wie erscheint ihm hier das Bild der bunten Trümmer
Womit das Glück ein Glück zusammenbaut!
Der Thronkoloß stürzt ein zur grauen Schäferhürde,

Zum Knabenbau von heut, der morgen schon zerfällt!
Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,
Und fühle dich in deiner Geisteswürde
Hoch über sie hinaus gestellt!
Der Tag verschied, er ging verstummend unter;
Groß ist die stille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun tritt hinaus in diese dunkle Pracht!
Wie feierlich ist sie! wie heilig! Schau hinunter
In diese tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter, wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Die Glanzgestalten ziehn still feiernd auf und nieder.
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, staun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief in's Ewige hinaus die Riesenglieder!
Siehst du den Menschen noch vor dieser Flut des Lichts?

Dieß Anschaun drückt, wie eine Bürde,
Den Menschen nieder in ein Nichts.
Was hebt — was rettet ihn? — Die hohe Geisteswürde,
Die stark umfaßt, was sie erkor,
Hebt über Welten ihn empor.
Sie sind die Kette der Naturgewalten,
Und ihr Beruf ist: zu entfalten
Das weite Labyrinth der reichen Aetherflur,
Durch welche freie Geister wandeln.
Der Mensch ist selbst sein Gott, und sein Beruf ist: Handeln.
Das Leben der Vernunft, der Freiheit helle Spur,
Berechtigt ihn, sein Haupt so hoch empor zu heben.
Verwandlung ward der Weltnatur,
Erhebung der Vernunft gegeben.
Wenn tief, und tiefer schon des Lebens Sonne steht:
Dann rettet die Vernunft aus den zerstörten Lauben,
An denen schon die Zeit den letzten Kranz verweht,

Sie rettet sich hinauf zu ihrem Glauben,
Der, wie ein junger Held, durch die Verwüstung
geht,
Und zu der Tugend spricht: „Dein Kranz wird
nicht verwehen;
Du bleibst, ob hinter dir dein Schatten auch
verschwand.
Die Tugend kann nicht untergehen,
Die werth des Himmels ist, und keinen Himmel
fand." —

Tritt hin zur feierlich-geheimnißvollen Pforte,
Von Hehra's Hingang leuchtend noch erhellt!
Da tönen noch die seelenvollen Worte:
„Zum Wiedersehn sey mir gegrüßt, du Geister-
welt!" —
Dieß war der letzte Ton von einem schönen Liede
Das in der zarten Frühlingsblüt' entschlief.
Es war, als ob ein Engeltag verschiede,
Der sanft in seine Ruh' die Abendstille rief. —

Es werde hell um die geliebten Trümmer,
Und träumend sinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht voll Mondenschimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung!

Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz auch
breche —
Mit allem, was sie war, o laß sie auferstehn,
Daß jeder Nachhall auch zu deinem Herzen spreche:
„Die Tugend kann nicht untergehn!“ —
Und führe mich durch all' die reichen Blütengänge
Des schönen Lebens hin, das selig dich umfing!
Es töne, wie ein Laut verhallender Gesänge,
Wo eine schöne That in ihrem Kranze ging!
Die Ruhe schwebe dort, wo Hehra zu dem
Harme
Den Frieden in die Hütte trug!
Und heilig sey der Raum, wo sie die offnen Arme
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen schlug;
Der Hügel sey geweiht, wo, sanft von Licht-
gewölken
Umleuchtet, Hehra ging! geweiht das Ufergras,
Wo sie, umblüht von jungen Angernelken
Und holden Engelkindern, saß!
Und wo sie betete, da winden Epheuranken,
Zur Tempelwölbung, sich am Lindenstamm hinauf!
Da schreck' ein tiefes Graun erschütternde Gedanken
An Gott und Ewigkeit im frechen Sünder auf!

Dir aber säusle von der Lindenkühle
Der Friede zu, der sich in Hehra's Seel' ergoß,
Wenn die Begeisterung erhabner Gottgefühle,
Wie Harfenlaut, von ihren Lippen floß!
Ihr ganzes Leben war die sanfte Aeolsharfe,
Worin ein zartes Himmelsecho schlief;
Ein Lautenspiel, aus welchem selbst das scharfe,
Verwüstende Gestürm noch Harmonieen rief.
Und ihr Verstummen — welch ein ruhiges Verschweben!
O, sanft entschlief ihr Tag; er hatte schön gewacht!
Ein Genius — es war ihr Leben —
Trat leuchtend hin in ihre Nacht.
Du sahst es, wie vor ihm die Pforte
Des Todes schimmerte. Er nahte, wie die Ruh,
Und lächelte, und sprach geweihte Worte,
Sprach einen Engel seinem Himmel zu.
Gefeiert sey, vor allen Tempelstellen,
Der Hügel, wo sie ruht, in seiner Rosenluft!
Ein Himmelsahnen weht in jenem Lindenduft.
O sieh! der Rasen bebt, als schlüg' er Blumenwellen

Empor an die geweihte Gruft.
Und jener Abend, den die Sommerblüte schmückte,
Der, wie ein schlafender, bekränzter Tag,
Auf dessen Antlitz noch ein blasses Lächeln zückte,
Sanft der Natur im Arme lag,
Der Sternenabend — ernst, wie das beseelte
Schweigen,
Und herrlich, wie vor Gott verklärte Geister stehn,
Blickt er die Schatten an, die aus den Trauerzweigen
Auf Hehra's Hügel niederwehn.
Vor ihm, vor diesem ernsten Zeugen
Befrage dich: Was willst du wiedersehn?
Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Wangen-
roth, das zart
Aus einem innern Lenz herüber blühte,
Aus dem Gefühl, das von der Ahnung glühte,
Vor welcher sich der Geist der Zukunft offenbart? —
O, alles dieß sind Erdengaben!
Ein feiner, innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferstehn.
Wird jede Geistesblüt' entschleiern,
Und wird das große Wiedersehn

Der Tugend und der Liebe feiern.
Die Wolken, welche hier noch zwischen Seelen stehn,
Die schattenden Gestalten, werden schwinden.
Ein leichter Hauch verhüllt dann nur den Strahlenkern;
Anleuchten wird der Stern den Stern;
Die Tugend wird die Tugend wieder finden.
Dann wird sich, wie das klare Bild
Der Sonn' auf mildern Au'n und sanftern Hügeln,
Im zarten Schleier, der es hüllt,
Das innre Leben reiner spiegeln.

Jenes Rosenlächeln nicht,
Nicht der Kranz von blonden Haaren,
Nicht, was die Gestalt umblühte;
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele spricht.

Hehra's Lebensmelodie,
Im ätherischen Erwachen,
Wird empor in Hymnen schweben.
Wohl wird jedes Engelleben

Himmlischer den Himmel machen;
Dich begeistern wird nur sie.
Wie ein weicher Flötenlaut,
Wird sich eine That dir nennen,
Welche Lieb' und Stille schufen:
„Das ist Hehra!“ wirst du rufen;
O, dann wirst du sie erkennen
An dem Himmel, den sie baut.
Ja, Freund, wir werden seyn, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und seliger uns freun;
Und lyrischer wird unser Leben tönen,
Mit schönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edeln, frommen Späher
Der heilige Verhüllte näher
Und lichter, stiller wird's um seine Tugend seyn.
Erheben wird sie sich auf freierm Flügel,
Hin durch das neue Reich der Zeit;
Und heller strahlen wird an ihrer Stirn das Siegel
Der heiligen Unsterblichkeit.
Unsterblichkeit! Gedanke, der du Leben
Und Licht in's Daseyn strahlst, und über Zweifel siegst!

Wie hoch kannst du den Menschen heben,
Wenn du den Menschen überfliegst!
Unsterblichkeit! dir bringe dann die Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weihest, am Naturaltar,
Es ein zu seinem Götterthume.
Wenn Grau'n der Nacht an meinem Pfade
lauscht:
Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle!
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauscht,
Zur Ruhe deiner Geisterstille!
Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;
Und Schweigen ruht um längst versunkne Trümmer;
Du trittst hervor in deinem leisen Schimmer,
Wie eine rettende Gestalt.
Du winkst, wenn mir die letzte Thrän' entfließet,
Mich zur Vergötterung hinauf.
Ein Mensch, ein müder Pilger schließet,
Ein Gott beginnet seinen Lauf!

Anmerkungen.

Zum ersten Gesange.

S. 19. Z. 2. v. o. Das Unternehmen des tapfern Korsen San Piedro gegen die Genueser, die Unterdrücker seines Vaterlandes, endete mit einem unglücklichen Erfolg. Er konnte nicht mehr retten, und flüchtete mit seiner Gattin, Vanina Ornano, und seinen beiden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterstützte Versuche zur Wiedereroberung der entrissenen Freiheit einzuleiten. Die Genueser wendeten sich an Vanina, mit dem Erbieten, ihren Gatten zu begnadigen, und ihm die, der Einziehung zugesprochenen, Güter zurückzugeben, wenn sie die Rückkehr Piedro's nach Korsika bewirken würde. Vanina schwankte, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte; und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschlusse bestimmt, nach Korsika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft, und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Piedro davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlaments zu Aix. Piedro forderte trotzig vom Parlamente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück

zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einem Sklaven befahl, sie zu erdrosseln. Vanina, mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht. — „Piedro", spricht sie, „darfst du mir von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen?" — Piedro ruft den Sklaven zurück, bittet seine Gemahlin um Verzeihung der Schmach, die er, ihr zuzufügen, im Begriff gewesen sey, und — — erdrosselt sie mit eigner Hand. — Herr Hofrath Becker hat in seinen Darstellungen diese Geschichte bearbeitet.

S 19 Z. 5 v. o. Eumeniden — Rachegöttinnen.

S. 21. Z. 9 v. u. Pharus — ein Leuchtthurm, der den Schiffern auf offenem Meere zum Wegweiser und zur Warnung vor Syrten, oder Klippen und Sandbänken, dient.

Zum zweiten Gesange.

S. 29. Z. 8 u. 9 v. u. Zenith und Nadir — zwei Punkte an der Hohlkugel des, uns umgebenden, Himmels. Zenith ist der Punkt gerade über unserm Haupte; Nadir der Punkt gerade unter uns, an der Seite des Himmels, welche die entgegengesetzte Hälfte der Erdkugel umgiebt.

S. 46 Z. 7—12 v. o. Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das sogenannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des Stiers; jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.

S. 46 Z. 14 v. o. Der Schwan — ein nördliches Sternbild, neben der Leier, in der Milchstraße.

S. 47 Z. 8 v. u. Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere, blässere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

S. 48 Z. 9 v. o. Dioskuren — Söhne Jupiters, Kastor und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt von diesen beiden, aus den Eiern der Leda entsprungenen Brüdern, Kastor sey sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kastor fiel in einem Zweikampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährte die Bitte. Beide wurden unter die Sterne versetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

S. 48 Z. 10 v. u. Die Jungfrau. — Dieß Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der größten und schönsten im Thierkreise.

S. 48 Z. 6 v. u. Lyra — ein nördliches Sternbild.

S. 48 Z. 3 v. u. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem sogenannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

S. 49 Z. 3 v. o. Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwei Haufen kleiner, fast wie ein lichtes Nebelgewölk erscheinender Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

S. 49 Z. 7 v. o. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelsseite, im Sternbilde des großen Hundes.

S. 49 Z. 11 v. o. Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

S. 49 Z. 7 v. u. Venus — ein bekannter Planet unsers Sonnensystems, der uns nur selten ganz erleuchtet erscheint, und durch Fernröhre gewöhnlich sichelförmig am westlichen Himmel gesehen wird.

Zum dritten Gesange.

S. 73 Z. 1. v. o. Kassandra — eine Tochter des Priamus, des Königs von Troja. Sie besaß vom Apoll die Gabe der Weissagung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Throns und ihrer geliebten Vaterstadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.

S. 73 Z. 9 v. o. Peneus — Fluß in Griechenland.

S. 73. Z. 6 v. u. Hellas — der alte Name Griechenlands.

S. 74 Z. 6 v. o. Charis — Huldgöttin, Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden,

S. 75 Z. 2 v. o. „Erhabne Worte spricht der Hain" u. s. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimnißvollem Dunkel die Orakel ihre hohen Göttersprüche vernehmen ließen. Der dodonische Wald in Epirus verhüllte in seinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiter.

S. 75 Z. 5 v. o. Die schöne Dichtung von Amor und Psyche verschleiert die zarten Vorstellungen von Seyn und Werden. Die Psyche, mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geistiges Wesen, welches, aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daseyns genießt. Sie ist die Vermählte Amors, die unsterbliche Genossin der himmlischen Liebe. Amor hatte Psychen oft gewarnt, nicht nachzuforschen, wer ihr Liebhaber sey. Aber auf die Vorstellungen ihrer Schwestern, die, nach ihrem Wunsch, ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn einflößten, ihr Liebhaber sey ein Ungeheuer, trat sie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewaffnet mit einem Dolche, zu dem Lager des schlummernden Amors, um sich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Doch wie erstaunte sie, an dessen Statt den himmlischen Amor selbst zu erblicken! Sie zitterte, und ein brennender Oeltropfen fiel auf Amors Schulter. Er erwachte, und verstieß zürnend die getäuschte Psyche. Die Unglückliche irrte nun trostlos auf der ganzen Erde umher, den verlornen Gott aufzusuchen und zurück zu flehen. Sie mußte sich harten Büßungen unterwerfen, bis sie endlich

von Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen, und in die Versammlung der Himmlischen eingeführt wurde, wo sämmtliche Götter an der Vermählung Psychens mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

Zum vierten Gesange.

S. 88 Z. 8 v. u. Dryaden — Waldgöttinnen, die im tiefsten Dunkel der Haine wohnten.

S. 92 Z. 2 v. u. Der Altar — ein Gestirn am südlichen Himmel, unterhalb des Herkules.

S. 93 Z. 9 v. u. Die Krone — dem Arctur gegenüber.

S. 103 Z. 3 v. o. Las Casas war Bischof von Chiappo in Mexiko. Er gab im Jahre 1542 eine Schrift heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbessern, und übersandte sie Kaiser Karl dem fünften. Eine zweite Schrift von ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beiden Schriften hält er den Tyrannen dieses, mit einer schauderhaften Grausamkeit unterjochten, Landes die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drükkendsten Ketten der Sklaverei verschmachten mußten. Er zeigte, daß es das Christenthum entehrte, diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit Preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit der Menschlichkeit zu thun? Dem Las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der

Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freilich, leider! den Tyrannen Westindiens vor, die, den christlichen Indiern abzunehmenden, Sklavenketten den heidnischen Schwarzen anzulegen. Von diesem Vorschlage an datirt sich der, die Menschheit schändende, Sklavenhandel, gegen den der Genius der neuern Zeit seine Stimme so laut erhoben hat, daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer, absichtlich vergeblichen, Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer, schuldig zu seyn glaubte. — Las Casas wurde durch die drängende Noth, durch spanischen Despotismus, zu einem Vorschlage hin geschreckt, der seinem Herzen widersprach. — Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz, den Engel, im dritten Theile des Philosophen für die Welt, auf das Grab dieses Weisen niederlegte.

S. 106 Z. 12 v. o. Athene — Pallas Athene, oder Minerva. Sie trug den Sieg davon, als zwischen ihr und dem Neptun die Frage streitig war, nach wessen Namen die Hauptstadt Attika's genannt werden sollte. Diese Stadt erhielt von ihr den Namen Athen, und ward der Sitz der bildenden Künste.

S. 106 Z. 5 v. u. Aonischer — oder griechischer Gesang. Der aonische Berg in Böotien war den Musen geheiligt.

Zum fünften Gesange.

S. 121 Z. 7 v. o. Fontenelle, einer der vorzüglichsten und würdigsten Schriftsteller der französischen Litera-

tur, erreichte ein Alter von hundert Jahren. Unter seinen prosaischen Schriften ist das Werk: Entretiens sur la pluralité des mondes mit Recht das berühmteste geworden. Man liest es mit großem Interesse, wenn gleich daraus die lebhaften Galanterien hinweg zu wünschen seyn möchten, welche sich mit dem ernsten Geist des erhabnen Gegenstandes nicht recht wohl vertragen wollen. Fontenelle genoß bis an das Ende seines Lebens einer vollen körperlichen Gesundheit, so wie einer ununterbrochnen Klarheit und Heiterkeit des Geistes. Wenige Jahre vor seinem Tode empfand er eine Abnahme seines Gesichts und Gehörs. La modération — sagt sein Biograph — en faisant son bonheur, a sans doute contribué beaucoup à sa bonne santé et à sa longue vie.

S. 132 Z. 6 v. u. Als Cäsar Rom unter seine Herrschaft zwang, und Brutus im letzten Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes überwunden war, rief er anklagend aus: „O, Tugend! ist das dein Lohn?"

S. 133 Z. 8 v. u. Büffon starb an dem schmerzhaften Uebel, die Grieskrankheit genannt.

S. 138 Z. 6 v. u. Tiberius, Roms tyrannischer Gebieter, vermochte die Heuchelei nicht durchzusetzen, mit welcher er seine schreckliche Regierung begann. Von Laster zu Laster fortgerissen, floh er endlich vor dem Gespenste seiner Schande nach der einsamen Insel Capreä, setzte dort seine Greuelthaten fort, und kam seitdem nicht mehr nach Rom zurück.

S. 139 Z. 5 v. o. „Sie (die Tugend) ist's, die schaudernd auf in Alexander wacht" u. s. w.

Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattin

und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von verrätherischen Persern getödteten Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld in Schutz nahm. Indeß spricht diese Milde den Alexander nicht los von der Mordschuld gegen den persischen Monarchen, der, nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller, der gerechteste, würdigste Regent seiner Zeit war, und den Krieg Alexanders gegen Persien nicht herbeigeführt hatte.

S. 143 Z. 9 v. u. „Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten“ u. s. w.

Montespan, des vierzehnten Ludwigs Mätresse, fühlte die Verschuldungen, welche ihr Gewissen belasteten, nie stärker, als wenn ein Gewitter am Himmel herauf zog Mit Angstschweiß übergossen, riß sie ein Kind auf ihren Schooß, und glaubte durch dessen Unschuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels gesichert zu seyn.

S. 146 Z. 4 v. o. Nemesis — eine geheimnißvolle, dunkle Gottheit, welche die verborgensten Frevel bestraft. Im Menschen ist ihr Repräsentant das Gewissen.

Zum sechsten Gesange.

S. 159 Z. 1 v. o. Thetis — eine Tochter des Meergottes Nereus, Vermählte des Königs Peleus, tauchte ihren Sohn Achill in die Fluthen des Styx, wodurch er, bis auf die Ferse, an der sie ihn beim Untertauchen hielt, unsterblich und unverletzbar wurde. Im trojanischen Kriege erhielt er gerade an dieser Stelle eine Wunde, und starb.

S. 161 Z. 9 v. o. Die Erzählung des Livius, daß sich Curtius, zum Opfer zürnender Gottheiten, in die Pesthöhle gestürzt habe, welche mitten in Rom ihren Schlund aufriß, strahlt wenigstens den Charakter der Energie des Römers zurück; und in so fern liegt darin eine symbolische Wahrheit.

S. 161 Z. 10 v. o. Regulus war in dem Kriege Roms gegen Karthago in die Gefangenschaft gerathen. Mit einer karthagischen Begleitung wurde er nach Rom gesandt, um von seinen Mitbürgern den Frieden für Karthago zu bewirken. Er mußte zuvor feierlich versprechen, wenn er den Frieden nicht bewirkte, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Er kam in Rom an; aber weit entfernt, zum Frieden zu rathen, forderte er die Römer vielmehr eifrig auf, den Krieg fortzusetzen. Er sahe voraus, welches Loos ihn treffen würde, wenn er nach Karthago zurück kehrte, aber er hatte sein Wort verpfändet; er ging zurück, und überlieferte sich dem martervollsten Tode.

S. 164 Z. 8 v. o. Laren — Hausgötter, die auf dem Heerde ihren Sitz hatten.

S. 169 Z. 10 v. u. Als Cäsar ermordet war, theilten drei Usurpatoren, Octavius, Lepidus und Antonius, unter sich den zerrütteten römischen Staat. Sie opferten, um sich auszugleichen, einer dem andern die liebsten Freunde auf. Octavius gab, nach langem Sträuben, seinen Freund Cicero der Rache des Antonius hin.

S. 170 Z. 5 v. o. Der zweite Philipp von Spanien, dieser düstre Tyrann, war der Leibeigene dreier Tyrannen: der Herrschgier, des niedrigsten Hochmuths,

und der kleinlichsten Eitelkeit, zu denen sich noch die blutigste Rachsucht gesellte. Seine arglistvolle Regierung war ein fortgesetztes Lügensystem. Seinen nächtlichsten Greuelthaten, die nicht zu verbergen waren, legte er schwülstige Worte und moralische Sprüche in den Mund. Humanität auf den Lippen, Unmenschlichkeit im Herzen, forderte er Glauben, mit dem Schwert in der Hand. Die Politik trieb er so weit, daß er die ungeheuersten Lügen mit einem religiösen Ernste auftreten und mit öffentlichen Dankgebeten ankündigen ließ. Neben dieser frechen Gottesverhöhnung gleichzeitig, wohnte in ihm der furchtbarste Aberglaube, der seinem Blicke eine gewisse Unstätigkeit gab, und seine ganze Haltung gleichsam in Bruchstücke zerlegte, die sein innerstes Leben verriethen.

S. 178 Z. 5 v. u. Die beiden Söhne des Brutus hatten sich in eine Verschwörung gegen den Staat eingelassen. Brutus, Roms Consul, ließ beide vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, als die Gesetze befriedigt waren, mit dem tief verwundeten Vatergefühl, in die Einsamkeit, um über sein hartes Schicksal zu trauern.

S. 182 Z. 12 v. u. Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverleugnung und der freien Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte, manche Schwäche. Die Göttlichkeit, die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reizen gefesselt, verlangte er sie zur Gemahlin,

ohngeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm, und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwohl zu dem Eurytus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen, und sandte sie zu seiner Gemahlin Dejanira. Diese fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerin, und glaubte, daß sie eilen müsse, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: es war das vergiftete Blut des, vom Herkules getödteten, Nessus. Sie befleckte damit ein Unterkleid, welches sie dem Herkules mit der Bitte zuschickte, es an einem feierlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. Sogleich empfand er die Wirkung des Giftes, und zuckende Qualen fuhren durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, den Hyllus, ließ Herkules sich auf den Berg Oeta bringen, um durch einen freiwilligen Tod seine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lodernde Gluth; und nun heiterte sein ganzes Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und sein innigstes Selbst stieg geläutert zu den Göttern empor.

S. 183 Z. 10 v. o. Tellus — die Erde.

Leipzig, Druck von Hirschfeld.

C. A. Tiedge's

sämmtliche Werke.



Zweites Bändchen.

Vierte Auflage.

Leipzig, 1841.

Renger'sche Buchhandlung.
(Fr. Volckmar.)

Inhalt.

Alphabetisches Inhaltsverzeichniss.

Seite

Morgenfeier.

Hochgegrüßt sei du, Aurore!
Fackeln deiner ersten Hore
Leuchten roth durch's Morgenthor.
Lebensathemzüge wehen,
Und ein großes Auferstehen
Rauscht vom Traum der Nacht empor.

Zarte Blüten taumeln nieder,
Ueber die der Geist der Lieder
Wie ein lindes Säuseln fuhr;
Und aus einer weiten Laube
Tönt und triumphirt der Glaube
An die ewige Natur.

Holde Liebe flüstert leiser
Aus dem Schatten junger Reiser
Im Gesang der Nachtigall;
Aber durch die lichten Räume

Schwärmen, wie entzückte Träume,
Schwalben hin mit Jubelschall.

Lerchen jauchzen durch die Felder,
Und gewaltig brausen Wälder
Ihre lauten Chöre drein;
Und, wie Opferflammenspitzen,
Glühn die Berg' empor, und blitzen
In das feuchte Thal hinein.

Walle, Opferflamme, walle!
In der großen Tempelhalle
Ist die Erd' ein Weihaltar.
Seht, die Priesterin, umringet
Mit dem Festgepränge, schlinget
Ihre Strahlenkron' in's Haar.

Angethan mit Glanz und Fülle
Tritt sie schon aus dunkler Stille,
Ihrem Altar sich zu nahn.
Wolken, die im Ost entglühten,
Streuen sich, wie Purpurblüten,
Flatternd hin auf ihre Bahn.

Sei dann hochgegrüßt, Aurore!
Doch erwecket deine Hore
Die Verzweiflung aus der Ruh:
Winke dann der Freudelosen
Mit dem Kranze deiner Rosen
Eine heitre Hoffnung zu!

Laura's Lied.

Dich, hoher Jüngling, liebt mein Herz,
Und muß es tief verhehlen!
O, könnte dir's ein Lüftchen nur,
Ein sanftes Lüftchen meiner Flur,
Im Abendhauch, erzählen!

Es sollte, wenn der Hain verstummt,
Und wenn Diana lüstern
Durch deine Buchenzweige schaut,
Wie ein verwehter Herzenslaut,
Um deine Laube flüstern.

Es sollte deinem Athemzug
Im Frühlingsduft begegnen,
Und Blüten, hell, wie Mondenlicht,
So leise, wie die Liebe spricht,
Auf dich hernieder regnen.

O, schweigend ruhe dann das Spiel
Der lauen Abendwinde,
Daß ein bethautes Blütenblatt
Die Stelle seiner Lagerstatt
An deinem Herzen finde!

Dann würde dir dieß sanfte Bild
Vielleicht die Seel' erschüttern,
Und eine liebende Gestalt,
Von säuselndem Gezweig' umwallt,
Durch deine Laube zittern.

Umfangen würde dich vielleicht
Ein wunderbares Ahnen;
Es würd' an den Platanengang,
Voll Ruh und Nachtigallgesang,
Dich die Erscheinung mahnen.

Dort sah ich dich: und plötzlich war
Mein Blick, mein Herz umfangen;
Das Lied auf meiner Lippe schwieg,
Und eine helle Röthe stieg
Mir heiß auf beide Wangen.

Die schönsten Blüten flatterten
Um dich, wie goldne Horen.
Dich sah ich nur, dich dacht' ich nur;
Verschwunden war mir die Natur,
Ich selbst in Nacht verloren.

Die Feier.

Hier ging Laura! Diese Lüfte
Haben heilig sie berührt,
Haben ihr die Opferdüfte
Schöner Zweige zugeführt.

Im Geflüster dieser Blätter
Trat sie hin an diesen Bach;
Und, wie junge Liebesgötter,
Flogen ihr die Blüten nach.

Wie mein Aug' an dieser Fülle,
Wie es an dem Schleier hing,
Der, gleich einer Knospenhülle,
Ihren Rosenlenz umfing!
So verhüllt in ihren Schleier,
Und noch mehr in sich verhüllt,
So steht ewig vor der Feier
Meiner Huldigung ihr Bild.

In den schlanken Pappelzweigen
Sanft vom Abendwind umwallt,
Seh' ich jedes holde Neigen
Ihrer schwebenden Gestalt;
Auf dem Apfelblütengange
Ruht mein Blick, als wiegten ihn
Blumen, welche Laura's Wange,
Leis' erröthend, überblühn.

Jeder blaue Stern der Quelle,
Sanft, wie Huld, und klar, wie Licht,
Malt ihr Auge mir, dieß helle,
Geistige Vergißmeinnicht;
Und die zarte Anemone,
Bricht sie aus der Knospe vor,
Gleicht dem Munde, den zum Throne
Sich die Lieblichkeit erkor.

Wehet im Violengrunde
Ihres Athems Lispel nicht,
Der: „ich schwebt' auf ihrem Munde" —
Stolz zu meiner Ahnung spricht?
Hör' ich nicht, wenn Philomele
Durch die Pappeln triumphirt,
Ihren Ton, der aus der Seele
Mir die Stille weggeführt?

Feiern will ich jene Quelle,
Die den holden Blick empfing,
Weihen jede Rasenstelle,
Ueber die ihr Wandel ging.

Da, da will ich niedersinken,
Wie am heiligsten Altar;
Will den Hauch der Lüfte trinken,
Der vielleicht ihr Athem war.

Die Ueberraschung.

Einen Tag vergeſſ' ich nimmer,
Einen Tag, voll Licht und Glanz;
Roth umfloß der Abendſchimmer
Seinen grünen Frühlingskranz.
Laura trat im weißen Schleier,
Wie das Leuchten eines Strahls,
Sinnend trat ſie in die Feier
Meines ſchönen Ulmenthals.

Töne hört' ich fern verhallen;
Laura ſang in das Getön
Grün verhüllter Nachtigallen:
„Schön iſt Gottes Erde, ſchön!“

Und die hellen Blüten schwebten
Taumelnd über sie herab;
Aber ihre Töne bebten
Mir im Herzen auf und ab.

Wie von weicher Luft getragen,
Kam die schöne Wandlerin!
O, sie kam aus Blumentagen,
Ging zu Blumentagen hin!
Solche Heiterkeit, gemildert
Durch den Schleier, floß, wie Licht,
Das den innern Frieden schildert,
Um ihr liebliches Gesicht.

Blicke, welche sie umflogen,
Bienen gleich am Lindenhain,
Wurden lichte Träum', und sogen
Himmelsphantasieen ein.
Dieses Lächeln auf der Wange!
Diese Stirn, voll Frühlingssinn!
Welch Gefühl! ich sah ihr lange,
Lange nach! sie schwand dahin.

Flammen eines Purpurbandes
Schlugen, lieblich hell, hervor
Aus den Falten des Gewandes,
Das im Grase sich verlor,
Und sich, wie ein weißes Wölkchen,
Das die Huldgestalt umfloß,
Kaum berührend, auf ein Völkchen
Nickender Violen goß.

Lüfte, die den Schleier trugen,
Herrschten ruhig durch den Hain;
Nur die Nachtigallen schlugen
In das stille Fest hinein:
Denn hier wandelte die reine,
Schimmernde Gestalt; ihr Blick
Ließ in diesem Feenhaine
Seligkeit und Glanz zurück.

Heller wird der Lenz hier blühen,
Heller blühend einen Pfad
Durch den grünen Tempel ziehen,
Den die Herrliche betrat.

Da, da seh' ich noch sie schweben
Durch das dunkle Grün des Thals,
Wie das schöne, stille Leben
Eines hohen Ideals.

Unvergeßlich sah ich immer
Ihr entschwebendes Gewand,
Bis der letzte, weiße Schimmer,
Wie ein schöner Traum, verschwand!
Und der reiche, unermeßlich
Phantasieenreiche Hain —
Unvergeßlich, unvergeßlich
Wird er meinem Herzen sein.

Die Entfernte.

Goldne Zeit, als, durch die Gartenbäume,
Mir die Nachtigall entgegen schlug,
Und das Leben mich, durch lichte Räume
Himmelblauer Frühlingstage, trug!

Odes Ziel nach einer schönen Reise,
Die voll Frucht= und Blumenkronen hing!
O wie war's, als ich, in Laura's Kreise,
Hoch umher, wie ein Bekränzter, ging!

Sonnig stiegen vor mir Höhn und Tiefen,
Wie ein Meer von Blumen, ab und auf;
Kränze winkten, Götterstimmen riefen
Triumphirend die Begeistrung auf;
Und die Seele fühlte sich erhaben,
Reich das Herz. Und nun! was bin ich nun?
Was Vergöttrungsaugenblicke gaben,
Mußte das auf Augenblicken ruhn?

Wie ein Geist, der von dem Wiederhalle
Seines Lebens und vom Schatten lebt,
Irr' ich stumm und einsam noch um alle
Jene Stellen, wo einst sie geschwebt.
Da, wo Tön' und Blüten sie umwallten,
Fühl' ich noch ein geistig lindes Wehn.
Und dann ist's, als seh' ich die Gestalten
Großer Tage vor mir auferstehn.

Weinend ruf' ich jene sanften Schauer
Ihrer Laub' in mein Gefühl herein;
Und sie flößen dann der tiefen Trauer
Meiner Thränen Seelenhoheit ein.
Dann beschleicht es mich, mit leisem Glanze;
Hell erscheint die hohe Freundin mir,
Mit dem grün und weißen Mädchenkranze;
Meine ganze Seel' ist Traum von ihr.

Wenn ich dann so fern die Huldin glaube:
O dann flüstert's meinem Herzen zu:
„Blick' empor! die weite Sternenlaube,
Welche dich hüllt, deckt auch ihre Ruh."
Ja, das ist das Traumbild, das den Schwachen
Immer täuscht, und das er immer liebt!
Geist des Lebens! laß mich auferwachen
Zu dem Leben, welches Laura giebt!

Wiedersehn.

Wiedersehn!
Endlich tönt dir mein Willkommen!
Meine höchsten Huldigungen
Sollen dir entgegen wehn!
Endlich hab' ich dich errungen!
Hell, wie Frühlingsauferstehn,
Leuchtest du, o Wiedersehn!

Wiedersehn!
Neues, rosenvolles Leben!
Noch verhüllet dich ein Schleier;
Aber er wird niederwehn,
Und du wirst, zur Krönungsfeier,
Hell aus deiner Wolke gehn.
Laura werd' ich wiedersehn!

Wiedersehn!
Ja, ich werd' in deinem Lichte,
Heller Strahl aus dunkeln Nächten,

Hoch in deinem Lichte stehn!
Welche Kronen soll ich flechten?
Wie soll ich dein Fest begehn,
Wonnevolles Wiedersehn?

Wiedersehn!
Dir gebühret Harfenfeier!
Lindenblüten, taumelt nieder
In das festliche Getön!
Töne meiner Herzenslieder
Sollen dich im Duft umwehn,
Hochwillkommnes Wiedersehn!

Wiedersehn!
Sieger mögen, ruhmbeladen,
Unter zugeworfnen Kränzen,
Stolz durch Volksgepränge gehn!
Bluttrophäen mögen glänzen!
Sanft, wie Harfenlispel wehn,
Ist der Liebe Wiedersehn.

Wiedersehn
Ist der Liebe schönste Feier.
Gebt mir Kronen! Rosenkronen!

Meine Königin soll schön,
Wie die Lieb', in Rosen thronen!
Opferduft soll dich umwehn,
Feierliches Wiedersehn!

Laura's Tod.

Laura starb! o, naht euch sanft, ihr Lenze!
Weiße Blumen streut auf ihre Gruft!
Und, im Lispel der beseelten Kränze,
Schwebe heiliger die Abendluft!
Engel! schmückt die Amaranthenlaube,
Die den neuen Himmelsgast empfing!
Meine Seele wohne bei dem Staube,
Der um Laura's Erdenwandel hing!

Ach! die Erdenwelt kann nicht erstatten,
Was in ihr die Engelwelt verlor!
Aus erloschnen Tagen schweben Schatten
Meiner abendlichen Trauer vor,

Daß ich mich an diese Todten reihe;
Und die Gruft, wo meine Trauer wacht,
Sei der Altar meiner höchsten Weihe,
Sei die dunkle Feier meiner Nacht!

Hochgeheiligt, wie die Schlummerhöhle,
Der die Blum' ihr Todtenopfer weiht,
Und melodisch, wie die Harfenseele,
Lisple dort die Abgeschiedenheit!
Sanfter, stiller wird das Herz dort brechen,
Am zerfallnen Huldigungsaltar:
Da will ich, zur Stille will ich sprechen,
Was sie war, die hohe Laura war.

Ja, sie war mir, was die guten Götter
Dem verlaßnen Erdensohne sind:
Sonnenschein in dunkelm Lebenswetter,
Das aus nächtlich finstern Urnen rinnt.
Sanft war sie, wie Luft vom Blumenhügel
Ihre Huld, wie Duft der Liljenflur,
Und ihr Geist ein unbefleckter Spiegel
Der, durch sie verherrlichten, Natur.

Jede Wahrheit, die sich mir bewährte,
Strahlte schöner mir ihr Geist zurück;
Alles, was ich that und litt, verklärte
Sich in ihrem engelreinen Blick.
Leite dann, o Wehmuth, mich zur Laube,
Welche Laura zärtlich auferzog;
Wo — wie unvergeßlich! — oft ihr Glaube
Der Vergötterung entgegen flog!

Sey mir heilig, kleine, grüne Pforte,
Wo sie mir ein Myrtendenkmal brach,
Und mit weihendem Gefühl die Worte:
„Laß uns selig sein!“ — begeistert sprach —
„Selig unter diesen Rosen wohnen!
Ja, es war wohl eines Gottes Ruf,
Der den Frühling und die Rosenkronen
Und den Himmel und die Liebe schuf.“ —

Gott zu schauen in den Sonnengleisen,
Und im Veilchen, das im Schatten keimt,
Im Orkan, der auffährt, und im leisen,
Holden Lüftchen, das in Liljen träumt:

Diese Wonne flammt' ihr im Gesichte;
Die Natur, zur Priesterin geweiht,
Stand verklärt, im Sommerabendlichte,
Zwischen ihr und Gottes Herrlichkeit.

Da, da neigte sich das Taggetümmel
Zum verstummenden Gefühl hinab.
Hob die Fromme mich empor zum Himmel?
Oder zog den Himmel sie herab?
Nichts vernahm ich von dem wilden Tosen,
Vom Gewühl der fluchbeladnen Zeit;
Ruhe ging, im Schatten ihrer Rosen,
Wie der Liebe stille Seligkeit.

Mußte solche Harmonie verhallen?
Oedes Leben! der bewölkte Mond
Blickt in die zerfallnen Tempelhallen,
Wo ein klagenreiches Echo wohnt.
Jene Luft, die einem Liljenbeete,
Mit dem süßen Raube, sich entschwang,
Und durch ihre Rosenzweige wehte,
Zittert schweigend durch den Laubengang.

Komm und rausche durch die Rosenzweige!
Komm und hauch' in ihren Opferduft,
Daß so schrecklich nicht die Stille schweige,
Einen Seufzer nur, o Abendluft!
Einen Seufzer, gleich dem tiefen Schauer,
Der um Laura's letzte Stunde floß,
Jene Stunde, die mit Nacht und Trauer
Mein verlaßnes Dasein übergoß!

Da schon Dunkelheit ihr Auge deckte,
Als sich los ihr heilig Leben wand,
Ihre Heimath dort schon war — da streckte
Sie zum letzten Mal nach mir die Hand —
Und — ein schönes Dasein war vorüber! —
O, du Thräne, die dem Aug' entschleicht,
Brenne nicht so! dort — von dort herüber
Hat ein Engel mir die Hand gereicht.

Erinnerung.

Einst umsprangen mich geliebte Quellen,
Als ich durch das Blumenleben ging,
Das mit seinem Frühling um die Stellen,
Um die Mahle schöner Tage hing.
Anders klang das Lied der Nachtigallen,
Und des Waldes Tiefe minder hohl:
Welche Lieder hör' ich jetzt? in allen
Tönt mir Laura's sanftes Lebewohl!

Wenn die Mitternacht den Schlummerlosen
Dicht umringt mit ihrer Einsamkeit,
Oder wenn der Morgen seine Rosen
Durch das Fenster auf mein Lager streut:
O, Erscheinung aus verblühten Tagen!
Weich umwallet, wie ein Wolkensaum,
Den die jungen Morgenwinde tragen,
Dann ihr Schleier meinen wachsten Traum.

Aber sie — wo ist der Glanz der Quelle,
Welchen sie mit ihrem Lächeln schmückt?
Wo der Garten? wo die Lieblingsstelle?
Wo der Strauch, dem sie die Blum' entpflückt?

Wo der Wald, und wo des Waldes Tiefe,
Der ihr Herz sich in die Arme wirft? —
O, ihr, meine Lieder, meine Briefe,
Glücklich, wenn ihr sie begleiten dürft!

Haucht ein leises Schauern in die Düfte,
Wo die Ros' im Abendlichte nickt!
Athmet Wehmuth in den Kuß der Lüfte,
Der sich kühl auf ihre Wange drückt:
Dann vielleicht, dann blickt sie zu dem Sterne,
Den sie kennt und liebt; und diesen Blick
Strahlt das Huldgestirn, aus seiner Ferne
Wiederscheinend, in mein Herz zurück.

Welche Oede, wenn mich die Geschichte
Lauter Tage freudenlos umrauscht,
Bis ich in den Schooß des Waldes flüchte,
Wo kein fremdes Leben mich belauscht!
Ach, da harr' ich, bis der Abend dunkelt,
Bis die Nacht mit ihrer Sternengluth,
Durch die Wölbung meiner Buchen funkelt,
Wo sonst alles, nur mein Herz nicht, ruht!

Frühling.

Der Frühling war gekommen; leise Lüfte
Vom Mittaglande streiften warm herein,
Und schlugen weckend an die kleinen Grüfte
Der Blumen in dem frühen Hain.

Schon ward es laut an Hügeln und in Thalen;
Da stickte sich ihr Festgewand die Au;
Und durstig tranken schon die Morgenstrahlen
Aus goldnen Krokosbechern Thau.

Es füllte sich das Laubdach grüner Hallen,
Durch die so hell herein der blaue Himmel sah;
Und einzeln riefen frohe Nachtigallen:
„Steh auf, Gesang! der Lenz, dein Freund, ist da!"

Nun kam zur Nachtzeit, aus des Nordens Wüsten,
Ein Sturm, und riß den Hain aus seiner Ruh:
Da schlossen Blumen, die sich froh begrüßten,
Die holden Augen wieder zu.

Der Morgen wird den Wonnempfang vermissen;
Die Nacht beging den finstern Tempelraub;
Ein Nordsturm hat es kalt hinweggerissen,
Das kaum entsproßte, frische Laub.

Wohin mit deinen Nachtigallenstunden?
Wohin, o Lenz, mit deinem Rosenlicht? —
Ein Frühlingstag ist — eh' er kam, verschwunden;
Jedoch mit ihm verschwand der Frühling nicht.

O Bild des Lebens! mich umfangen
Die stillen Schatten der Vergangenheit!
Viel theure Menschen sind von mir gegangen;
Entlaubt und arm ist meine Zeit!

Ach! Scheidestunden sind das herbe Wetter,
Das nächtlich, wie ein tief verhüllter Geist,
Durch unsre Gärten fährt, und frische Blätter
Vom grünen Baum des Lebens reißt.

So kann und darf nichts Heiliges verwehen!
Versinken nichts, was Himmelsblüten treibt!
Ob auch hinweg geliebte Menschen gehen:
Die Liebe selbst, die hohe, bleibt!

Raisa.

Ein Wetter raset durch das Dunkel
Der Nacht, die donnernd wiederhallt;
Vom Himmel blickt kein Sterngefunkel,
Und Regensturm zerreißt den Wald.

Ein jedes Leben ruht geborgen,
Und bang' verkriecht sich jeder Wurm;
Nur Raisa trägt ein Herz voll Sorgen
Hinaus in den empörten Sturm.

Sie hört nicht, wie vom Donnerschlage
Die weite Felsenküste dröhnt;
Sie hört nur sich, nur ihre Klage,
Die aus der tiefen Brust ertönt.

Und dunkler, als der Himmelsbogen,
Ist von dem nächtlich finstern Schmerz
Ihr schönes Jugendaug' umzogen,
Und laut und ängstlich schlägt ihr Herz.

Sie reißet sich durch den verworrnen,
Durchnäßten Busch, und ihre Brust
Und ihren Hals zerfleischen Dornen;
Doch fühlt sie nicht den Blutverlust.

Am Meere ragt ein Felsenrücken
Vor allen Höhen schwarz hervor,
Da windet, zwischen Felsenstücken,
Die arme Raisa sich empor.

Sie blickt, vom lauten Sturm umfangen,
Hinunter in die grause Wuth
Beschäumter Wellen, und die Schlangen
Der Blitze zischen auf der Fluth.

Die Fischer — trotz dem wilden Grimme
Des Sturms, der mit den Wellen rang —
Vernehmen Raisa's süße Stimme,
Die von dem Felsen her erklang.

„Ach, weh mir! weh! ich bin verloren!
Sieh her, wie mich der Schmerz zerfleischt!
Ach, hättest du mir nie geschworen!
Wie grausam hast du mich getäuscht!"

„Du, den mein Blick so freundlich grüßte,
Wie Blumenglanz und Sonnenschein,
Du läßest jetzt, in dieser Wüste
Der Dunkelheit, mich so allein!“

„Ach, könntest du das Weh ermessen,
Das mich erdrückt mit seiner Schmach!
Komm, komm zurück! ich will vergessen,
Was mir das Herz im Busen brach!“

„Eh' du erschienst, war Blumenlesen
Mein Thun, und Unheil kannt' ich nie.
Bei Gott! ich war ein glücklich Wesen!
Die Eltern liebten mich, ich sie.“

„Du kamst! ach, da vergaß ich Beide,
Vergaß mein Jugendspiel, und hing
An dir, du meine Augenweide,
Du, der mein ganzes Herz umfing!“

„Es war, als ob das Wort der Liebe,
Dieß süße: „„Raisa, du bist mein!““
Die Seel' aus meiner Seele triebe,
Und in die deinige hinein.“

„Ein Engel sprach aus deinen Mienen,
Ein Bild von Gottes Herrlichkeit
War mir in deinem Blick erschienen!
Ich lebt' in einer neuen Zeit!"

„O, hätte doch, im süßen Hoffen,
Bestrahlt von deiner Augen Licht,
Der Streich des Todes mich getroffen:
So wüßt' ich untreu dich doch nicht!"

„Für Raisa ist nun kein Erbarmen,
Kein Hoffnungsstrahl! Dir ruht fortan
Ein andres Mädchen in den Armen,
Das buhlend dich mir abgewann!"

„Ich lag und träumt' in süßem Frieden,
Dich hielt im Arm die Träumerin!
Ich faßte Luft; und mit Chroniden
Entfloh die fremde Buhlerin!"

„Laut rief ich aus! „„O hätt' ich Flügel,
Um meinem Liebling nachzuziehn!""
Ich eilt' hinaus, bestieg die Hügel —
Und, welch ein Schmerz: ich sah dich fliehn!"

„Dir, süßer Freund, gab ich mein Leben,
Als du mit Liebe zu mir kamst!
Komm, mein Chronid, zurückzugeben,
Was du mit dir von dannen nahmst!“

Sie sprach's und stürzt bewußtlos nieder;
Gehemmt ist ihres Blutes Lauf;
Kalt bebt der Tod durch ihre Glieder;
Doch endlich schreit sie wieder auf.

„Schau, wie sich meine Sinn' empören!
Mein Odem röchelt dumpf und hohl!
Du hörst nicht, willst mich nicht mehr hören:
So sei es dann — leb' wohl! — leb' wohl!“

„Schwarz ist die Welt, wie eine Höhle,
Das Leben eine lange Pein;
Nach Ruhe dürstet meine Seele:
Ihr wilden Fluthen sargt mich ein!“ —

Sie stürzet in die Fluth ihr Leben!
Chronid, dir galt ihr letztes Ach!
Ein Donner, daß die Felsen beben,
Ruft ihren Tod dem Flüchtling nach.

Jetzt richtete die innre Strafe
Sich in Chronidens Brust empor;
Sie schreckt ihn nächtlich aus dem Schlafe,
Und führet Raisa's Bild ihm vor.

Ihn faßt die Wuth der finstern Reue,
Zerstört sein ganzes Lebensglück.
Er weint; doch seine Vielgetreue
Weint er vom Tode nicht zurück.

Er fluchet seiner neuen Liebe,
Reißt los sich von Ludmillens Hand,
Als ob ein böser Geist ihn triebe.
Er flieht, und seine Spur verschwand.

Likas und Agle.

Der wilde Krieg durchzieht das Land,
Den Fluch des Schicksals auszusprechen,
Zerreißt so manches zarte Band,
Und reiht Verbrechen an Verbrechen!
Auch über dich, o Agle, kam
Ein langer, thränenvoller Gram:
Der Krieg entriß dir, ohn' Erbarmen,
Entriß den Gatten deinen Armen.

Nur dreißig Monden hatte kaum
Das Glück der Liebenden gedauert,
Da schwand der süße Lebenstraum,
Und Agle weint, und Likas trauert!
Er mußte fort in's Niederland;
Denn König Ludwig war entbrannt,
Den Stolz des Kaiserthrons zu dämpfen,
Und Oestreichs Heere zu bekämpfen.

Da zog der arme Likas hin
Mit seines Königs Waffenschaaren,
Versprach der Gattin, treuen Sinn
Für sie im Herzen zu bewahren.
Ihm ruft der Ton des Trommelschalls;
Das Knäbchen hängt ihm an dem Hals;
Und wer beschreibt, was Agle leidet?
Ihr Freund, ihr Schutz, ihr Gatte scheidet!

Die Sanfte weinet: „Nimm dieß Buch,
Dieß fromme Liederbuch voll Segen,
Den Haarring und dieß Busentuch,
Und denke mein auf allen Wegen!
O daß ich, wenn du blutest, dann
Nicht deine Wunde küssen kann!
Um dich sei Gott und sein Erbarmen!"
Stumm wankt ihr Mann aus ihren Armen.

Fortan war oft ihr Angesicht
Mit hellen Thränen überschwommen.
Das Knäbchen stammelt: „Weine nicht!
Der Vater wird bald wieder kommen."

Und wenn das holde Kind so sprach:
Dann war's, als ob das Herz ihr brach,
Als ob der kalte Tod sie faßte;
Sie bebt' und ihre Wang' erblaßte.

Ihr schien der Tag so todt und leer!
Des Nachts befragte sie die Sterne,
Sie kam zu keinen Festen mehr,
Denn all' ihr Heil verhüllt die Ferne!
Sie schloß sich in ihr Kämmerlein,
Für ihren treuen Likas, ein,
Daß sich ihr Herz ihm treu bewahre.
So schwanden Monden hin und Jahre.

Der Garten grünt im Frühlingshauch;
Und Likas pflanzte dort die Laube!
Ihr blühn vergebens Baum und Strauch,
Vergebens färbt sich ihr die Traube!
Sie sah einst Likas hell im Traum,
Gelehnt an seinen Lieblingsbaum;
Sie sah ihn bleich vom stillen Harme,
Und sich in eines Andern Arme.

„Was will das fürchterliche Bild?“
So fährt sie auf vom bangen Schlummer.
Sie zittert; Thrän' auf Thräne quillt
Hervor aus ihrem tiefen Kummer.
„Ist Likas todt? Ist er dahin?
Was soll dann seine Dulderin?
Dann hüllt nur bald, ihr finstern Mächte
Des Todes, mich in eure Nächte!“

Sie saß, vertieft in diesen Traum,
In ihrer Laube Dämmerungen,
Da kam ihr Knabe durch den Raum
Des Gartens rasch einhergesprungen,
Und rief mit Kindes Fröhlichkeit:
„Der Vater im Soldatenkleid!
O Mutter! Vater ist gekommen!
Er hat mich auf den Arm genommen!“

„Dein Vater, Kind?“ Sie sieht sich um,
Kann froh betäubt sich kaum bewegen;
Sie weint vor Freud' und Angst! „Warum
Kommt mir mein Likas nicht entgegen?“

Sie wankt den Pfortensteig hinan;
Und sieh! da steht der Waffenmann!
Als führen Blitz' auf Blitze nieder,
So zuckt es ihr durch alle Glieder.

„Willkommen!“ ruft sie, „frei von Noth,
Nun bin ich frei vom langen Harme!
Dich, meinen Likas, glaubt' ich todt!“
Und fällt betäubt ihm in die Arme.
Doch faßt sie sich, und sieht ihn an:
„Wie ist mir? träum ich? du mein Mann?“
„Ich bin's! — Ach! muß ich mich erst nennen?
Du solltest deinen Likas kennen!“

„Wie traurig, so verkannt zu sein!
Das dank' ich dieser Ehrenwunde!“
In Agle kämpfen Ja und Nein;
Es bebt das Wort auf ihrem Munde:
„Verzeihe meinem irren Sinn!
Zu plötzlich ward ich, was ich bin!
Das alles will ein Traum mir scheinen;
Ich will mich freun, und kann nur weinen.“

Er tröstet sie, so gut er kann,
Indem er ihr die Stellen nannte,
Wo sie zuerst ihn lieb gewann,
Und wo er ihr sein Herz bekannte. —
„Wohl narbevoll ist mein Gesicht,
Doch kennst du diese Locken nicht?
Und hier den Ring von deinem Haare,
Den ich zum Denkmal dir bewahre?

„Verkennst du dieses weiße Tuch,
Das ich mit meinen Zähren tränkte?
Und hier dies fromme Liederbuch,
Das mir beim Abschied Agle schenkte?“ —
„Wohl kenn' ich alles! aber doch —
Was will in mir der Aufruhr noch?
Nur zagend trau' ich dem Entzücken,
Dich wieder an mein Herz zu drücken.“ —

Daß Likas angekommen sey,
Die Sage geht mit schnellen Füßen,
Und zieht die Nachbarschaft herbei,
Den Angekommnen zu begrüßen.

Man spricht: „Er ist nicht mehr so fein;
Doch sieht man, Likas muß es sein.“
Und Jeder sagt ihm sein Willkommen;
Nur Agle ist und bleibt beklommen.

Es liegt so drückend ihr im Sinn,
Als hätte sie was zu bereuen;
Zehn trübe Wochen schleichen hin,
Und Agle kann sich nimmer freuen.
Einst wandelt sie mit sich allein
Im aufgeblühten Gartenhain,
Da tritt, gebückt, wie Arme pflegen,
Ein junger Bettler ihr entgegen.

Sie steht, wie angeschreckt, und schweigt;
Ihr innres Leben ist befangen;
Erröthende Verwirrung steigt
Ihr flammenhell auf beide Wangen!
Der junge Bettler schaut sie an;
Sie schreiet auf: „Du bist mein Mann!
Ein Bösewicht hat mich belogen,
Um meinen Likas mich betrogen!“

„Wie?“ spricht er: „Du nicht mehr mein Weib?
Du wärst die Gattin eines Andern?
Gott zeuge zwischen uns! so bleib!
Und mich laß fort ins Elend wandern!
Du weißt, was mir dein Herz versprach!
O Herz, das so die Treue brach!
Mich wird der Kummer bald vernichten;
Und dich mag Der dort oben richten!“

„Nein!“ ruft sie, „untreu war ich nicht!
Getäuscht hat mich das Wort der Lüge!
O, warum trug das Angesicht
Des Frevlers manchen deiner Züge!
Doch war's, als drückte mich ein Fluch!
Der Falsche zeigte mir das Buch,
Und alles, was du mitgenommen!
Wie ist nun er dazu gekommen?“ —

„Darnieder lag ich fern von hier!
Man glaubt', es würde mit mir enden:
Da wußt' ein falscher Tröster mir
Die Heiligthümer zu entwenden.“ —

„Verdamme,“ fleht sie, „Agle nicht!
Dein Fluch treff' ihn, den Bösewicht!“
Der Falsche hatt' indeß vernommen,
Der wahre Likas sei gekommen.

Er naht sich mit verstellter Wuth:
„Was willst du, Bettler? fort, Verbrecher!
Mein ist das Weib! mein ist das Gut!
Des Richters Ausspruch sei mein Rächer!“
Doch Likas blickt ihn ruhig an:
„Du wagst es, böser, falscher Mann,
Dich solcher Lüge zu erfrechen?
Es sey! der Richter soll hier sprechen.“

Man geht; der Streit wird vorgelegt.
Wie weit wird's noch der Falsche treiben? —
Er schreiet, wie das Unrecht pflegt,
Das Ohr des Richters zu betäuben;
Allein die Kraft, die Zuversicht
Der Wahrheit hat ein Angesicht.
Der wahre Likas spricht bescheiden;
Und wie beredt ist Agles Leiden!

„Vernehmt mich!“ hub der Richter an,
„Wir könnten Jahre hier verweilen!
Nichts würd' entscheiden: laßt uns dann
Den Gegenstand des Streites theilen!
Der Eine nehme Hab' und Gut!
Die Frau der Andre! damit gut!
Seyd ihr mit diesem Spruch zufrieden?“
Der Falsche spricht: „So sey's entschieden!“

„Ja,“ ruft er, „schöner könnte sich
Des Richters Weisheit nicht entfalten!
Ich nehme Hab' und Gut für mich,
Und Jener mag das Weib behalten!“
Und Likas spricht: „so laß es sein!
Du, Agle, bist doch wieder mein!
Wir sind einander nicht genommen!
Dem Räuber wird der Raub nicht frommen.“

„Halt!“ fing der Richter plötzlich an,
Als schon sie von der Bühne traten;
„Halt!“ zürnet er dem falschen Mann:
„Jetzt hat die Raubsucht dich verrathen!

Du sollst der Rache nicht entfliehn!
Herbei, ihr Männer, fesselt ihn!
Gebt ihm das Zeichen seiner Schande!
Dann fort mit ihm aus unserm Lande!

Du, Likas, nimm, was dir gebührt!
Dein Kummer, Agle, sey vernichtet!"
Und beide rufen, tief gerührt:
„O, Heil dem Manne, der so richtet!"
Der Richter, freundlich winkend, spricht:
„Was wäre Recht? Was Richterpflicht,
Die für die Unschuld nicht entschiede?
Geht hin! Mit Euch sey Gottes Friede!"

Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze schimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüsten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das schimmert in blendender Liljentracht.

Es leuchtet einen Stundenschlag
In's finstre Thal hinunter;
Dann geht es, wie ein stiller Tag
Der Unschuld, heilig unter;
Dann ist es, als wandelten Geister dort
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine sanfte Lichtgestalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt sich empor, und wallt, und wallt,
Und schwindet in den Lüften.

Es wehet und säuselt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn.

Im Thal stand einst ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und moosig;
Da blühte Bertha still und rein,
Ein Mägdlein, zart und rosig.
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die spielenden Lämmer der Wiese schaun.

Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirschen und nach Rehen:
Da sah er früh, im Morgenstrahl,
Am Zaun das Mägdlein stehen.
„Was schaust du hier," sprach er, „am grünen Zaun?
Komm mit mir! dort oben ist mehr zu schaun!"

„Du sollst mein trautes Liebchen seyn,
Zu schön für eine Hütte." —
Doch Bertha sprach: „Das kann nicht seyn!"
Und floh in ihre Hütte.
Da fand sie die Mutter am stillen Heerd:
„Ach, Mutter! der Junker hat mein begehrt." —

„Ob auch der Junker dein begehrt:
Laß dich sein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus seinen Händen.
O, bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, säume nicht, rette dich!“ —

„Wohin, o Mutter, retten mich
Vor seinem Dienerschwarme?“
So weinte sie, und stürzte sich
Der Mutter in die Arme. —
„Ein Kloster, mein liebliches Töchterlein,
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.“

„Da schmücket dich mit keuschem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangst du mit dem Myrtenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirst du in graulicher Mitternacht
Von schirmenden Engeln getreu bewacht.“ —

„So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Klosterstille,

Daß vor der bösen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!"
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Klosters getrost hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er seinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm still entkam,
Gewaltsam zu erbeuten.
Da wurde das Kloster wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiserne Thor gesprengt.

Die wilden Räuber scheuten sich
Nicht vor der heilgen Stelle;
Sie rissen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grausigen Mitternacht
Zur Lauenburg stürmend hinauf gebracht.

„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Flehn nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.

Drum trockne nur immer dein schön Gesicht!
Es kostet das liebliche Leben nicht!" —

„Du, Sohn Maria's!" rief sie laut,
„Du Gottessohn, o sende
Mir Hülf', und rette deine Braut,
Daß keine Schmach sie schände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, sprecht!
O sprecht, wenn kein Rächer die Unschuld rächt!

Doch still! ich hör' ein leises Wort;
Ich darf Erlösung hoffen.
Ein Engel kommt! ich sehe dort
Den lichten Himmel offen!"
Begeistert schon blickte sie himmelwärts,
Und leiser und leiser verstummt' ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth,
Und aller Schmach entnommen,
Führt ihren Geist der Engel, Tod,
In's stille Land der Frommen.
Es war eine lichte Gestalt zu sehn;
Da wollten die Räuber vor Angst vergehn.

Und wo sich Bertha's Auge schloß,
Den Raum weiht' eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden sproß,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verspätete Wandrer schaut,
Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur ein Mal,
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein schauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht sie, das flüstert schwach
Die sterbenden Laute der Unschuld nach.

Seht hin! wo einst die Feste stand
Mit ihren stolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen.
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Liljenpracht.

Robert und Klärchen.

Auf dem Anger war's lustig, und duftig im Hain,
Und röthlich verglimmte der Abendschein
An wehenden Halmen und Zweigen.
Das Nachtlied der Grille vom blumigten Rain
Durchtönte das heilige Schweigen.

In dem ruhigen Frieden der stillen Natur
Ging Robert mit Klärchen hinab in die Flur;
Sie kamen zum Haine der Quelle,
Wo Robert sich Klärchen auf ewig verschwur:
Das war eine weihende Stelle.

Dort umnickten sich Blumen, als küßten sie sich;
Ein zärtliches Flüstern der Huld umschlich
Die lieblich entflatternden Blätter:
Das machte die Stelle so heimlich, und glich
Dem Wandeln der seligen Götter.

Und die Nachtigall schlug, und die Echo schlug nach;
Der Vollmond sah lüstern durch's Ulmendach
Vom abendlich dunkelnden Himmel.
Und Robert und Klärchen ergötzte der Bach
Mit fröhlichem Wellengetümmel.

Zwei verschwisterte Blumen brach Klärchen jetzt ab,
Und warf in die Fluth sie vereint hinab,
Und sahe, wie traulich sie schwammen.
Doch eine löst bald von der andern sich ab;
Sie schifften nicht weiter zusammen.

O, da seufzte Klärchen das traurige Wort:
„Mein Robert, ach! sahst du die Blumen dort
Sich trennen und eine verschwinden?“
„Da drüben,“ sprach Robert, „vielleicht ist ein Ort,
Sich wieder zusammen zu finden!“

Da verhüllte das Mädchen das schöne Gesicht;
Ihr flimmerte traurig das Mondenlicht;
Vom Waizenfeld ächzte die Grille.
„Mein Klärchen,“ sprach Robert, „o weine du nicht!
Die Zukunft deckt heilige Stille.“ —

Es verschwanden sechs Monden, sie flogen vorbei;
Da wüthet der Krieg, und das Kriegesgeschrei
Ruft wild den Geliebten zum Streite.
Er weinet: „Mein Klärchen, ich bleibe dir treu!“
Und reißt sich ihr weg von der Seite.

Doch sie flehet mit thränenbeströmtem Gesicht:
„Mein Liebster kann lieben nur, tödten nicht!
Fühlt, Männer des Krieges, Erbarmen!“ —
Vergebens! die Männer der eisernen Pflicht
Entreißen ihn wild ihren Armen.

Die Verlassene ringet mit Weh und mit Ach;
Ihr Treuer läßt fern schon am Wiesenbach
Sein schneeweißes Thränentuch wehen.
Sie ruft noch ein weinendes Wörtchen ihm nach,
Und Robert ist nicht mehr zu sehen.

Sie verläßt jeden Abend ihr mütterlich Haus;
Sie geht in die stürmende Nacht hinaus,
Und setzt auf den Bergen sich nieder;
Da streckt sie die Arme nach Roberten aus;
Ihr Lieber kommt nimmermehr wieder.

An dem Zaune das Bächlein, es rinnet und rinnt;
Der Sommer verglühet, der Herbst beginnt;
Die Sonne geht auf, sie geht nieder;
Hin über die Berge ziehn Wolken und Wind:
Nur Robert kehrt nimmermehr wieder.

Wie ein bleichendes Röschen verwelkt sie hinfort.
Einst ging sie zur Quelle des Hains — ach! dort,
Dort sah sie die Blumen verschwinden. —
„Wo ist nun das Drüben? Wo ist nun der Ort,
Wo Robert und Klärchen sich finden?"

So erliegend dem schmerzlichen, liebenden Sinn,
Sank nieder an's Ufer die Dulderin,
Von himmlischen Träumen umgeben.
Der Kuß eines Engels nahm Klärchen dahin,
Enthaucht' ihr das trauernde Leben.

Still besuchet ihr Grabmahl die säuselnde Luft;
Zwei Linden umblühn es; in Lindenduft
Ist Klärchen zur Ruhe bestattet.
Da schläft sie den heiligen Schlaf in der Gruft,
Von Sinngrün und Veilchen beschattet.

Nach verschollenen Jahren kam Robert zurück,
Mit schwindendem Leben im düstern Blick,
Mit Wunden vom blutigen Streite.
Sein Klärchen ist hin; er erliegt dem Geschick,
Und schlummert nun Klärchen zur Seite.

An den Gräbern zieht Abends ein Nebel dahin.
Einst sah eine blühende Schäferin
Den Nebel sich langsam entfalten;
Sie sah mit begeistertem, liebendem Sinn
Zwei dämmernde, stille Gestalten.

Jenny.

Wenn heim die Heerden sind von ihren Weiden,
Und sich die Welt in süßen Träumen wiegt:
Dann wein' ich noch, verhüllend stille Leiden,
Indeß bei mir mein guter Robert liegt.

Er ist so gut! Ach, könnt' ich ihn nur lieben!
Du, Wilhelm, bist gefährlich meiner Pflicht,
Bist tief im Herzen mir zurück geblieben;
Vergessen sollt' ich dich, und kann es nicht! —

Zu liebevoll kam Wilhelm mir entgegen;
Mein Herz gab willig seinen Wünschen nach;
Er warb um mich und meiner Eltern Segen,
Er arm, ich arm, und meine Eltern schwach.

Er ging, ein kleines Glück sich zu erwerben,
Um mir und meinen Eltern es zu weihn.
Sein letztes Wort war: „Jenny, sollt' ich sterben:
So denke mein!" — Zu oft nur denk' ich sein!

Er ging zur See — und, wie vom Tod umfangen,
Versank mein Geist in tiefe Finsterniß.
Mein Loos war hart; und meine Aeltern rangen
Mit Dürftigkeit, die mir das Herz zerriß.

So harrt' ich, still der süßen Hoffnung pflegend:
Fern blieb die Hülfe, näher drang die Noth;
Und endlich kam aus einer fernen Gegend
Ein Unglückswort, verkündend Wilhelms Tod.

Mich traf dieß Wort, wie schnelles Blitzgeschmetter;
Und als die Zukunft drohend vor mir stand:
Da bot sich Robert an zu unserm Retter,
Und bat zum Lohn dafür um meine Hand.

Wohl hatte Robert meinen Dank erworben.
Ich gab ihm meine Hand, nur Liebe nicht:
Die Liebe war mit Wilhelm mir entstorben;
An Robert knüpfte mich die kalte Pflicht.

Mir war's, als ob ich aus dem Leben schiede;
Doch barg ich tief im Innern meinen Gram.
Aus meinen Blicken sprach der heitre Friede,
Der nie zu meinem Herzen wieder kam.

Ach! Wilhelm war der Traum in meinem Schlummer;
Auch dieser Trost — wie oft entfloh er mir!
Einst saß ich, tief versenkt in meinen Kummer,
Im Abendlicht vor meiner Hüttenthür:

Es kam ein junger Mann daher gegangen: —
Ach! Wilhelm war's, er war's an Wuchs und Gang.
Ein Flammenfeuer brannt' auf meinen Wangen;
Mir schlug das Herz, das mit dem Schrecken rang.

Er nahte sich. Was sollt' ich jetzt beginnen?
Entfliehn wollt' ich vor seinem Angesicht.
Ein Aufruhr war in allen meinen Sinnen.
„Ach, Wilhelm!" rief ich — mehr vermocht' ich nicht.

Es sanken alle meine Kräfte nieder,
Ich war des Lebens mir nicht mehr bewußt;
Und wie vom Traum erwacht' ich endlich wieder
In Wilhelms Arm, den Kopf an seiner Brust.

„O, Wilhelm," rief ich, „laß die Hoffnung fahren!
Fort! fort! dich lieben darf ich nicht fortan.
O, hilf die Pflicht der Treue mir bewahren!
Dich glaubt' ich todt, und Robert ist mein Mann!"

Der Arme stand, und konnte sich nicht fassen.
„So laß mich," weint' er, „laß mich denn vergehn!
Ich muß — ich will auf ewig dich verlassen!
Leb' wohl!" — Er ging, und ward nicht mehr gesehn.

Romanze.

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind;
Da sitzet Mariechen, und wieget ihr Kind.
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
Den Blick in die Ferne hinaus gewandt.

In die Ferne hinüber schweift all ihr Sinn;
Ihr Lieber, ihr Treuer, der ging dahin!
Sonst ging er, sonst kam er; nun kommt er nicht mehr!
Nun ist's um Mariechen so todt und so leer!

In den Busen, da fallen die Thränen hinein;
Da trinkt ihr Kindlein sie saugend mit ein.
Es schmeichelt der Mutter die kindliche Hand;
Ihr Blick ist hinaus in die Ferne gewandt.

Ach, wie sausend wehet der Wind und kalt!
Mariechen, dein Liebster ging aus in den Wald;
Ihm reichten die tanzenden Elfen die Hand;
Er folgte der lockenden Schaar, und verschwand.

Auf den Bergen dort oben, da wehet der Wind;
Da sitzet Mariechen, und wieget ihr Kind,
Und schaut in die Nacht hin, mit weinendem Blick.
Dahin ging ihr Liebster, und kehrt nicht zurück!

Die Dämoneninsel.

1.

Miron kam vom Opferfest
Einer Insel hergezogen;
Plötzlich rast ein Sturm, und läßt
Seine Wuth aus an den Wogen,
Und kein Anker hält mehr fest.

Als ihn so von Strand zu Strand
Wog' und Sturm verschlagen hatten,
Nahm — ihm gänzlich unbekannt —
Endlich ihn in seine Schatten
Ein dämonisch Inselland.

Für sein Schiff, das unhaltbar
In dem Kampfe mit den Wellen
Und dem Sturm geworden war,
Beut ihm, um es herzustellen,
Gutes Holz die Insel dar.

Welch ein liebliches Gemisch
Feiner, wonnesüßer Düfte
Athmet jedes Lenzgebüsch!
Alles: Blumen, Licht und Lüfte,
Alles dünkt ihm zauberisch.

Eine Warnungsstimme spricht:
„Fürchte diese fremden Küsten
Und dieß süße Zauberlicht!
Jüngling, laß dich nicht gelüsten!
Traue diesem Frieden nicht!

Blinder Muth im fremden Raum
Kann sich nur mit Unheil lohnen!“ —
Dennoch, angelandet kaum
Auf der Insel der Dämonen,
Fällte Miron einen Baum.

Da verwandelt sich der Kreis
Seiner friedlichen Gefühle,
Die er wohl zu deuten weiß;
Selbst die Luft der Abendkühle
Brennt ihm Stirn und Wangen heiß.

Schon verkündet die Gefahr
Sich in fernen Donnertönen;
Reuvoll beut er, den Altar
Der Dämonen zu versöhnen,
Einen Baum der Heimath dar.

Die Orakelstimme spricht:
„Solch ein Baum, den Liebe weihte,
Sei das Opfer deiner Pflicht!
Götterzorn ist das Geleite
Deß, der ein Gelübde bricht!“

Lösen soll er dieses Band,
Eh' er ruht bei seinen Laren;
Und nur so läßt ihn der Strand
Der Dämoneninsel fahren;
Er erreicht das Heimathland.

Werthen Stellen wieder nah,
Kommt, auf wohlbekannten Wegen,
Er zu einer Buche; da
Tritt ihm Lyda nun entgegen,
Schön, wie er sie nimmer sah.

Lyda nickt ihm freundlich zu:
„Fragst du denn nicht, was ich machte?
Nicht, an wen ich in der Ruh
Meiner Lebensstille dachte?
Das, du böser Mensch, bist Du!“

Miron sprach: „Mit bangem Blick
Schau' ich noch in die Gefahren,
So ich überstand, zurück.
Viel geduldet, und erfahren
Hab' ich manches Mißgeschick.“ —

Lyda, wie ein Rosenstamm
Ueppig blühend, und nicht minder
Arglos fröhlich, wie ein Lamm;
Beide hatten schon als Kinder
Braut gespielt und Bräutigam.

Mit ihr wandelt er sodann,
Beide wandeln froh zusammen;
Unter Fragen: Wo? und wann?
Zünden sich geheime Flammen
Still in Beider Herzen an.

Seitdem fand nun Lyda fein,
Mit dem schönsten Schmuck des Haines,
Morgens früh vor Sonnenschein,
Immer schon bekränzt ihr kleines,
Grün umranktes Fensterlein.

Leis' aus ihrer Hütte fort
Schleicht sie zu der lieben Buche,
Nicht, als ob sie an dem Ort
Irgend etwas eben suche;
Doch sie fand den Miron dort.

Goldne Zeit der Liebe, du
Wecktest, daß sie sich erneue,
Deine Welt aus öder Ruh.
Da, da schwur auch Lieb' und Treue
Miron seiner Lyda zu.

„Miron," — rief sie, „mein! ich dein!
Wie ein Doppellied durchdringet
Mich das Heil: mit dir zu sein!
Meine ganze Seele klinget,
Wie ein Liederfest im Hain." —

Sitte war's auf Lydas Flur,
Wenn sich Liebessinn vermählte,
Daß er fromm und einfach nur
Einen Baum zum Tempel wählte,
Wo er seinen Bund beschwur.

Und sie weiht den schönen Raum,
Den sie heilig pflegen wollte,
Weiht' ihn mit dem schönsten Traum,
Den die Zeit erfüllen sollte,
Festlich ein zum Tempelraum.

Auch die Buche weiht sie ein!
Alle Frühlingssänger sangen —
„Lerchen, ihr sollt Zeugen sein!“ —
Aber Miron schaut befangen
In das Weihefest hinein!

„Blicke, Liebster, blick' empor!
Höre diese Brautgesänge!“ —
Aber seinem innern Ohr
Schweben die Orakelklänge
Der Dämoneninsel vor.

2.

Nicht mehr blühten frisch und klar
Lydas jugendliche Wangen;
Ueber ihren Frieden war
Eine böse Zeit gegangen,
So ihr Schmerz und Leid gebar.

Einsam wankt sie hin und her;
Und bei'm Klang der Lerchenlieder
Wallt ihr Busen bang und schwer,
Seufzend wallt er auf und nieder;
„Miron! Miron!" seufzet er.

„Meine Freudenwelt zerstört,
Oed' und starr, wie Todtengrüfte!
Ach! ich rufe, wie bethört,
Lüfte, seid ihr jene Lüfte,
Die da seinen Schwur gehört?"

„Tragt ihm hin mein seufzend Ach!
Lüfte, macht euch auf, und eilet!
Rufet sein Gedächtniß wach!
Wo er wandelt, wo er weilet,
Rufet seinen Schwur ihm nach!"

„Mahnt ihn an den Bundestag,
Der da durch die Buche glänzte;
Rings die Flur ein Festgelag,
Das der Blumenmond bekränzte,
Und die Luft voll Lerchenschlag.“

„Da! da schlug mein Herz so froh,
Wie der Schlag der Lerchenlieder!
Ihr geliebten Lerchen, so
Sanget ihr nun nimmer wieder,
Seit mein Leben mir entfloh!“

„Wahrer Tod ist solcher Gram;
Nur die Freud' ist wahres Leben,
Die mit Miron zu mir kam!
Wer kann die mir wiedergeben?
Er nur, der sie mit sich nahm!“

„O, wie war die Zeit so schön,
Als mich seine Lieb' entzückte!
Da erklang von Thal zu Höhn,
Die der Frühling heller schmückte,
Liebeseliges Getön!“

„Wo ich ihn zuerst gesehn,
Wo er Blumen mir gebrochen,
Die noch dürr am Fenster wehn:
Da kommt mir ein innres Pochen,
So, als müßt' ich dran vergehn!"

„Irr' ich mit verstörtem Sinn
Zu der Wahlstatt schöner Stunden:
Weh, der armen Wandlerin!
Der geweihte Baum verschwunden!
Alles, Alles ist dahin!"

„Hält die Liebe so ihr Wort?
Nein, ich kann, ich kann's nicht fassen!
Meine Buche mußte dort
Sich zur Barke machen lassen,
Und sie trug den Liebling fort!"

„Ach, mein Herz! entfernt von dir,
Kämpft er mit des Meeres Winden!
Was denn sucht er fern von hier?
Konnt' er mehr als Liebe finden?
Liebe fand er ja bei mir!"

„„Arme Lyda, ein Gelübd'
Hat ihn weg von dir gezogen!
Fromme Pflicht, getreu geübt,
Macht die Götter uns gewogen,
Ob sie auch das Herz betrübt!““ —

„Hat ihn eine fromme Pflicht,
Ein Gelübd' ihn fortgetrieben?
Fromme Pflicht, die Herzen bricht,
Können nicht die Götter lieben!
Nein, dieß dürfen Götter nicht!“ —

„„Lyda, Götterzorn ist hart!
Lyda! Lyda! nicht vermessen!““
Aber die Verlassne starrt,
Aller Götter Macht vergessen,
In die öde Gegenwart.

Trostlos irrt sie an den Strand,
Trostlos wankt sie auf und nieder:
„Meer, du hast ihn mir entwandt!
Wo er weilet, gieb ihn wieder
Mir zurück, du fremdes Land!

„Könnten diese Arme sich
Einmal nur um ihn noch winden!
Doch sein Auge würde mich
Nicht mehr schön und lieblich finden!
Meiner Augen Glanz entwich!“

„Jede Ros' ist vom Gesicht
Auf der Thräne weggeschwommen,
Die aus meinem Herzen bricht.
Lenz und Lerchen sind gekommen,
Er, mein Miron, er kam nicht!“

„Das ist — o, wie nenn' ich's doch! —
Ich bin ihm getreu geblieben!
Selbst im Tode werd' ich noch
Ihm verzeihen und ihn lieben!
Sagt's, ihr Lerchen, sagt's ihm doch!“

3.

Miron, fern im Zauberhain
Eines fremden Insellandes,
Löset sein Gelübd', allein

Sonder eingedenk des Bandes,
Das an Lyda mahnt, zu seyn.

Da nun hat er opfernd baar
Abgethan, was Pflicht gefodert;
Die geweihte Buche war
In der Schiffsform aufgelodert
Am dämonischen Altar.

Zu dem lockenden Getön
Seines Opferfestes waren
Angelangt von Thal und Höhn
Wohlgeschmückte Nymphenschaaren,
Alle neugierreich und schön.

„Jüngling, rüste dich mit Muth!
Sieh, es nahet deinen Lippen
Sich ein Kelch, voll Zaubergluth!
Wag' es nicht daraus zu nippen!
Jüngling, sey auf deiner Hut!“ —

Aber achtlos, wie er war,
Dreht er sich im wilden Reigen
Einer bunten Nymphenschaar,
Seine innern Stimmen schweigen;
Ihn umringet die Gefahr.

Frei ist er; kein heilig Wort
Zwingt ihn mehr, sich aufzuhalten;
Dennoch weilt er an dem Ort,
Wo die finstern Mächte walten,
Wie gebunden, fort und fort.

Will mit Lyda's Huldgestalt
Die Erinnrung ihn beschleichen:
O, dann muß die Fromme bald
Einem wildern Taumel weichen,
Einer sündlichen Gewalt.

Immerdar und immerhin
Hält ihn, wie an Zauberbanden,
Welche mächtig seinen Sinn,
Mächtig seinen Geist umwanden,
Mirtilis, die Zauberin.

Einst an einem muntern Bach
Schauet er dem Wellenschwimmen,
Das gen Westen eilte, nach;
Plötzlich werden Lerchenstimmen
In den hohen Lüften wach.

Welch ein Ruf! und ihn befällt
Wunderbar ein dumpfes Schrecken.
„Ja, ihr Zeugen, seyd bestellt,
Aus dem Zauber mich zu wecken,
Der mich hier gefangen hält!"

Tief von innerm Schmerz besiegt,
Wird sein Auge trüb' und trüber,
Und sein Herz im Blicke fliegt
Westlich in das Meer hinüber,
Wo die theure Heimath liegt.

Lyda schwebt ihm vor. Ihr Schmerz,
Seine ganze Seel' entführend,
Fällt ihm, wie ein Fluch, an's Herz,
Und ihr Blick, so sanft und rührend,
Zieht ihn mächtig heimathwärts.

Schon vorbeigegangen war
Manches Schiff; er war geblieben,
An dem Orte der Gefahr;
Endlich kam ein Schiff getrieben,
Das ein Räuberfahrzeug war.

Und es naht und naht sich schon.
„Männer!“ ruft er, „laßt euch rühren,
Einen armen Unglückssohn
Seiner Heimath zuzuführen!
Ich versprech' euch guten Lohn!“

„Sey dann, nehmet ihr mich auf,
Sey mit euch der Götter Gnade!“ —
Und das Schiff lenkt seinen Lauf
Zum dämonischen Gestade,
Und der Räuber nimmt ihn auf.

Spricht zu ihm das Schreckenswort:
„Laß die Heimathhoffnung schwinden!
Sollst in einem guten Port
Irgend eine Heimath finden“ —
Und so flog das Fahrzeug fort.

„Weh!“ ruft Miron, „Bösewicht!
Wer wird einst an dir mich rächen!
Götter sitzen zu Gericht!
Fluch ereilet das Verbrechen!
Straflos bleibt die Sünde nicht!“ —

Und der freche Mann erklärt:
„Macht die Knechtschaft solche Qualen;
Nun so magst du deinen Werth,
Meiner Schätzung nach, bezahlen;
Mehr wird nicht von dir begehrt!“ —

Während er so höhnt und lacht,
Zieht das Schiff mit guten Winden.
Abend wird's, ein Sturm erwacht;
Wie aus tausend Feuerschlünden,
Donnert die Gewitternacht.

Schwarz verhüllt die Sternenwelt,
Und das Meer, ein unermeßlich
Weites Grab, das steigt und fällt,
Augenblicklich, aber gräßlich
Von dem Wetterstrahl erhellt.

Will Oceaniden=Wuth
Eine Welt darnieder würgen?
Taumelnd ras't die Wogenfluth,
Gleich lebendigen Gebürgen,
Schimmernd von der Blitze Gluth.

Sturmwind, der von Osten pfiff,
Heulet spottend in's Gewinsel
Auf dem Schiff, und jagt das Schiff,
Dicht an Mirons Heimathinsel
Schmetternd auf ein Felsenriff.

Und die alte Klippe kracht,
Von Getrümmer rings umschwommen;
Kaum ist, als der Tag erwacht,
Kaum ein Leben ist entkommen
Dem Verwüstungsgräul der Nacht.

4.

Lyda's Seele zagt und klagt,
Durch die grausen Nachtgespenster
Eines Traums emporgejagt,

Eh' noch um ihr Hüttenfenster
Leises Morgenschimmern tagt.

Miron war im Nachtgesicht
Als ein Todter ihr erschienen,
Mit den Augen ohne Licht,
Mit den starren, kalten Mienen:
Dieser Traum verläßt sie nicht!

Und sie springt vom Lager auf,
Wankt, im Innersten vernichtet,
Zu der Gartenhöh' hinauf,
Schauet wild umher, und richtet
Dann zum Meer hin ihren Lauf.

Ohne Ziel und ohne Bahn
Wird sie fort und fort getrieben;
Und in ihrem finstern Wahn
Sieht und hört sie nicht die Lieben,
Welche sich ihr tröstend nahn.

Mit schon halb erloschnem Blick
Schaut sie in die wilden Wogen.
„Ihr habt grausamlich das Glück

Meines Lebens mir entzogen,
Wellen, gebt es mir zurück!"

„Gebt den holden Mann zurück!
Laßt mich ihn noch einmal sehen!
Sollt' ich auch im Augenblick
Dieser Wonne untergehen:
Gönnet mir das kurze Glück!" —

Starr dem Meere zugewandt,
Bebt sie, ängstlicher beklommen. —
Sieh! was treibt dort an den Strand!
Ach! ein Leichnam kommt geschwommen,
Und ihn wirft die Fluth an's Land!

Dicht vor ihren Füßen da
Legt die Fluth den Leichnam nieder.
Dem Versinken ist sie nah,
Wankend flieht sie, naht sich wieder —
Götter! was erblickt sie da!

Miron ist es! „Dies Gesicht"
Schreit sie jammernd auf — „die bleiche,
Schweigende Gestalt, sie spricht:

„„Miron bin ich! Mirons Leiche!“ “ —
Hört ihr, Schwestern, seht ihr's nicht?“

„Diese Lippen, einst so roth,
Wie von Rosenblut umflossen,
Seht, wie bleich, wie stumm, wie todt!
Und das Auge zugeschlossen,
Das so holde Grüße bot!“

„Wie nur, ach, wie kann das seyn!
Oeffne dich, du Strahlenauge,
Daß ich tief in mich hinein
Licht aus dir und Leben sauge!
Oeffne deinen Sonnenschein!“

„Alles hin! die Pein nur wühlt
Tief in meines Lebens Grunde!
Was mein armes Herz noch fühlt,
Fühlt sich an, wie eine Wunde,
Deren Schmerz die Gruft nur kühlt!“ —

Furchtbar schaut sie her und hin;
Furchtbar ruft sie: „Schwarz verhangen
Ist die Todtenpflegerin!

Ist die Sonne weggegangen?
Wüst und finster ist mein Sinn.“ —

Und sie faßt die kalte Hand,
Wirft sich auf die Leiche nieder;
Schon dem Leben halb entwandt,
Starren zuckend ihre Glieder,
Bis sie plötzlich sich ermannt.

Und mit halb erstícktem Laut
Ruft sie: „Auf, zur Hochzeitfeier!
Miron ist mir angetraut!
Gebt mir meinen Hochzeitschleier!
Auf, ihr Schwestern! schmückt die Braut!“

„Nein! nicht auf! — nein, erdenwärts!
Weg! hinweg mit Freud’ und Tanze!
Komm! du süßer, letzter Schmerz! —
Windet Rosmarin zum Kranze —
Mir und ihm!“ — Da brach ihr Herz. —

Wohl mit manchem Liebespfand
Und mit reichen Blumengaben,
So die Lieb’ in Kränze wand,

Wurden beide hinbegraben,
Wo zuvor die Buche stand.

Veilchen wirft der Lenz dort ab;
Aus der Buche Wurzel sprießen
Junge Reiser um das Grab
Beider Liebenden, und gießen
Sanfte Schatten drauf herab.

Wenn der letzte Strahl entflieht,
Wandelt dort ein leises Beben,
Das durch Laub und Blumen zieht,
Gleich der Luft, in der das Leben
Eines Harfentons verschied.

Das Gespenst.

Es saß ein erwählter, vertraulicher Kreis,
Bei verschlossenen Thüren und Fenstern;
Man horchte sich, willig, bald kalt und bald heiß,
Beim Erzählen von grausen Gespenstern.

Besonders erzählte Sebaldus gar viel
Von dem Spuk bei vergrabenen Schätzen.
Begeistert vom Beifalle trieb er sein Spiel
Mit den Frauen und ihrem Entsetzen. —

„O, lassen wir, Freunde, den traurigen Scherz
Mit den Geistern!“ so meinte Nanette —
„Er preßt ja mit Zittern und Zagen das Herz,
Und man geht nur mit Grauen zu Bette.“

Doch unser Sebaldus behauptet das Wort,
Wie empört auch Nanette mag schelten;
Da machte dann listig Nanette sich fort,
Dem Erzähler den Spaß zu vergelten.

Sie bauet von Stroh eine Unholdgestalt,
Und die stellt sie, beim Nachtlampenschimmer,
Vor eigenem Graun und Entsetzen eiskalt,
Dem Sebaldus vor's einsame Zimmer.

Nun bringt sie dem Kreise die Nachricht zurück,
Daß es zwölfe geschlagen schon hätte;
Man wünschet zum Geisterbesuchen sich Glück:
Und so geht man recht lustig zu Bette.

Sebaldus erblickt nun die Unholdgestalt,
Und erräth, wer den Streich ihm gespielet.
„Nanettchen! Nanettchen! es trifft vielleicht bald
Das Geschoß dich, womit du gezielet!" —

Er läßt von dem Diener sogleich sich hinein
In das raschelnde Strohgewand schnüren,
Und so, bei des Nachtlichts erlöschendem Schein,
Vor Nanettchens Schlafkämmerlein führen.

Da kommt nun Nanette, ganz unverzagt,
Und berichtet, im Gehn, den Gespielen,
Welch einen gar listigen Streich sie gewagt
Dem Gespensterfreunde zu spielen.

Und wie sie erzählet, da schlägt ihr das Herz,
Vor entzückender Lust, wie ein Hammer;
So kommen die Damen, mit lachendem Scherz,
Zu Nanettens verfänglicher Kammer.

„Hilf, Himmel! was steht dort?“ — „Still, Kinder, seyd still!“
Spricht Nanettchen, „ich weiß, wer uns neckte.
Mein Scherz ist gelungen! — Sebaldus nun will
Mir vergelten den Streich, der ihn schreckte.“

„Wie kommst du, Gespenst, in dieß ehrliche Haus?“
So ergreift sie den Nachtgeist am Kragen:
Da strecken zwei stroherne Arme sich aus,
Um Nanettchen zusammen zu schlagen.

Die Damen entspringen mit gräßlichem Schrein,
Wie gestochen vom Biß der Tarantel —
„Du bist“ — brummt der Unhold — „auf ewig nun mein!“
Und umfaßt sie, mit raschelndem Mantel.

Nanettchen, in Ungethüms Armen, ist stumm,
Und sie mag kaum vom Halbtod erwachen.
Die flüchtigen Damen sehn schüchtern sich um,
Und so endet die Scene mit Lachen.

Die Orakelglocke.

Ein Bauermädchen, hieß Brigitte,
Kam zu dem Pastor Lobesan
Mit einer lächelnden und halb verschämten Bitte:

„Herr Pastor," hub sie stotternd an,
Mit Flammenroth auf beiden Wangen,
„Mir ist des Nachbar Kunzens Sohn
Mit einem Antrag nachgegangen:
Ich soll — doch Sie errathen's schon" —
Und dabei sah sie bald auf's Mieder,
Bald auf die Schürzenschleife nieder.

„Und was sollst du? Brigitte, sprich!“
Versetzt der Pastor, „hast du dich
Vielleicht des Antrags gar zu schämen?“
„Ach, nein, Herr Pastor, nein, das nicht!“ —
„So will er dich zur Gattin nehmen;
Mich dünkt, das sagt mir' dein Gesicht.“ —
„Ei nun, Herr Pastor, ja! zur Frau will er mich nehmen! —
Er könnte ohne mich, versichert er, nicht ruhn,
Er würde sich zu Tode grämen. —
Was rathen Sie, was soll ich thun?“ —

„Berathe dich mit deinem Herzen,“
Spricht Pastor Lobesan, „und höre, was das spricht.“ —
„Herr Pastor,“ lächelt sie, „Sie scherzen!
Das Ding versteht ja so was nicht.“ —

„So höre diesen Rath: wenn's früh zur Kirche läutet,
So geh' vor's Dorf, und tritt auf unsern Ostberg hin,
Um den sich das Geläut so wunderbar verbreitet,
Als spräch' ein Stimmenton darin.

Da kannst du dir am besten Raths erholen;
Wenn's klinget: Nimm ihn! nimm ihn! — schön!
So nimmst du ihn, und damit Gott befohlen!
Doch klingt es: Nimm ihn nicht! so laß den Burschen gehn." —

Kaum schimmerte der Sonntagsmorgen
So roth, wie ihre Wang', ihr kleines Fenster an,
So flogen schon Brigittens liebe Sorgen
Den wunderbaren Berg hinan.
Sie horcht auf jeden Ton vom weiten,
Und immer, immer will's nicht läuten.
Sie blickt, und blickt umsonst den alten Kirchthurm an.
Ein jegliches Gebell, ein jegliches Gewieher
Scheint ihr beginnendes Geläut. —
Sonst läutete der Kantor früher;
Du lieber Gott! — was zögert er denn heut'? —

So hofft und harrt die bange Schöne.
Doch endlich — horche: bim bim bim: —
Ja, ja, das ist das lang erwartete Getöne! —
Ganz deutlich klingt es: „Nimm ihn, nimm!"

Macht der Gewohnheit.

Die Hoffnung, schön, wie unter Rosen
Ein jugendlicher Morgentraum —
Wie reizend naht sie sich! — Doch kaum
Beginnet sie uns liebzukosen:
So läßt sie schon den Freudelosen,
Verlaßnen stehn im öden Raum!
Auch Lieb' und Freud', ihr reinstes Feuer
Erlischt oft, kaum erst angefacht!
Nichts widersteht der Stunden Macht! —
Gewohnheit nur begleitet treuer
Uns bis zur letzten dunkeln Nacht.
Im Hüttenraum, wie auf dem Throne,
Herrscht ihre milde Kraft; sie bricht
Die Spitzen von der Dornenkrone,
Die ein gequältes Haupt umflicht.
Zwar diese Milderung der Qualen
Des Kummers läßt sie sich, gerecht,
Von jedem Freudenkelch bezahlen,

Wo sie, bei schwelgerischen Mahlen,
Die Lust im Vollgenusse schwächt.
Doch liebt sie, Theures zu bewahren,
Schlingt fester ein geliebtes Band.
Was je verwais'te Lieb' empfand,
Das, guter Tim, hast du erfahren,
Als dir dein Heiliger verschwand.

Tim brachte betend jeden Morgen
Dem heilgen Lorenz seine Sorgen
Und seine frommen Wünsche dar.
Vor allen Dingen nie vergessen
Ward seines Heiligen Altar,
So sehr das Bild auch schon zerfressen
Von schnödem Wurmgesindel war.
Schon hatt' er einen Arm verloren;
Was ihm an Gliedern auch gebricht:
Ihn hat sich einmal Tim erkoren,
Ihm dienen, ist ihm heilge Pflicht.

Den Vater besser zu erbauen,
Läßt ihm der Sohn, von guter Hand,
Den Birnbaum, der im Hofe stand,
Zu einem heilgen Lorenz hauen,

Und stellt, mit kindlich frommem Sinn,
Ganz heimlich in der Hauskapelle
Den neuen Lorenz an die Stelle
Des alten, halbzerfallnen hin,
Und bringt die staubigen Ruinen
In einen obern Raum hinauf;
Die Hauskapelle putzt er auf,
Um recht viel Dank sich zu verdienen.
Am nächsten Morgen geht sodann
Der Vater zur gewohnten Stelle:
Da blickt ihn aus der kleinen Zelle
Der unbekannte Lorenz an.
An Den soll sein Gebet sich wenden?
Das kann's nicht! lieber bleibt es stumm.
Er murmelt leise: „Weh den Händen,
Die das gethan!“ und kehret um,
Und sucht im Haus' an allen Enden
Nach seinem Heiligen herum.
Nichts konnte schmerzlicher ihn kümmern!
Er fühlt allein, was er verlor;
Drei Treppen quält er sich empor,
Da trägt er den verworfnen Trümmern
Den Inhalt seiner Seele vor.

Drob fragt der Sohn ihn sehr bekümmert:
„Gefällt euch, lieber Vater, nicht
Das neue Lorenzangesicht?
Der alte war so ganz zertrümmert!"
Der Vater wendet sich und spricht:
„Der Alte segnete noch immer
Auch mit der Einen Hand mein Haus;
Das Neue wird das Alte nimmer;
Ich bin ja selbst nur eine Trümmer;
Der Alte hielt mit mir schon aus.
Der Neue mag Den nicht vertreten,
An den mein Herz sich einst gewandt:
Wie kann ich zu dem Heilgen beten,
Den ich als Birnbaum noch gekannt!"

Der Dämon.

Ein Dämon trat mit Stolz zu einem Throne.
Der Fürst war jung, der eben ihn bestieg;
Und jener zeigt' ihm eine Lorbeerkrone.
„Die," sprach er, „die bekränzt den Sieg."

„Es starrt ja Blut an diesen schönen Blättern!"
Der Dämon spricht: „Das ist nur Feindes-Blut!
Ich bin der Ruhm; mein Kranz begeistert zu dem Muth,
Dem Heldenmuth, die Feinde zu zerschmettern!"

„Ich habe keinen Feind!" — versetzt der Purpurmann.
Satanisch fing der Unhold an zu lachen:
„Nur Wollen gilt es, und man kann
So viel man braucht, sich Feinde machen."

„Kann man nichts Beſſ'res thun?“ — „Nichts, was
ſo reizend glänzt,
Als eine Stirn, der ich die Krone winde.
Dich ſchreckt vielleicht der finſtre Name Sünde?
Sie ſey nur groß genug: ſo wird ſie laut bekränzt.“

Die Echo.

Es blühten junge Myrtentriebe
In einem Hirtenthal empor,
Wohin ſo gern die ſtille Liebe
Mit ihren Träumen ſich verlor.

Die Lüfte, die vom Hügel kamen,
Verweilten im Vorüberflug,
Und horchten nach dem holden Namen,
Den ſie auf leiſen Lippen trug.

Den Namen Atys sang Cybele,
Der, wenn er durch die Zweige klang,
Wie ein Triumph der Philomele,
Zur nachbarlichen Echo drang.

Und die verrieth ihn wilden Faunen! —
Das Heilge wird entweiht, entstellt,
Wenn's unter die verworfnen Launen
Der zügellosen Rohheit fällt.

Die Liebe klagt beim Gott der Götter
Die Echo an; und plötzlich wacht
Ein Donner auf, daß mit Geschmetter
Der Fels der Echo niederkracht.

Die Faune, wie geschreckte Schafe,
Zerstreun sich in den wilden Hain;
Die Echo wird verdammt zur Strafe,
Die Knechtin eines Hofs zu sein.

Zuvor wird sie vom Sturm zerrissen;
Und so vervielfacht, darf sie nun,
Wie ein beladenes Gewissen,
Fortan nicht rasten und nicht ruhn.

Sie horchet am Tyrannenthrone
Ganz seelenlos, doch immer wach,
Und schreiet im Posaunentone
Die tollste Schmeichellüge nach.

Betrug muß sie zur Weisheit klügeln;
Der Tollsinn wird durch sie ein Held;
So fliegt sie dann mit grauen Flügeln
Von Tagesblättern durch die Welt.

Die Wittwe vom Ganges.

Im Lande, wo die Palmen schatten,
Wo, bei dem düstern Todtenfest,
Die Gattin mit dem todten Gatten
Lebendig sich verbrennen läßt —

Da war mit einem Haustyrannen
Ein schönes, junges Weib vermählt;
Was Laun' und Eigensinn ersannen,
Mit allem wurde sie gequält.

Allein sie war Gehorsam schuldig:
Sie that, wie das Gesetz befahl,
Ertrug ihr hartes Loos geduldig,
Ertrug den ganzen Herrn Gemahl.

Daß sie die seligen Genüsse
Des Himmelreichs, durch Qual und Pein,
Auf Erden sich erdulden müsse,
Das prägten ihr die Priester ein.

Den Mann ergreift ein böses Fieber;
Man suchte Hülfe hier und dort;
Das Leben war ihm freilich lieber,
Allein die Krankheit riß ihn fort.

Schon läßt man Holz zur Todtenfeier,
Die Leiche zu verbrennen, weihn;
Die Gattin steht im Wittwenschleier,
Und schauet unbefangen drein.

Und muthig weiß sie sich zu fassen;
Die zarte Heldin zittert nicht,
So jung verbrennen sich zu lassen;
Und gläubig ehrt sie ihre Pflicht.

Gesang ertönt zu ihrem Lobe;
Sie schmückt sich, einer Göttin gleich,
Und weihet sich der Feuerprobe;
Die öffnet ja das Himmelreich.

Dort hofft ihr kindlich frommer Glaube,
Vom Erdenjammer auszuruhn,
Und sich in einer Palmenlaube
Mit Himmelsgeistern wohlzuthun.

Die Freunde kommen nun zusammen,
Der Opferheldin beizustehn.
„Bald," heißt es, „wirst du aus den Flammen
Des Gatten ein zum Himmel gehn."

„Dann wird er dort auch sein dich nennen!" —
„Wie?" — ruft sie: „dort auch mein Tyrann? —
Das Holz wird ohne mich schon brennen:
Geht, Freunde, geht und zündet an!"

Rom.

Wie heißt der Staub, auf den ich sinnend trete?
Versteinert liegt sie da, die trümmervolle Flur;
Ja, hier stand Rom, die Königin der Städte,
Unkenntlich dunkelt ihre Spur!

Ein großes Leben hat sich hier gestaltet,
Ein Riesenwerk von Herrlichkeit und Kraft:
So hat auch hier ein großer Tod gewaltet;
Was hoch geprangt, er hat's hinweg gerafft!

Was an Jahrhunderten sich aufgerichtet,
Was glänzend Fleiß und Kunst hervorgebracht,
Hat das ereilende Verhängniß so vernichtet,
So tief bedeckt mit räthselhafter Nacht!

Wer mag hier einen Sinn erbeuten
Aus diesem trümmervollen Raum?
Der wüste Rest, nicht mehr zu deuten,
Gleicht einem halbvergessnen Traum.

Dort ras'ten einst bepurpurte Verbrecher,
Verhöhnend Göttlichkeit und Menschlichkeit und Recht;
Da schwärmen Geier durch zerrissne Prunkgemächer,
Ein würdiges Nachfahrgeschlecht!

Rom — welch ein Grab! Dieß wilde Dorngestrüppe
Trieb der begrabne Pomp hervor;
Es ist, als sträubte noch das riesige Gerippe
Zu Hügeln seine Rasendeck' empor.

Ist das der Boden, der die Fabier getragen?
Auf den herab der Schild Minervens fiel?
Was blieb zurück aus jenen großen Tagen?
Nichts, als der Schrei nach Brot und Spiel.

Die alte Roma trieb, sich müßig zu zerstreuen,
Mit ihren Göttern und Halbgöttern Spiel und Spott;
Die neue Roma spielt mit neuen
Halbgötterschaften und mit Gott.

Das ist die neue Frucht aus altem Samen!
Betroffen schaut der Wandrer ihn,
Den alten Wahn mit neuen Namen,
Zu den bekränzten Tempeln ziehn.

Daß es der neuen Zeit an altem Spiel nicht fehle:
So feiert sie ein stetes Tempelfest;
Im Götterschmucke prangt die heutige Cybele,
Nur daß sie sich Maria nennen läßt.

Ist hier der Raum, durch den die Siegerhymnen flogen?
Zur Inschrift dieses Raums erkor die Zeit
Schon mitten im Triumph den Ehrenbogen:
Die Inschrift heißt: Vergänglichkeit.

Wo vor Gericht einst Könige gestanden:
Da riß die Zeit die Marmorstufen fort:
Da graut die Schmach; da kriechen Bettlerbanden;
Da schleicht der finstre Meuchelmord.

Dies Anschaun — trübe wird's und trüber —
Es sieht, was unterging, in Dem, was sich erhielt!
Da schattet noch der Riesenbau herüber,
Wo Uebermuth mit Menschenblut gespielt!

Er starrt, wie ein gerichtetes Verbrechen,
Verurtheilt zu der ewig langen Schmach,
Es vor der fernsten Nachwelt auszusprechen,
Was an der Menschheit hier die Tyrannei verbrach.

Vom alten Glanze blickt erlöschendes Geschimmer
Aus der Ruine noch hervor;
Es ist, als ob die Zeit, beim Weggehn, diese Trümmer
Von ihrem Raube noch verlor.

Wohin ich meine Blicke wende:
Die alte Roma, welch ein freundlicher Beginn!
Und welcher Aufschwung! welches Ende!
So sank die Götterstadt dahin!

Dort schlummerten in enger Wiege,
An einer Wölfin Brust empor gesäugt,
Die glänzenden Triumphe jener Siege,
Von denen schrecklich die Verwüstung zeugt.

Mit dunkeln Resten, wie mit Ahnen, prangt der Hügel,
Von wo die Tyrannei zu allen Völkern zog;
Da strahlt im Sonnenglanz nicht mehr des Adlers Flügel,
Der vor den Räuberhorden flog.

Was weht so dumpf daher, wie sterbendes Verhallen,
Dem schwermuthvoll der Pilger lauscht?
Das ist der Strom, der um versunkne Hallen
Zerstörter Heiligthume rauscht.

Der alte Strom, an dessen Strande
Die Hirteneinfalt einst ihr freies Haupt erhub,
Ward ein beweglich Grab, das manches Haupt der Schande,
Und manches Opfer auch der Tyrannei begrub.

Ein kleiner Quell, entrieselt' er dem hohen,
Dem waldbekränzten Appennin:
So leis' entquoll die Obmacht der Heroen
Evanders Hirtenlaub' am grünen Palatin.

Wer zeiget mir die Spur der Tritte,
Wo still und fromm die Hirtenunschuld ging?
Wer zeiget mir den Raum der schäferlichen Hütte,
Den, wie ein Liebesarm, der Rebenzweig umfing?

Da schmückte noch ein Kranz von jungen Epheublättern
Die kleinen Göttertempel — doch
Die Gottheit wohnte bei den Göttern,
Und heiligte die Menschen noch.

Klein war die Hütte, klein die Abendlaube,
Die nach des Tages Mühen sie umfing,
Als noch der kindlich fromme Glaube
Am Arm des Aberglaubens ging.

Dann traten, mit dem blutbefleckten Raube,
Die Völkermörder in das Götterhaus;
Vom Aberglauben zog der Glaube,
Die Gottheit von den Göttern aus.

Verbrechen spottete der Tempelhallen,
Der Frevel fürchtete nicht mehr den Weihaltar.
Die Heiligthume mußten fallen,
Wo längst das Heilige verschwunden war.

Als jene Flavier zurück vom Jordan kamen,
Erbauten sie ein Götterhaus;
O Friede, deinen süßen Namen
Sprach das, mit Salems Pracht geschmückte, Denkmal aus.

Der Uebermuth, der keinen Frieden wollte,
Wagt', einen Tempel ihm zu bau'n;
Doch diese Gottverhöhnung sollte
Die späte Welt an grausen Trümmern schau'n.

Wie starre Schatten stehn nun da die Prachtruinen,
Die finstern Trauerzeugen ihrer Zeit!
Jahrhunderte schon nagt an ihnen
Die schwelgende Vergänglichkeit.

Die Höhe dort, wo die Orakel logen,
Wo mit dem reichen Opferduft
Die Weihrauchwolken zu den Göttern flogen,
Umschleicht schon mehr und mehr der Gifthauch böser Luft.

Der Gifthauch, der durch diese Wüsten zittert,
War er vielleicht der letzte Athemzug
Des Frevelreichs, das, tief durch Missethat erschüttert,
Barbarenhand darnieder schlug?

Ich sende vom Ruinenstaube
Zu jenem neuen Dom hinüber meinen Blick: —
Wann kehrst du, reiner Herzensglaube,
Du Geist aus Gott, wann kehrest du zurück?

Religion, mit grellen Farben
Ist hier dein Leichnam ausgeschmückt;
Allein dein Geist, für den geweihte Männer starben,
Ist deinem Schaugepräng' entrückt.

Ihr Priester, führt mich hin zu ihren Marterstellen!
Ihr suchet Wunder dort; allein das Licht,
Das sie entzündeten, das Leben auf zu hellen,
Das Licht der Wahrheit sucht ihr nicht.

O führt mich hin, daß ich der Wahrheit
Mein Opfer bringe, mein Gebet!
Ich kenne sie am Schmuck, ihr Schmuck ist Klarheit,
Die euren eiteln Prunk verschmäht.

Die Wildniß hier, wie stumm; und dennoch redet
Der wüste, trümmervolle Raum
Den Pilger an: „Schaut wie die Pracht verödet!
Nur Wahrheit — sonst ist Alles Traum!“ —

Elegie

auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag in's Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seeen ihren Frieden ab.
Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern,
Wo der Fichtenschatten mich verbirgt!
Hier soll einsam meine Seele trauern
Um die Menschheit, die der Wahn erwürgt.

Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen schwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieser Luft!
Hier, an dieses Hügels dunkler Spitze,
Schwebt, wie Geisterwandel, banges Graun;
Hier, hier will ich, vom bemoosten Sitze,
Jene Schedelstätten überschaun.

Dolche blinken dort im Mondenscheine,
Wo das Erntefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erschlagnen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,
Hier ein Haupt, an Feindes Brust gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —
Nur das Leben haßt; der Tod versöhnt.
O, sie können sich nicht mehr verdammen,
Die hier ruhn! sie ruhen Hand an Hand;
Ihre Seelen gingen ja zusammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb' erhält.

Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdert,
Weis't den Himmel weg aus dieser Welt.
Hin eilt dieses Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Cypresse hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' die Gruft euch an einander drängt!

Aber hier um diese Menschentrümmer,
Hier, auf öder Wildniß, ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin streckt sich Mondenschimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;
Seine Väter sahn die grause Schlacht:
O, sie schlafen ruhig, und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Asch' entstiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in seinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unsern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen;
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Deutung, sah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüstung hin.

Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und von Mondesanblick halb erhellt,
Ueber diesen Hügel, und beschauet,
Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln?
Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,
Ist ein großer Seufzer, der das Röcheln
Der Gefallnen durch die Wildniß trägt.
Diese Greisin, diese düstre Fichte
Zeigt die Narben, die auch sie empfing,
Weist dahin, wo blutig die Geschichte
Böser Zeiten ihr vorüber ging.
Als hier wild die Waffendonner stürmten,
War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beschirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier sah Friedrich seine Krieger fallen. —
Herrscher deiner Welt, du warst so groß;
Aber doch — das härteste von allen
War dein Loos, es war ein Königsloos!
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüten
Jenes Kranzes, der dein Haupt umfing,

Konnt' ihn dir die Musenhuld vergüten,
Diesen Weg, der über Leichen ging?
Menschen fielen, gleich gemähten Aehren!
Ach, sie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbespritzten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Stromes Fluten
Spiegelten zurück das Todesschwert;
Dieser Himmel sah das Opfer bluten;
Dieser Hügel war ein Opferheerd!
Hier im Bach hat Menschenblut geflossen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Eikad' im düstern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl gestöhnt.
Und der stille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Graun der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig
Ihm den Athemzug zusammen preßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?
Oder schwebt Geseufz' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Ist es Wandel einer düstern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,
Und nun schweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelstreif, im Nachtgeflüster lauscht?
Wandelst du dort, arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schattest du dort um die Todtenhöhle,
Durch das Nachtgraun deiner Finsterniß? —

Aber still! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist.
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub.
Diese Stelle will ich heilig feiern;
Ach, und kann sie nur bestreun mit Laub!
Rinnen laß hier eine Silberquelle!
Winde deinen sanftern Blumentag,

Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag!
Hier, aus diesem wildernden Gesträuche,
Wo der deutsche Mann sein Blut verlor,
Hebe sich der Schatten einer Eiche,
Grün' ein zartes Myrtenreis empor!
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüber zieht,
Klagend eine silberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied!
Aber in dem Myrtendunkel säume
Die Begeistrung einer Nachtigall;
Und die Waldluft schweb' um ihre Träume,
Wie ein sanft gehaltner Wellenfall!
Leise schwebe sie durch's Laub des Strauches,
Das der Boden dieser Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb!
Und im zarten Weiß der sanftern Trauer
Nahe sich die Mondnacht diesem Raum;
Feiernd trete sie in seine Schauer,
Wie ein heiliger Erinnrungstraum!

Zwar den fernen Geist kann nichts erstatten;
Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick.
Der geweihte Mann wirft seinen Schatten
Dort noch aus Elysium zurück.
Viel der edlen Männer sind gefallen;
Aber, Kleist, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Flut der Zeiten sich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht', ein stummes Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der goldnen Zukunft ab.

Sagt, was ist, was gilt ein Menschenleben,
Was die Menschheit vor dem Weltengeist,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daseyns so die Fäden reißt?
Welche Fäden sind hier abgerissen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —
Hier stehn wir, und hinter Finsternissen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüst umringt,

Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.
Schwankend irren wir im finstern Sturme;
Wechseltod beherrscht die Finsterniß;
Er beraubt den Halm und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Luftig spielt das Laub des Ulmenbaumes
An den frischen Aesten um den Stamm;
Regt darin sich noch ein Rest des Traumes,
Der ein Mal in Nervensäften schwamm?
Jenen Kopf bewohnten einst Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel seine Stirn;
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn, und Ranken
Wilder Kräuter nährte sein Gehirn.
Dieser Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, stäubt vielleicht ein Herz;
Gott! und hier aus diesen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hierher, Volksregierer!
Hier, bei dem verwitterten Gebein,

Schwöre, deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu seyn!
Hier schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet!
Zähle diese Schedel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste, der dein Haupt, entfürstet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in starres Graun!
Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte ein zu baun?

Einen Lorbeerkranz verschmähn, ist edel!
Mehr als Heldenruhm ist Menschenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schedel,
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück!
Cäsar fiel an einem dunkeln Tage
Ab vom Leben, wie entstürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage:
Alexander ist ein wenig Staub.
Klein ist nun der große Weltbestürmer;
Er verhallte, lauten Donnern gleich;
Längst schon theilten sich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in sein Reich.

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt:
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stille steht und sinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Bessre retten ihre Gruft, und legen
Sanftre Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg sich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegenspricht:
„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden,
Sterne werden aus dem Nebel gehn;
Zittern werden die bekränzten Sünden,
Und der Mensch wird vor der Wahrheit stehn."

Die Mausoleen.

1794.

Auch Gebietern drohet ein Gebieter;
Ueber der Natur steht hoch sein Thron;
Ihm gehorchen muß der Schlachtenwüther,
Ihm der Bettler wie der Fürstensohn.

Kronenträger waren diese Trümmer;
Zur Verwesung sanken sie hinab;
Ausgezogen haben sie den Schimmer,
Der sie, wie ein Lichtgewand, umgab.

Dich auch haben sie hierher begraben,
Guter! dich; allein noch waltest du;
Wunder, so die Welt durchdonnert haben,
Sie verschollen, gingen hier zur Ruh.

Habt ihr ganze Länder auch erschüttert:
Einer bebte nicht vor euch — der Tod!
O, ihr Herrscher, ihr auch habt gezittert,
Als er euch, hinweg zu gehn, gebot!

Kalt verstummen alle Schmeichelworte,
Die beredte Höflingsmiene schweigt,
Wenn mit einem König zu der Pforte
Der Verwesungen sein Liebling steigt.

Doch er kehret von dem Sarkophage,
Vom vergeßnen Leichenpomp zurück;
Heuchelei war seine letzte Klage,
Eine Lüge war sein Thränenblick.

Hier im engen Marmor, mit den Resten
Der verwesten Herrlichkeit erfüllt,
Liegt ihr einsam, fern von euren Festen,
Nur mit Staub und Purpur überhüllt.

Ach, wie schrecklich! schrecklich umgestaltet
Ist das Haupt der hohen Majestät!
Diese kalten Hände, fromm gefaltet,
Haben ein Mal doch zu Gott gefleht!

Und, als ob die Flittern nicht verschwänden,
Rissen sie noch in das öde Grab,
Schon erstarrt, den Fleiß von hundert Händen
Zum Verwesungspomp mit sich hinab.

Aber schlugen sie dem Volke Wunden,
Haben sie nach Raub sich ausgestreckt:
Ihr Tyrannen, o dann seyd verschwunden!
Glücklich, wenn kein Lebenstraum euch schreckt!

Möge Saatfeld jede Spur bedecken,
Wo durch euch vergoßnes Blut verrann!
Euch nur fasse des Bewußtseyns Schrecken,
Wenn der Schlaf im Grabe träumen kann!

Todtenstille, werde du zur Klage!
Seufz' ihn wach, den tiefsten Schläfer wach!
Rausch' ihm alle Morde seiner Tage
Bis zur fernen Richterstelle nach!

Schauer nahn, den finstern Traum zu bilden!
Grause Schatten treten blutig auf;
Geister der Erschlagnen, aus Gefilden
Wilder Schlachten zittern sie herauf.

Ach! sie waren einst beglückte Väter,
Gatten, Söhn': und all' dieß Lebensglück
Fordert ihre Klage vom Verräther
Ihres Volkes fürchterlich zurück.

O! verrufen sey die Gruft des Würgers,
Dessen Schwur ein gutes Volk betrog!
Der den Frieden und das Blut des Bürgers
Feil für Gold in fremde Hände wog!

Du, Geschichte, deine strenge Rüge
Harrt nicht mehr, sie zieht vor ihr Gericht
Die dem Marmor aufgezwungne Lüge,
Und verschont gesalbte Frevler nicht.

Ha! sie spricht, sie donnert ernst und düster,
Was ihr nimmer hörtet, nimmer las't;
Eure Stellen zeigt sie, Volksverwüster,
Hier, spricht sie, hat ein Monarch geras't! —

Doch mich wehn von ruhenden Gebeinen
Guter Fürsten sanftre Schauer an.
Leitet mich, ihr Schauer, daß ich weinen,
Dort mein Herzensopfer weinen kann!

Du, o du, den nicht der Wittwe Jammer
Wimmernd anklagt, ruhig sei dein Grab!
Wehmuth send' in deine Friedenskammer
Eine Ros' und eine Thrän' hinab!

Entsagung.

1790.

Meine Früchte sind gebrochen,
Meine Rosen sind gepflückt,
Und das letzte frohe Pochen
Dieses Herzens ist erstickt;
Dieses Herzens, das so innig
Seine Lieb' um alles schlang,
Seinen Haß so gern verfang,
Nur vielleicht zu eigensinnig
Gegen Sturm und Fluthen rang.

Was, o Herz, hast du errungen?
Wo ist dein gelobtes Land?
Deine schönsten Huldigungen
Nahm die Hoffnung an — und schwand.
Nun ist dieser Muth geschieden,
Der so stolz die Flügel schlug,
Und auf seinem Adlerflug
Meine Seel' und ihren Frieden
Mitten durch die Stürme trug.

Dich nur kenn' ich noch, o Freude,
Die du dem Geräusch entweichst,
Und zur dunkeln Thränenweide
Gern mit deiner Wehmuth schleichst.
Dort umwankt mich noch ein Schimmer,
Wie ein Geist aus todter Welt,
Der sich still zu mir gesellt,
Und im Dunkellicht die Trümmer
Der Vergangenheit erhellt.

Alles ist vorüberfliehend!
Weinend reißt sich aus dem Schooß
Eines Lebens, das so blühend
Sie umfing, die Seele los.
Unter frommen Nachtigallen
Ist mein schönster Traum verhallt;
Wachend seh' ich jetzt: der Wald
Wird, wenn seine Blätter fallen,
Heller wird er, aber kalt.

Ueber Gegendruck und Mängel
Flog ich hin, mit Lust und Scherz;
Alle Menschen waren Engel,
Alle lud ich in mein Herz.

Alles, alles fühlt' ich leiser,
Was das Leben nieder drückt,
Leicht befriedigt, leicht entzückt;
Jetzt bin ich ein wenig weiser,
Und viel weniger beglückt.

Junge, heitre Wünsche traten
Hin vor meine Phantasie,
Die für alles, was sie baten,
Ihnen Zuversicht verlieh;
Furchtlos, irgendwo zu stranden,
Schifften sie den Strom der Zeit,
Unter scherzendem Geleit,
Rasch und fröhlich hin, und fanden
Nicht das Land der Seligkeit.

Doch war schön die Zeit der Blüte,
Schön die Thyrsusschwingerin;
Hold, wie lauter Lieb' und Güte,
Froh, wie lauter Lebenssinn,
Warf sie freundlich auf den Reigen
Meiner Stunden ihren Kranz;

Angethan mit ihrem Glanz,
Hielten unter Rosenzweigen
Glaub' und Hoffnung ihren Tanz.

Glaub' und Hoffnung, immer leiser
Schlichen sie von mir sich fort!
Meine schönsten Lebensreiser
Sind von mir hinweg gedorrt!
Und die Welt? — ach! die Geschichte
Ist der Wiederhall der Zeit,
Die sich mit sich selbst entzweit.
Komm, mein Herz, o komm und flüchte
In den Schooß der Einsamkeit!

Wird die Welt uns noch vermissen,
Wenn in ihr uns nichts genügt?
Wenn der Fremdling, abgerissen
Wie ein dürrer Zweig, da liegt?
O, dann muß er scheiden lernen!
Hier ist nicht das Land der Ruh!
Armer Pilger, steure du,
Unter ausgelöschten Sternen,
Tröstender Entsagung zu!

Kein verzagendes Gewinsel
Zögre deinen raschen Lauf!
Eine stille Friedensinsel
Nimmt dich endlich schirmend auf.
Doch, ihr fernen Huldgestalten,
Ihr verlaßt den Fremdling nicht;
Ihr seyd ihm ein stilles Licht,
Wenn die finstern Stürme walten,
Und das morsche Fahrzeug bricht.

Theodor Körner.

1.

Hoch prangte schon der Stamm der jungen Eiche,
Wohl festlich schwebt' um ihn das junge Grün,
Und anmuthreich und kräftiglich und kühn
Hob er sein Haupt empor zum Wolkenreiche.

Es sollte Herrliches an ihm erblühn:
O, darum drang so rasch der Kronenreiche
Hervor, empor aus allem Waldgesträuche;
Melodisch tönte das bewegte Grün;

Es trieb und strebt'; und seine Zweige klangen,
Als hätt' Apoll, der Musengott und Held,
An dieß Gezweig die Leier aufgehangen.

Doch ach! er sank! — Ein Sturm hat ihn gefällt —
Mein Jüngling sank, zu früh vom Tod' umfangen,
Im Jugendkranz, ein Sänger und ein Held.

2.

Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben?
Bezeichnet mir zu seiner Gruft den Pfad!
Er schlaf' im Nachhall seiner Liedergaben,
Im Nachglanz seiner schönsten Heldenthat!

Sein Herz war groß, sein freier Sinn erhaben,
Sein Leben Wechselklang von Lied und That.
Bezeichnet mir zu seiner Gruft den Pfad!
Wo habt ihr meinen Jüngling hin begraben? —

„Dein Jüngling schlummert, wo das Waffenfeld
„Des edlen Blutes viel, ach, viel verschlungen.“ —
Da werde deinem Geiste, junger Held,

Das letzte Lied, das deiner Harf' entklungen:
„Du segne mich, o Vater!“*) nachgesungen!
Dieß war dein Gruß in einer stillern Welt.

3.

Die ihr in ihm ein zweites Daseyn hattet,
Begleitet mich zum Hügel seiner Gruft,
Auf der das Schwert sich mit der Leier gattet!
Umwalle leise dort der Opferduft

Die Eiche, die das theure Grab beschattet;
Begegnen wird uns die geweihte Luft:
Die Freundschaft hat ihn weinend dort bestattet,
Sie führt uns hin zum Hügel seiner Gruft.

Ihr werde, was die heilge Stelle fodert:
Ein Rosenlenz umschmücke da den Raum,
So blühend, wie sein kurzer Jünglingstraum!

Seht! wo die Flamm' entbrannter Wuth gelodert,
Da, wo das Graun der todten Schlacht vermodert:
Da weiht sein Grab zum Heiligthum den Raum!

---

*) Gebet während der Schlacht. S. Theodor Körners Leier und Schwert.

4.

Da schlummert denn der Zögling der Kamönen:
Vergiß ihn nicht, mein deutsches Vaterland!
Die Krone, die sein Jugendhaupt umwand,
Kann nicht mehr ihn, nur seine Urne, krönen.

Du Hirtin, fragst nach seinen Liedertönen?
Sein Geist ist mit uns, seine Hülle schwand.
Und ihr, ihr Edleren von Deutschlands Söhnen,
Hier schwört euch fester an das Vaterland!

Im heilgen Kampf der Rettung hat vor Allen
Den Weg zum Ziel er sich zuerst gebahnt.
Bei seiner Urne fühlt, was er geahnt!

So feiert ihn, indeß aus nahen Hallen
Der Laubgewölb' ein Chor von Nachtigallen
An seine lieblichen Gesänge mahnt.

Die Betende.

1790.

Heilig, heilig, wo die Tanne dunkelt,
Heilig ist der feierliche Hain;
Selbst das Licht, das durch die Zweige funkelt,
Zittert, wie die Ehrfurcht, still herein.
Nur Gedanken, die den Himmel tragen,
Dürfen sich der Feierstelle nahn,
Dürfen sich in diese Schatten wagen,
Die Elisen beten sahn.

Ja, sie weihete das tiefe Schweigen,
Welches noch auf diesem Haine ruht.
Flammte hier nicht, unter finstern Zweigen,
Ihrer Andacht stille Opferglut?
Sanfter war das Wehn des Blütenfalles,
Der sich, wie Verklärung, niedergoß.
O wie still — wie still und selig alles
Sich an ihre Andacht schloß!

Eine Spur von dem Verklärungsglanze,
Der um ihren frommen Blick geschwebt,
Leuchtet noch an jedem Ulmenkranze,
Der den kleinen Tempel überwebt,
Wo sie, leis' umduftet von der Blume
Dieses Hains, so selig, wie ein Tag
Der Vergeltung, in dem Heiligthume
Gottes auf den Knieen lag.

Ist es nicht, als ob die schöne Jugend
Der Unsterblichkeit die Stell' umblüht,
Wo die Freundin jeder stillen Tugend
Am Altare der Natur gekniet?
Welche Ruhe, welcher Himmelsfriede
Athmet hier im frischen Blumenduft!
Wie ein Hauch vom Auferstehungsliede
Regt es sich in dieser Luft.

Diese Lüfte, die den Seufzer trugen,
Der, wie die Vollendung, von dem Staub
Eine fromme Seel' entführte, schlugen
Leiser ihre Flügel um das Laub.

Weht mich an, ihr Lüfte dieses Laubes!
Haucht in meine Tugend ihren Muth,
O den Muth, auf dem die Last des Staubes
Neben sanfter Duldung ruht!

Duldung darf die keusche Rose pflücken,
Die mit Dornen ihren Thron umbaut;
Muth der Duldung führet zum Entzücken
Die Erlösung heim, wie eine Braut.
Du, ihr Engel, du sahst die Erhebung
Ihrer Seelenstille, sahst, wie voll
Diese Ruhe, diese Gottergebung
In ihr schönes Leben quoll!

Sahst die Blumen, um sie her gegossen,
Ihre Unschuld sahst du, hell, wie Licht,
Hell und rein von jeder Huld umflossen,
Und vermißtest deinen Himmel nicht.
Eine Zähre trat aus ihren Blicken,
Wie ein Glanz der bessern Welt, hervor;
Und das schöne, weinende Entzücken
Flog mit ihrer Seel' empor.

Hoch empor, und fern von dem Getümmel,
Das um leere Schattenfreuden kreist;
Und ihr Herz — sie fühlt' es — war ein Himmel,
Und der stille Gott darin, ihr Geist.
O! der Schauer ihrer Gottesfeier,
Der mit seiner Weihe mich umfängt,
Er bewegt den grünen Schattenschleier,
Der um diesen Tempel hängt!

Weiche nie, du feierliches Grauen,
Das zurück des Frevlers Tritte schreckt!
Hier begehrt mein Herz sich an zu bauen,
Hier am Altar, den die Ulme deckt.
O wie fühlt sich hier die Seele größer!
Wie berufen, Engel einst zu seyn!
Zitternd kam es, aber wahrlich besser
Geht mein Herz aus diesem Hain!

Blume

auf das Grab eines Kindes.

Ruhig schlummre deine Hülle,
Und die Sommerluft des Thals
Wehe leiser um die Stille
Deines kleinen Todtenmals!

Eine junge Lerche schwinge
Wenn der Lenz dieß Thal bezieht,
Sich an deiner Gruft, und singe
Dir ein Auferstehungslied.

Strebt zu höherm Lebenstriebe
Auch die Blumenseele fort:
O! dann spricht ein Pfand der Liebe
Noch zu dir ein holdes Wort.

Eine weiße Rosenblüte
Warf die Lieb' in deine Gruft.
Schlummre, wie von Huld und Güte
Eingewiegt, in ihrem Duft!

Sie verwes' auf deinem Herzen
Ruhig, wie dein Aug' entschlief,
Als ein Engel dich den Schmerzen
Deiner letzten Stund' entrief.

Eine blühende Aurore
Hat dich, Kind, so früh verklärt;
Unser harrt die spätre Hore,
Die auf Abendwolken fährt.

Unstät ist das Heil hienieden:
Wohlgesichert eilest du,
Junge Himmlische, dem Frieden
Seliger Naturen zu.

Deine Seel' ist, wo die reinen,
Wo die guten Geister sind:
Wohl dir! du wirst nicht mehr weinen,
Du wirst nicht mehr bluten, Kind!

An
die Natur.

Laßt mich allein, verfolgende Gefühle
Von Zwang und Pein!
Nimm du mich auf in deine frische Kühle,
Du stiller Hain!
Hier bin ich frei, entflohn der bunten Halle
Voll wilder Lust;
Hier bin ich Eins mit dir, Natur, und falle
Dir an die Brust.

Hier bin ich mein! Violenlaub und Eppich
Durchwirken reich
Mit Blumen mir zum Sitz den grünen Teppich
Am Nußgesträuch.
Die Melodie'n der Nachtigall bewohnen
Dieß Blätterhaus;
Und Epheu gießt die dunkelgrünen Kronen
Darüber aus.

Hier naht sich mir im Lispelton der Blätter
Der Geist der Ruh',
Und führet mir die sanften Friedensgötter
Der Stille zu.
Die Echo mag der Felsengrott' entschweben,
Wie Nachgetön
Aus einem längst verhallten, schönen Leben
Mich an zu wehn!

Erinnrung deß, was Grab und Zeit verschlungen,
Wird auf den Hain
Der Schwermuth dann, wie zarte Dämmerungen,
Verklärung streun.
Der Hain wird sich zum Göttersitz beseelen,
Und sein Gesang,
Der leise Laut verhüllter Philomelen,
Zum Sphärenklang.

Das dunkle Grün erfüllt ein heilig Grauen,
Und du, Natur,
Vergöttlichst rings um mich die Blumenauen
Zur Sternenflur.

Du, Hohe, sprichst in tausend Huldgestalten
Zu meinem Geist;
Und heilig wird mir deine Wahrheit halten,
Was sie verheißt.

Du sprichst: „Ich bin's, die jene lichten Kerzen
Des Himmels hält;
Ich trag' auch dich so fest an meinem Herzen,
Wie eine Welt.
Du mögest hin durch Nacht und Klippen wandern,
Dich halt' ich, Sohn,
Mit diesem Arm, und hange mit dem andern
An Gottes Thron!"

Der
Mittag des Lebens.

Im duftigen Schatten der heiligen Eichen,
Hier eilt, wie die Stunde, der flüchtige Bach;
Er rinnt durch die Nächte von dunkeln Gesträuchen,
Und rauscht mir den Traum des Vergangenen wach.
Leis' umschattendes Erinnern
Der entschlafnen Zeit, o, du
Ueberwölkest, tief im Innern,
Die Gefühle meiner Ruh'!

Ich blicke von schweigenden Höhen hinunter,
Die doppelte Ferne tritt dämmernd hervor;
Ein helleres Morgenland ging mir dort unter,
Ein dunkleres Abendland hebt sich empor.
Mit den Tagen, die entschliefen,
Sah ich Großes untergehn.
Und was wird aus jenen Tiefen
Dunkler Sterne auferstehn?

Weit hinter mir ruhet, mit Nebeln umwoben,
Ein Vorland, bewehet von seliger Luft:
Da spielte die Kindheit; die Frühlinge hoben
Bekränzter die Stirnen aus Lauben voll Duft.
Weht mich an, ihr Jugendlüfte!
Führt noch ein Mal mein Gemüth
In die Zeit der Rosendüfte!
Ob die Ros' auch nicht mehr blüht!

Der heilige Morgen des Lebens umglühte
Die freundlichen Tage so ruhig und warm;
Und, wie eine weiße, lebendige Blüte,
So flatterte Dora mir kindlich am Arm.
Dora, Dora! dumpfe Laute
Weinen in der Maienluft,
Seufzen in dem Farrenkraute
Deiner eingesunknen Gruft.

Doch welche begeisternde Töne verhallen
Da drüben! wie wehen die Lüfte so frisch!
Was schwebet empor aus den duftigen Hallen,
Aus Hecken von Myrten- und Rosengebüsch?

Sieh, auf Nachtigallenflügeln
Schwebt durch einen weiten Raum,
Ueber Ros= und Myrtenhügeln,
Jüngling, dein entzückter Traum!

Der Friede der Unschuld, die Unschuld der Tauben,
Dieß Götterpaar weihte die irdische Flur.
Der Jüngling war selig: er konnte noch glauben;
Und liebend umfing ihn die ganze Natur.
Ach! es waren schöne Bäume,
Die dem Träumer Schatten liehn.
Armer Jüngling! deine Träume,
Mußten sie so bald entfliehn?

Hinein in die Arme der Hoffnung! sie schirmen,
Sie tragen durch's Leben den sinkenden Geist.
Dort hinter den Nebeln und hinter den Stürmen,
Dort blühet das Heil, das die Göttin verheißt.
Sie auch schwand, wie Traumgestalten;
Weit entrückt dem Götterhain,
Stand der Jüngling in der kalten,
Rauhen Gegenwart allein!

Doch immer noch tönten ihm himmlische Laute,
Wie Harfen durch einen bezauberten Wald;
Es nahte die Muse, die Göttervertraute,
Selbst himmlisch in seliger Göttergestalt.
In den stillen Weihestunden
Trug sie hoch empor das Herz;
Balsam gießt sie in die Wunden,
Und bespricht den wilden Schmerz.

Sie jauchzt mit der Freude, sie weint mit dem Harme,
Bestreuet mit Blumen die Stellen der Ruh';
Sie führet den einsamen Pilger dem Arme,
Sie führet dem Herzen der Freundschaft ihn zu.
Freundschaft bleibt, — was das Geschlängel
Dieses Zeitstroms auch verwäscht, —
Bis der letzte Lebensengel
Seine stille Fackel löscht.

Einst rannen mir heller und sanfter die Quellen;
Einst blühte mir schöner der duftende Hain.
Komm, himmlische Muse, die festlichen Stellen,
Wie heilige Gräber, mit Kränzen zu weihn!

Du vermagst, mich zu versöhnen
Mit des Lebens Unbestand;
Unter deinen sanften Tönen
Sei gegrüßt, mein Abendland!

Der Abend.

Schon glimmt, von der Beleuchtung
Des Wiederscheins erhellt,
Die zarte Thaubefeuchtung
Durch's grüne Halmenfeld;
Und, leise niederfallend
Auf Wiese, Feld und Hain,
Hüllt schon der Nebel, wallend
Und weich, das Dörfchen ein.

Das Hüttenthal wird stiller,
Und schweigender der Wald,
Der, bis zum letzten Triller
Im Rosenbusch, verhallt;

Und, wie von holder Lippe
Ein weiches, sanftes Wort,
So flüstert um die Klippe
Das leise Lüftchen dort.

Und immer dunkelgrauer
Hängt das Gebirg', entsonnt,
Wie ein Gewitterschauer,
Am fernen Horizont.
Der Schatten steigt aus Höhlen
Des Nachtgebiets herauf,
Und in erhabnen Seelen
Gehn Lichtgedanken auf.

So naht die Abendfeier
In frischem Kräuterduft,
Mit einem Wiegenschleier
Voll Nachtviolenduft,
Und deckt ihn auf die Tage
Voll Lebenssonnenlicht,
Und auf die finstre Klage,
Zu der kein Engel spricht.

Sie lispelt durch das Schweigen
Des Thales ihrer Ruh',
Und spricht aus allen Zweigen
Den Menschen Frieden zu.
Der Friede, der die Stürme
Der Menschen nicht mehr hält,
Besucht nur noch im Schirme
Der stillern Nacht die Welt.

Es spiegelt sich im Thaue
Des Wiesenthals der Geist
Der reichen Sternenaue,
Die tröstend uns umkreist,
Daß selbst die Blumenfläche
Dem, den die Erde drückt,
Von einem Himmel spreche,
Der auf ihn nieder blickt.

Der Tag ist eng und drückend,
Die Nacht ist still und groß;
Die Nacht erst legt erquickend
Der Welt uns in den Schooß.

Der Tag erhellt die Laube,
Dieß Hüttenthal der Zeit;
Die Nacht zieht, wie der Glaube,
Durch die Unendlichkeit.

Die Sehnsucht blickt aus trüber
Verhüllung in die Welt
Der großen Nacht hinüber;
Und melancholisch fällt
Durch düstre Wolkenbilder
Des Mondes Sichelschein,
Und macht die Wildniß wilder
Und heiliger den Hain.

Verhüllte Seufzer baden
Im Thaue sich, und ziehn,
Verwandelt in Cikaden,
Durch stilles Wiesengrün;
Und, gleich dem wildern Harme,
Tritt dort die Fichte vor,
Und streckt die dunkeln Arme
Zum Weltengeist empor.

Die Nacht, die auf dem Raume
Der weiten Gegend liegt,
Gleicht einem großen Traume,
Der an die Welt sich schmiegt.
Du aber, Lichtflur, fülle
Mit deinem schönsten Strahl
Idola's Abendstille,
Ihr kleines Maienthal!

Da schaue durch die Ranken,
Wo, tief in sich versenkt,
Die seligsten Gedanken
Die schönste Seele denkt;
Und sende holde Träume,
So himmlisch, wie die Ruh',
Und blühend, wie die Bäume
Der Seligen, ihr zu!

Ihr heitern Phantasieen,
Tragt, wie ein Geisterchor
Von sanften Harmonieen,
Ihr schönes Herz empor!

Vielleicht sind alle Blüten,
Die auf der Lebensflur
Den Hingang uns vergüten,
Ein holdes Traumbild nur.

Und nahm vielleicht die hehre
Natur uns darum bloß
Daß sie uns bildern lehre,
Wie Kinder, auf den Schooß,
Die auch in höhern Räumen
Das Urbild nimmer sehn:
So lass' uns Gott nur träumen,
Es träumt sich ja so schön!

Des Pilgers Nacht.

Die Nacht ist ernst! sie steht dort an der Pforte
Der stillen Ewigkeit, voll Ruh' und Licht.
Es sind geheiligte, geweihte Worte,
Die sie zu meinem Geiste spricht.

Der große Weltensabbath ist begonnen;
Der Altar steht in Glanz, und flammt empor,
Und um ihn her die tausend, tausend Sonnen
Im großen, feierlichen Chor.

Erhabne Nacht, zu deinem ernsten Throne
Schaut mein begeistertes Gemüth hinauf;
Du setztest dir die lichte, goldne Krone,
Wie eine Königstochter, auf!

Dein Pilger feiert dich in deiner Fülle,
Ob du auch seiner Feier nicht bedarfst,
Und glänzend um die Hoheit deiner Stille
Den reichen Sternenmantel warfst.

Wie Lüfte, so die zarten Wellen kräuseln,
Ziehn wunderbare Geister auf und ab;
Und feierliche Weissagungen säuseln,
Geweihte Nacht, von dir herab.

Dein leiser Hauch ist eine hohe Sendung,
Ein Friedensgeist, ein feierlicher Laut,
Der heilig das Geheimniß der Vollendung
Der stillen Dunkelheit vertraut.

Bei dir ist Ruh in jenen blauen Fernen,
Dort ist ihr heimathliches Land;
Sie muß dort oben wohnen bei den Sternen,
Dort weht ihr schimmerndes Gewand.

Dein Pilger wandelt noch im dunkeln Thale,
Geheiligt schwebt sein Geist zu dir hinauf,
Und richtet kräftig sich an deinem Strahle,
Wenn ihm der Stab entsinket, auf!

O! lind' umsäuselt mich dein hoher Friede,
Wie Ruhe, die von Himmelsrosen thaut.
Still! hör' ich nicht von einem Götterliede
Schon näher den entfernten Laut?

Du, Seele Gleim's, nach der ich hier mich sehne,
Vernehm' ich Dich? vernimmst auch Du mich dort?
Still, mein Gesang! — die heiße Herzensthräne
Fällt, ach! zu siegend dir in's Wort!

Des Pilgers Nachtlied.

Ruht, ihr weichen Seelen,
Die das Leben kalt umstürmt!
Ruht, wie in den Schlummerhöhlen,
Die der Fackeljüngling schirmt!

Schweige das Getümmel,
Das den Frieden euch entführt!
Schweb' um euch ein stiller Himmel,
Den kein Erdensturm berührt!

Gleich dem müden Schnitter,
Träumt, wie durch den finstern Wald
Eurer Tage, das Gewitter
Dieses Lebens sanft verhallt!

Hoffnung und Erinnerung.

Mir blüht eine Stelle, die weiht ein Altar;
Da wandelt ein heimliches Wehen;
Da ließen, mit festlichen Kronen im Haar,
Erinnrung und Hoffnung sich sehen.

Die Hoffnung, im morgendlich blühenden Kranz,
Schien ernst, wie der heilige Wille;
Und sie, die Erinnrung, umleuchtete Glanz
Der abendlich dämmernden Stille.

Die Hoffnung lispelt': „Ich durfte durch's Land
Der seligen Träume dich leiten;
Jetzt reiche getrost der Erinnrung die Hand!
Sie möge dich fürder begleiten!

Verdanke mir immer den rosigen Sinn
Der Stunden, voll Leben und Lieder.
Leb' wohl! was geblühet hat, ist nun dahin!
Am Grabe dort siehst du mich wieder!"

Der Strom.

Es zieht ein Strom durch alle Lebensreiche
Vom Aufgang hin zum fernen Niedergang;
Er wogt so still, als ob er zögernd schleiche;
Doch reißt ihn fort der Wogendrang.

Und auf dem Strom, welch ein geschäftig Leben,
Das ewig treibt und kämpft und nimmer ruht!
Vom Ufer schaut die Muse dieses Streben,
Und streuet Blüten in die Flut.

Sie wollen nicht in Kronenfesten prangen;
O, bleibt auch nur, vergänglich hin gestreut,
Ein Blatt an einem zarten Herzen hangen:
Heil sey dann ihrer Frühlingszeit!

Abendfeier.

1785.

Abend war's; die Nachtviole hauchte
Durch den Garten ihren leisen Duft;
Und ein junges Pfirsichwälbchen tauchte
Seinen Purpur in die weiche Luft.
Unter nachgesungnen Friedenstönen
Ging ein schöner Tag der Stille zu,
Und, wie Thaten, die ein Leben krönen,
Schwebten Blütenkränz' um seine Ruh.

Auf dem weißen Duftgewölke schliefen
Abendwinde, lieblich eingewiegt,
Ließen, thauend, Stille nieder triefen,
Die sich gern an gute Wesen schmiegt.
Hier, o hier im seligen Verhallen
Eines Tages, der so sanft verschied,
Durfte wohl der Engel Unschuld wallen,
Wenn ihm werth ist, was hienieden blüht.

Aber sieh! im liljenweißen Schleier
Trat Idola in den Laubengang,
Leis' umruht von abendlicher Feier,
Schön verklärt vom Sonnenniedergang.
Wie mit einem weichen Ton der Laute,
Rief sie: „Sonne, welch ein Scheideblick!
Nur der Unschuld leiser Hingang schaute,
So wie du, in seinen Tag zurück!“ —

O, des stillen, lieblichen Verschwebens
Dieses Tons, voll Ruh und Himmelssinn! —
Zarte Seele, deines schönen Lebens
Sanfter Wiederhall erklang darin.
Weihend senkten sich die Blütenkronen,
Wie von weicher Himmelsluft geküßt.
Ja, des Himmels Mild' und Friede wohnen
Da, wo du der Engel Unschuld bist.

An den Schlaf.

Sohn der Nacht! laß um Elisen
Deine Stille niederthaun,
Duftig, wie auf Liljenwiesen
Sommerliches Abendgraun!

Rein, wie Himmelsluft, ergieße
Sich die Ruh um ihr Gemüth;
Und mit schönen Bildern schließe
Sich ihr sanftes Augenlied!

Nieder sink' es, wie ein Schleier,
Welcher zwischen dieser Welt
Und der stillen Seelenfeier
Ihrer innern niederfällt!

O, kein Trauerbild beflecke
Dieser Augen heilge Ruh!
Wie ein Wölkchen, Schlummer, decke
Dieß Gestirn der Liebe zu.

Komm aus Grotten frommer Hirten
Wo die Nachtigall noch säumt,
Während Zephyr, unter Myrten,
Süß von Blumenküssen träumt.

Schwebe nieder, holder Schlummer,
Himmlisch, wie die Lieb', und mild,
Wie der Friede, der den Kummer
Weich in seine Flügel hüllt!

Schwebe nieder, wie die Blüte,
Selig, wie das Herz ihr wallt,
Wenn's von einer That der Güte,
Tief im Innern, wiederhallt!

Zu den Bildern schöner Träume,
Die durch ihre Seele ziehn,
Schöpf' aus Quellen lichter Räume
Zarte Rosen-Phantasie'n!

Schöpfe nicht bei den Cypressen,
Aus des Lethestromes Flut!
O, sie darf ja nichts vergessen!
Engelthat ist, was sie thut.

Darum führe du ihr lieber
Sanft, mit deinem Lilienstab,
Einen schönen Tag vorüber,
Dem sie eine Krone gab!

Auf den Tod einer Sängerin.

Wie still ist's in Idona's Halle,
In der ihr letzter Ton entschlief!
Wir horchen nach dem Wiederhalle,
Den sie in unsre Seelen rief.

Wir fühlten uns ihr nachgezogen!
Ein mächtiger, doch sanfter Zug,
Wenn unsre Seelen auf den Wogen
Der Tön' empor ihr Hymnus trug!

Und ließ sie Hirtenlieder scherzen:
Dann war's, als schlügen selbst im Bach
Die Wellen, wie entzückte Herzen;
Ein muntres Leben wurde wach.

Und alle Liederseelen klangen,
Wenn sie zu Wonnefesten kam!
Und nun ist sie hinweg gegangen,
Die so viel Himmel mit sich nahm!

Die Geister ihrer Lieder schweben
In einer höheren Natur;
Ein neuer Wohllaut kam in's Leben
Der Friedenshaine jeder Flur!

Erscheint die Zeit der Nachtigallen:
Laß weiße Blüten dann, o Luft,
Wie helle Thränen, niederfallen
Am Hügel ihrer heil'gen Gruft!

Und wo die Keime himmelblauer
Erinnrungsblumen auferstehn,
Da werden ahnungsvolle Schauer
Der Sehnsucht um ihr Grabmal wehn.

Indeß umschwebe still und milde,
Von leisem Nachgetön umhallt,
In einem sanften Lebensbilde
Uns ihre geistige Gestalt!

Der stille Engel.

Es geht ein stiller Engel durch's Leben,
Der mit dem Leben geboren ist.
Ihm ward die hohe Vollmacht gegeben,
Dem Dulder die sinkende Seele zu heben,
Und Demuth zu winken Dem, der sich vermißt.

Was wär' es hier, wenn er uns nicht bliebe,
Wenn er dem Schmerz am Foltergerüst
Erlösend nicht die Ketten zerriebe?
Wohl ist er der Unschuld ein Engel der Liebe,
Der rosige Lippen zu Lilien küßt.

Er steht mit Erd' und Himmel im Bunde;
Kein Bild dem Leben getreuer ist.
Heil ihm! und Heil der seligen Stunde,
Worin er, mit himmlischem Lächeln, dem Munde
Des Edlen den fliehenden Odem entküßt!

Salomonische Lieder.

1.

Der Winter ist vergangen,
Der Regen ist dahin,
Und Wiesenblumen prangen
Zum Kranz der Schäferin.

Schon wird, den Hain durchirrend,
Die Turteltaube laut,
Die liebend girrt, und girrend
Das Nest der Liebe baut.

Schon treibt die von den Todten
Erstandne Lebenskraft
Im Feigenbaume Knoten;
Die Ranke trieft von Saft.

Sie duftet in die Laube
Den Wohlgeruch hinein.
Komm, Freundin, süße Taube,
Komm in den Rebenhain!

Laß unter frohen Chören
Von Wald- und Feldgetön
Mich deine Stimme hören,
Und deine Schönheit sehn!

Denn lieblich sind die Töne,
Wenn deine Stimme schallt,
Und hold ist deine schöne,
Sanft blühende Gestalt.

2.

Wechselgesang.

Sie.

Du, den meine Seele liebt, o sage,
Sag', in welchen Rosen weidest du?
Unter welchem Nachtigallenschlage
Deckt die Ceder deine Mittagsruh?

Sage mir, wo duften dich die Myrten,
Und die Liljen, und die Rosen an?
Sage mir es, daß ich bei den Hirten
Nicht vergebens irre, süßer Mann! —

Er.

Fehlt dir Kunde, lieblichste der Frauen?
So geleite, holde Schäferin,
Deine Lämmer hin nach jenen Auen,
Weide nach den Hirtenhäusern hin!

Tritt hervor, und wecke das Entzücken!
Alles, was der Schönheit Strahlen leiht,
Soll dich, königliches Mädchen, schmücken,
Schmücken soll dich jede Herrlichkeit! —

Sie.

Schauet meinen Freund! ihr könnt nicht irren;
Hoch und herrlich wandelt er einher.
Lieblich, wie mein Busenstrauß von Myrrhen,
Kräftig=mild, wie Traubensaft, ist er. —

Er.

Meine Freundin, durch sich selbst geschmücket,
Ragt vor allen Weibern hoch empor!
Seht, aus ihren Taubenaugen blicket
Ihre schöne Unschuldseel' hervor!

Sie.

Schön ist er, und Lieb' und Lenz bereiten
Uns ein grünes, duftendes Gemach.

Er.

Schön ist sie; um unsre Traulichkeiten
Schwebt ein Cedern= und Cypressenbach.

3.

Sulamith.

Schön ist mein Geliebter! — Dort ging er hinab. —
Seht den holden Mann! schwarze Locken wallen,
Gleich dem Wasserfalle, seine Stirn herab;
Herrlich strahlt sein Haupt; schön ist er vor Allen.

Schön ist mein Geliebter! Seinem Aug' entblickt
Sanfter Taubensinn, voll Huld und Güte;
Seine Wange blühet, wie vom Lenz geschmückt;
Und sein holder Mund glänzt, wie Rosenblüte.

Wie die Kraft der Myrrhe, süß und würzereich,
Ist der holde Mund, wo die Suada waltet;
Seine Hand ist blendend, zart ist sie und weich;
Stolz, wie Libanon, ist mein Freund gestaltet.

Er ist, wie die Ceder; rein, wie Elfenbein;
Seine Stimm' ist süß, gleich den Harfenlauten:
So ist mein Geliebter. Führt ihn mir herein!
Töchter! ich beschwör' euch, sucht mir meinen Trauten!

Er ist hin gegangen zu den Spezerei'n,
Die der Gartenflor duftig ihm vergeudet;
Hin ist er gegangen zu dem Gartenhain,
Wo er Rosen bricht, und in Rosen weidet.

4.

Wer ist, die glänzend vor dem Volke
Herab von Sarons Höhen schwebt,
Wie eine lichtbestrahlte Wolke,
Die aus dem Dufthain sich erhebt?

Sei blühet herrlich, wie die Mandel,
Wenn sich die Lerche hören läßt;
Und schön und herrlich ist ihr Wandel;
Sie naht sich, wie ein Frühlingsfest.

Ihr Haupt ist, wie die Cederspitze,
Die auf dem Libanon sich neigt;
Ihr Auge gleich dem stillen Blitze
Der Sommernacht, wenn alles schweigt.

Seht, ihres Mundes Perlenreihe,
Mit Rosenpurpur überwebt,
Um den der Liebe süße Weihe,
Das seligheitre Lächeln schwebt!

Gleicht ihre Rede nicht dem Thaue,
Der eine Blumenflur erquickt?
Ihr Schweigen ist die stille Aue,
Worauf der Stern der Liebe blickt.

Von Wohlgerüchen trieft die Schwinge
Der Luft; sie ward in Rosen wach,
Und trägt die seidnen Lockenringe
Der hohen Fürstentochter nach.

So schön sie ist in keuscher Hülle:
Kein Fremder dürfe sich ihr nahn!
Nur mir sey diese Gartenfülle
Voll Lieb' und Frühling aufgethan!

Ich will zum Myrrhenberge gehen;
Ich will das frisch ergoßne Grün,
Und meinen Weihrauchhügel sehen,
Ob meine Würzgesträuche blühn.

Die Winde, die auf Bergen schliefen,
Stehn auf, und werden milde Luft,
Daß würzig meine Myrrhen triefen.
Die Holde bade sich in Duft!

Komm, meine Huldin, meine Taube!
Komm, athme lenzisches Gefühl!
Zeuch ein in meine Gartenlaube,
Denn meine Laub' ist frisch und kühl!

Sei hoch und herrlich mir willkommen,
Die du von Sarons Höhen kamst!
Dein Blick hat mir das Herz genommen:
Vergüte mir, was du mir nahmst.

Das
schlafende Kind in der Laube.

Ida schläft; mit jedem Zuge
Ihres Athems trinkt sie Duft;
Sanft, wie vom Vorüberfluge
Eines Engels, weht die Luft.

Holde Friedensgeister schweben
Um ihr lächelndes Gesicht,
Denn das rauhe Erdenleben
Blickt in ihren Traum noch nicht.

Walle, zarte Blüte, walle,
Schmeichelnd, wie der weiche Sinn
Ihrer Lieblichkeit, und falle
Leis' auf ihren Schlummer hin!

Falle nieder, vom Gewimmel
Schöner Freuden hell umringt,
Wie ein Geist, der seinen Himmel
Einer Schwesterseele bringt.

O, sie schlummert in der Fülle
Heil'ger Unschuld noch so süß!
Seht! die Wang' umblüht das stille,
Unverlorne Paradies;

Blühet aus der reinen Seele
Zart und unbefleckt herauf. —
Leiser, leiser, Philomele!
Wecke nicht den Engel auf!

An Karl.

Bei Uebersendung der Schriften Luthers.

Geliebtes Kind, noch kannst du nicht verstehen,
Was heut mein Herz zu deinem Herzen spricht.
Doch einst beginnt das volle Tageslicht
Der heiligen Vernunft dir aufzugehen:
Drum lies, o Kind, dies Blatt im stillsten Hain,
Im Opferdufte grüner Tempelhallen,
Bedeutender wird dann der Luftstrom dich umwallen,
Und näher Gottes Geist an deinem Herzen seyn.

Und wenn dir dann die Thränen leis' entfallen,
Die auf den Wunsch: ein edler Mensch zu seyn,
Wie Morgenthau auf Blüten, niederfallen:
Dann wage tief dich in dein Herz hinein,
Zur edlen Frucht den Vorsatz anzubauen,
Und schwör' es dir: der Stunde treu zu sein!
Dein Vater weihte dich mit Thränen
Zur Menschenwürde, theures Kind;
Erfülle ganz das liebevolle Sehnen
Der Zähren, die einst deine Richter sind!

Und sie, die gern dir jedes Opfer brächte,
Vergilt einst ihr, die dich am Herzen trägt,
Vergilt ihr einst die langen Winternächte,
Die sie für dich, o Karl, für dich verschlägt.
Sie hängt an dir mit hoffendem Entzücken,
Den edeln Mann in dir einst zu erblicken;
Vergilt es ihr, so viel dein Herz es kann!
Laß nicht umsonst an ihre Brust dich drücken!
Vergilt es ihr, und werd' ein edler Mann!
Den edeln Mann, wie sich die Sitt' auch drehe:
Man ehrt ihn doch, und blickt zu seiner Höhe,

Zum wenigsten mit stiller Schaam, hinan.
Dann wirst du sehn: man kann auf dieser Erden,
Durch Zufall viel, und viel durch Mühe werden.
Durch Kraft und Muth nur wird der edle Mann!
Der läßt das Rad des Zufalls achtlos rollen,
Thut, was er soll, hascht nicht nach leerem Schein;
Jedoch nur sich, in allem sich nur wollen,
Ist niedrig, Kind, ist niedrig und gemein!

Wird dich das Glück nicht hoch erheben:
So halte dieß nicht für ein Mißgeschick!
Das, was wir sind, sind wir durch unser Leben,
Und was wir scheinen, durch das Glück;
Der edle Mann ist mehr als sein Geschick.
So werde, Karl! dann folgt dir im Geleite
Des Lebens nach die süße Seelenruh;
O, sie, die sich so gern dem Menschen weihte,
Wirft ihren Kranz doch nur der Tugend zu.

Da liegt die Welt vor deinem offnen Sinn,
Und manche Spur führt täuschend in die Irre.
Ein wunderbar verflochtenes Gewirre
Von Wahr und Falsch, von Nacht und Sonnenschein

Ist diese Welt; und da mußt du hinein.
Sey deiner Welt, so viel du kannst, ein Engel:
So wird sie dir, troß aller ihrer Mängel,
So viel sie kann, dafür ein Himmel seyn.

Und wenn dir nun vor deinen Jünglingsblicken
Die Freuden blühn, und alles Lockung ist:
So darfst du wohl die bunten Blumen pflücken,
Doch denke, Kind, daß du auch Seele bist!
Und aus der Kraft zu denken sprossen Blüten,
Die nicht nur blühn, um wieder zu vergehn;
Sie sind es, die uns viel vergüten,
Und noch allein am Kranz der Freiheit wehn!
Zu denken kann kein König dir verbieten,
So wenig, als dem offnen Blick das Sehn.
Zu denken kann kein König dir erlauben!
Vor allem denke, Karl, Unsterblichkeit und Gott!
Die halte fest, und laß nicht Hohn, nicht Spott
Des Leichtsinns dir der Seele Stützen rauben!
Doch, der Vernunft getreu, verdamme keinen Glauben!
Wer an die Tugend glaubt, der glaubt an Gott;
Den anders Glaubenden, den wage nie zu schelten,
Du bist nicht Er, er hat nicht deinen Sinn;

Wer Gott nicht sieht, bei Fackeln seiner Welten,
Den zürnest du gewiß nicht zu ihm hin.
Lehrst du das Volk: so laß zugleich dein Beispiel reden,
Das kräftiger, als schöne Worte spricht;
Das schöne Wort empöret Jeden,
Wenn ihm das Beispiel widerspricht.
Dein Vortrag sey kein prunkendes Geschwätze,
Es sey ein Wort, das in die Herzen dringt;
Nimm aus der Welt uns Menschen, nimm die Schätze
Der Wahrheit, die dein Wort zum Herzen bringt!
Der Wahrheit, junger Freund, gehört dein ganzes Streben;
Sie hebt das Herz, sie macht den Menschen frei.
Sie sey dein Glaub', und immer sey
Dein Glaube That, Religion dein Leben!

Verkündest du die Wahrheit, kühn und frei:
So fürchte nie das Fluchwort eines Bannes!
Doch geh auch nicht auf Abenteuer aus!
Geh still und fromm zu deinem Volk hinaus!
Ich statte dich mit eines freien Mannes
Erhabenem und großem Beispiel aus.
Mein Luther, Kind, lies in seinen Thaten

Das Leben, das der edle Mann gelebt!
Verkannt, verfolgt, der Arglist oft verrathen,
Hat er sein großes Ziel erstrebt.
Er steuerte mit einem höhern Triebe,
Als Jason einst nach einem goldnen Blies;
Die Wahrheit war's, die sich von fern ihm wies.
Ich biete dir, zum Denkmal meiner Liebe,
Die Erbschaft an, die uns sein Geist verließ.
O, lerne ganz in ihm den Mann erkennen,
Der's wagte, sich der Wahrheit so zu weihn!
Und wirst du einst den großen Namen nennen,
Dann, gutes Kind, werd' ich wohl nicht mehr seyn.
Dann bin ich frei von Erdenfesseln;
Und wenn dein Herz zu meiner Gruft dich führt:
So wisse, Kind, auch unter Nesseln
Ruht weich der Staub, den nicht, was schmerzet, mehr
berührt.

An meinen alten Frack.

Zu Ende geht hier alles nach gerade:
Der Cederwald, so wie der Rosenstock,
Der Liebe Huld, und Majestätengnade,
Das Pallium, und mein profaner Rock.
Mein guter Frack — an dem mit ihren Zähnen
Die alte Zeit schon hin und her genagt;
Die nichts verschont, was wir auch ewig wähnen;
Die nieder bog, was hoch empor geragt;
Sie wagte, ganze Völker auszurotten;
Sie hat, im Bunde mit den Motten,
Sich schon an manch unsterblich Werk gewagt;
Sie weiß nichts bittrer zu verspotten,
Als irdische Unsterblichkeit —
Mein guter Frack, wie könnte dir auf Erden
Ein andres Loos, als andern Dingen, werden?
Auch dich hat schonungslos die Zeit
Zu ihrem Opfer längst geweiht!

Ich fühl' es hart, daß ich von dir mich scheide!
Allein Elisa selbst, die doch ein schlechtes Kleid
Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,
Das zu ihr tritt, den schlechten Mann verzeiht,
Elisa spricht: du seyst ein wenig angerissen,
Und meint darum, daß wir uns trennen müssen;
Und weil sie's meint: wohlan! so scheiden wir.
Du warst mir so bequem; drob hielt ich dich in Ehren!
Doch jetzt — ich lernt' in dir, und übe nun an dir
Die große Kunst, das Liebste zu entbehren.

Wir haben, pfadlos eingeengt,
Uns oft durch Dorngebüsch gedrängt,
Und davon trägst du manche Narbe.
Dazu hat längst die dunkle Farbe
Der Sonnenstrahl von dir hinweg gesengt;
Auch merk' ich wohl, du bist nicht im Geschmacke
Der Mode mehr, die uns tyrannisirt;
Denn warum sah der Mann im feinen Fracke
So kalt auf mich, daß mich noch jetzo friert?
Ich leugn' es nicht: ich brachte selbst zuweilen,
Aus Kaltsinn, mich um manche Huld;

Doch, lieber Frack, wir wollen ehrlich theilen:
Auch du trägst einen Theil der Schuld.

So fahre wohl! Ein Abschiedswort zu sagen,
Ziemt dem, der noch ein Herz im Busen trägt;
Wir haben beide Eins getragen,
Das heut' in dir noch einmal schlägt.
Nicht überlaß ich dich den gierigen Gewürmen,
Den Motten! Nein! Du wirst vor Regenstürmen,
Vor Schnee und Frost die redlich treue Brust
Des guten Klaus fortan beschirmen:
Und darum schmerzt mich minder dein Verlust.
Mit Außenwerk zu prunken und zu prassen,
War nie mein Stolz und hat mich nie ergötzt:
Sonst hätt' ich wohl schon eher dich verlassen.
Jetzt muß es seyn! Da liegt, der dich ersetzt!
Ich werde nichts bei diesem Tausch gewinnen,
Und meine Ruh' ist halb mit dir dahin;
Ich bleibe fort, zum wenigsten von innen,
Das, was ich war, und jetzt noch bin;
Von außen werd' ich nur ein neues Seyn beginnen.
Die Leute lieben buntes Licht,
Und freun, wie Kinder, sich an neuen Schimmersachen:

So kommt es dann, daß Kleider Leute machen;
Nur Menschen, nein! die machen sie noch nicht;
Der Mensch ist Mensch; die Leute sind verschieden.

Mit Menschensinn, ach! wer das Leben kennt,
Der weiß, er reicht nicht aus damit hienieden;
Man braucht noch mehr, man braucht zu seinem Frieden
Etwas von dem, was man die Leute nennt.
Dieß Etwas kannst du mir nicht ferner geben;
Und doch — man braucht's, wenn man nicht Heerden führt,
Man braucht's in diesem wunderbaren Leben:
Drum laß ich dich, im innersten gerührt!
Du bist mit mir auf einer Flur geboren;
Ich hab' als Kind wohl um das Lamm gespielt,
Von welchem sie zu dir die Wolle schoren:
Ob das vielleicht mein Herz noch dunkel fühlt?
Ganz fühl' ich, da ich von dir scheide,
Was du mir warst in deinem stillen Werth:
Du warst mein treulichster Gefährt'
Durch's Abendthal, wenn auf verstummter Haide
Die Luft so leise ging, als spräche selig nur,
Still selig mit sich selbst, der Gott in der Natur.

Wenn mich der Hypochonder plagte,
Mich wild hinaus in's Freie jagte,
Zu Kält' und Frost bergauf, bergab:
Du wehrtest, wenn ich, trotz der Eile,
Dem Eiswind nicht entkam, die Pfeile
Des Winters von der Brust mir ab.

Und wenn mein Geist im öden Lebensschwarme,
Trotz allem Kampf, am Ende doch erlag:
Wie flog ich dann erlöst in deine Arme
Hin, zum Ersatz für den verlornen Tag!
Und von der Schwätzerfluth, von der ich jetzt noch gähne,
Verklang mir nach und nach im Ohr der letzte Laut;
Ich durfte nun die hochgebäumte Mähne
Des Esels in der Löwenhaut
Mit freiem Spottergußs ein wenig niedergießen;
Nun durfte sich mein trauter Genius
Mir freundlich nahn, und mir mit seinem Kuß
Des Zwanges Bitterkeit versüßen;
Nun spielte sanft die liebliche Magie
Der Geisteskraft um meinen freien Busen;
Ich war entzückt, ich lag im Arm der Musen;
Ein Leben quoll, wie lauter Melodie

Aus mir hervor; und fern von dem Gewühle
Erhoben mich die seligsten Gefühle!
Sie trugen mich zu meiner Sternenwelt
Hin, wo die Stille wohnt, zu der mein Geist sich hält.
O, diesen Geist gedankenreicher Stunden,
Den tiefen Sinn der feierlichen Nacht,
Hab' ich in dir, mein alter Frack, empfunden;
Das Würdigste hab' ich in dir gedacht;
Und ist mein Grab dereinst nicht ganz verschwunden:
Mit dir erwarb ich mir den kleinen Kranz.
Mag Berenices Haar bis zu dem Sternenglanz
Ein hohes Musenlied vergöttern:
Wir spielen so nicht mit Unsterblichkeit;
Doch grünet mir aus meiner Musenzeit
Ein kleines Reis von den berühmten Blättern,
Die Franz, der Koch, an meine Suppe streut:
So sey auch dir davon ein Blatt geweiht!

An die Wahrheit.

Tochter Gottes! Licht und Friede,
Huld und Menschlichkeit sind dein.
Wer von dir die Liebe schiede,
Risse deinen Altar ein.

Himmlisch bist du, wie die Güte,
Wenn sie Liebesworte spricht;
Aufgeschlossen, wie die Blüte;
Sanft erquickend, wie das Licht.

Strahl' aus deiner lichten Sphäre
Deines Himmels Wiederschein!
Menschenseelen sind Altäre,
Die sich deiner Gottheit weihn.

Scheuch' in seine blinde Höhle
Das Gespenst der Dunkelheit!
Strahl' in jede Menschenseele
Lieb' und ächte Menschlichkeit!

Tiefe, blutig tiefe Wunden
Schlug der Wahn, der Sohn der Nacht.
Sey auf ewig dann verschwunden
Das Gebiet der dunkeln Macht!

Wie bei'm ersten Feierliede,
Das die Auferstehung singt,
Wird es sein, wenn hell der Friede
Durch den Kampf der Nebel dringt;

Wenn vom Schönen und vom Guten
Sich das Herz nicht mehr verirrt;
Wenn die Menschheit nicht mehr bluten,
Wenn sich alles lieben wird;

Wenn, was Wahn und Trug ersannen,
Längst verstummt', und nicht mehr gilt;
Wenn der letzte der Tyrannen
Seines Wahnes Fluch erfüllt.

Hülle dann ein tiefer Schleier
Jede Spur des Jammers ein!
Aber groß soll deine Feier,
Lebensauferstehung, seyn!

Der Maitag.

Hinweg mit der Grille,
Wo, hell überblüht,
Die flüsternde Stille
Die Lauben bezieht!
Den blühenden Hallen
Entflattert ein Kranz,
Wie schwebendes Wallen
Der Locken im Tanz.

„Zur Feier der Freude!“
Dieß tönet, dieß hallt
Der Garten, die Haide,
Der Fels und der Wald.
Der Wald ist voll Weihe
Der Lieb', und die Luft,
Die tönende Bläue
Voll Lerchen und Duft.

Der Himmel ist festlich
Zum Teppich geziert
Der Göttin, die östlich
Herauf triumphirt.
Ihr hohes Getümmel,
Voll Leben und Ruh,
Wirft Rosen dem Himmel
Der Westgegend zu.

Im Frühduft geboren,
Die Locken voll Thau,
Erfliegen die Horen
Das himmlische Blau.
Da tauchen sie nieder;
Dann schwebet ihr Chor,
Zum Abendfest, wieder
Im Purpur hervor.

Wenn Lunen die Feier
Der Fluren empfängt,
Und silbern ihr Schleier
Die Waldung umhängt:

Dann sitzt man so innig
Im grünenden Hain,
Und schmieget sich innig
In's Leben hinein.

Da ist es, als käme
Die Ruhe zum Harm
Der Menschen, und nähme
Die Welt in den Arm,
Und spräche zum Klager:
„Steh auf von der Pein,
Und siehe, dieß Lager
Von Blüten ist dein!“

Leipzig, Druck von Phil. Reclam jun.

verliehen hätten? Sind auch ihre lieblichen Accorde die schönsten Blüthen der Poesie, — das ist nur vollendete Form, anders noch wird die Brust des Menschen durch sie bewegt; denn ihr trostvolles Thema ist die Lösung der heiligsten Fragen „Entstehen, Seyn — und Tod —!" Hat die Urania uns in der Jugend begeistert, zu großen Gefühlen erhoben und stand sie als Schutzengel uns zur Seite wenn wir zweifelten und zagten, — so ist sie nicht minder ein Buch der Erhebung, des Trostes und der Zuversicht in den männlichen Jahren und am Abend des Lebens.

Aug. Mahlmanns
sämmtliche Schriften.

Ausgabe in 8 Bänden mit Mahlmanns Portrait in Stahlstich. Preis eines jeden Bandes brosch. 8 Gr.

Inhalt 1r 2r Bd. sämmtliche Gedichte
3r 4r 5r „ Mährchen und Erzählungen
6r 7r „ Marionettentheater, dramatische Sachen, Herodes vor Bethlehem.
8r „ Vermischte Schriften, Aufsätze, Erzählungen.

Mahlmanns vielfache und treffliche Leistungen im Gebiete der Poesie sind längst und allgemein bekannt. Im Munde des Volkes leben seine Gesänge, die größten Tonsetzer haben denselben ihre Talente geweiht, und seine Lieder sind es, die nicht minder uns bei der ernstesten Veranlassung Trost und Hoffnung in die Seele rufen, als uns seine Töne entzücken, wo in heitern Kreisen Fröhlichkeit uns belebt, und wo das Herz sich erschließt. — Nicht weniger als seine Gedichte gehören **Mahlmanns** prosaische und dramatische Schriften dem besten an, was unsere Literatur besitzt. Seine Mährchen und Erzählungen, sein Marionettentheater, Herodes vor Bethlehem u. s. w. wo ihm die glücklichste Fantasie ebenso zu Gebote stand, als der feinste und tiefste Witz, werden stets zu den besten Erzeugnissen in diesem Gebiete gezählt werden.

Ich hoffe durch die ausgedehnteste Theilnahme des deutschen Publikums bei diesem Unternehmen belohnt zu werden,

darauf bauend habe ich von meiner Seite alles gethan, um durch den niedrigsten Preis die Anschaffung zu erleichtern.

Nützliches Buch für die Küche

bei

Zubereitung der Speisen

von

A. E. Lehmann,

Lehrer der Kochkunst zu Dresden.

Sechste verbesserte Auflage. Gebunden. Preis 2 Rthlr.

Nicht minder als gelehrte Abhandlungen oder Erzeugnisse der Poesie werden solche Schriften, deren Tendenz die Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten des Lebens bedingen, stets ihre achtbare Stelle behaupten. Unter letztern steht mit Recht oben an, die praktischste aller Künste, die Kunst des guten Kochens; in ihrer Leistung finden wir nach überstandener Tagesarbeit eine der reellsten, erfreulichsten Belohnungen und Entschädigung für die Mühen des Berufs. — Nach Vervollkommnung in dieser Beziehung ist das Streben jeder tüchtigen Hausfrau mit Recht gerichtet!

Die zahlreichen Auflagen beweisen den Werth des obigen Kochbuchs, was, dem innern Gehalte, der Ausführlichkeit und Deutlichkeit nach, an der Spitze aller ähnlichen Bücher steht. In 1400 Kapiteln findet man Alles, was zur Koch- und Backkunst gehört, sowie die gründlichste Anweisung zur Bereitung aller Arten von Getränken.

Mit solcher Reichhaltigkeit verbindet dieses Kochbuch einen Vorzug, der fast allen andern Büchern der Art abgeht. Es ist dieß die deutliche, klare, einem jeden verständliche Sprache und Darstellungsweise, — wer dieser folgt, der wird sich bald überzeugen, daß sich in der Anwendung Alles so verhalt, als hier gelehrt wird; und es sind nicht wie bei so vielen andern Kochbüchern eine Menge unglücklicher Versuche zu riskiren.

C. A. Tiedge's
sämmtliche Werke.



Drittes Bändchen.

Vierte Auflage.

Leipzig, 1841.
Renger'sche Buchhandlung.
(Fr. Volckmar.)

Inhalt.

Seite

Alphabetisches Inhaltsverzeichniss.

E.

F.

H.

J.

Die Freude.

Mit meiner Cither in der Hand,
Begrüß' ich das Gebiet der Freude,
Wohin den Weg kein König fand.
Was um den Thron das Glück vergeude:
Fern liegt von ihm ihr stilles Land.

Den Thron erschuf die kalte Hand,
Die nimmer in geweihten Stunden
Mit einem leichten Schäferkranz
Den Grazienaltar umwunden;
Sie gab ihm Kälte mit und Glanz.

Da steht er nun im Schimmerkranz;
Allein die Freude, die in Hallen
Des Frühlings ihre Kronen flicht —
O da, wo weder Nachtigallen,
Noch Herzen schlagen, wohnt sie nicht!

Sie wandelt gern im Abendlicht;
Die Unschuld ist ihr Herzensglaube;
Ihr Tempel ist die weite Flur,
Der Wald ist ihre Himmelslaube,
Und ihre Gottheit die Natur.

Die Quelle.

Du liebliche Quelle, du wandelst dahin
In duftigen Schattengeweben,
Und weckest den sanftern, melodischen Sinn
In meinem umnachteten Leben.

Wie krachend auch durch den vernichteten Wald
Der rasende Donnersturm wüthe:
Du wandelst, von ruhigen Tönen umhallt,
Bewegt von der rosigen Blüte.

Ich trat aus des Lebens Vernichtung hervor
In deine geheiligten Schauer:
Da schwang das Gemüth sich, begeistert, empor
Aus Nächten der dunkleren Trauer.

Und drunten verhallte der kleinliche Laut
Der Erd', im Gewölke verborgen.
Den Sohn der Begeistrung, mit Göttern vertraut,
Erreichen nicht irdische Sorgen.

Du ließest auf deiner umdämmerten Bahn
Das Leben im Bilde mich sehen.
Ein Wellenspiel ist es, ein ewiges Nahn,
Und Fernen, und Kommen, und Gehen.

Und ob auch der Schatten des Ufers hinein
In deine Verklärungen falle:
So trägst du die Bläue des Himmels doch rein
Im tönenden, lichten Krystalle.

Dir gleiche, von Geniusblitzen erhellt,
Der Zögling der heiligen Musen!
Sein hoher Beruf ist: er trägt für die Welt
Den Himmel im tönenden Busen.

Es schattet die Welt sich nur leis' in ihm ab;
Er giebt sie verherrlicht ihr wieder:
So wandelt er selig das Leben hinab,
Im Nachhall unsterblicher Lieder.

Ständchen.

Entschlummre, schön Liebchen, schon flattert's im Stall!
Heut' hatten wir Kränzchen, und morgen ist Ball!
Das Herz und die Aeuglein bedürfen der Ruh:
Drum schließe, schön Liebchen, nur beides hübsch zu!

Es haben die Füßchen nur wenig geruht,
Nur selten erlosch auf der Wange die Gluth;
Nun löse der Schlaf die Lebendigkeit ab,
Sonst nützet das Leben zu schleunig sich ab.

Es ist ja das Leben ein liebliches Spiel;
Wir spielen nicht lange: drum spielen wir viel.
Wohl kostet es Zeit, um die Zeit zu verthun:
Drum ist es auch billig, dazwischen zu ruhn.

Viel Kronen des Sieges erwarbst du dir heut';
Da ging denn d es Herzchen, wie Festtagsgeläut.
Drum schlafe nun, Liebchen, schlaf ruhig und wohl,
Sonst klopfet das Herzchen die Seite noch hohl!

Und morgen umflattert, mit Kränzen geziert,
Das Leben uns, welches die Geige regiert.
Horch! hörst du? schon brummet der Nachtwächter: elf;
Drum schlafe, schön Liebchen, bis morgen um zwölf!

Eros.

Weih', o Lenz, dem Gotte
Keuscher Sympathien
Eine Rosengrotte!
Wölb' ein Baldachin
Liedervoller Bäume,
Die um seine Träume
Grüne Schatten ziehn!

Liebe sucht die Stille,
Wo sie, grün umbaut
Von des Lenzes Fülle,
Sich dem Hain vertraut,
Wenn im Abendflüstern
Hesper kommt, und lüstern
Durch die Zweige schaut.

Liebe liebt vor allen
Einen dunkeln Wald,
Der von Nachtigallen
Feiernd wiederhallt.
In die süßen Lieder
Schauern Blüten nieder
Um die Huldgestalt.

O! das sind die Töne,
So die Liebe wählt,
Wenn sie ihre schöne
Fabel uns erzählt,
Und, ihr hingegeben,
Einem schönern Leben
Sich das Herz vermählt.

Nach einem alten Liede.

O, möchte mein Liebchen ein Rosenstock seyn!
Dann nähm' ich von draußen den Liebling herein,
Und stellt' ihn vor's Fenster, im Frühlingeswehn:
Da könnt' ich ihn immer und immerdar sehn.

Da sollt' ihn erquicken die herrliche Luft,
Und mich sollt' entzücken sein lieblicher Duft;
Ich küßte den Duft mir, bei heimlichem Schein
Des Mondes, in's innerste Leben hinein.

Ich wollte wohl Morgens und Abends ihn schaun,
Ihn sanft mit der Kühle des Quelles bethaun:
Dann flüsterten rosige Lippen mir zu:
„Ich bin ja dein Liebchen; mein Liebchen bist du!"

Und nahten die lüsternen Bienelein sich:
Dann spräch' ich: — „Mein Liebchen trägt Honig für mich;
Zieht weiter, ihr Bienlein, zum blühenden Hain,
Und laßt mir mein Liebchen das meinige seyn!"

Es kämen auch freundliche Lüftchen daher,
Und neckten und scherzten und buhlten umher.
Die sprächen wohl huldige Wörtchen mir zu:
„Wir lieben, was hold ist; wir lieben, wie du."

Es flatterte dann aus dem holden Gebüsch.
Ein purpurnes Blättchen, so duftig und frisch,
Mir leis' auf die Wange; da wurzelt' es ein,
Da blüht' es wohl schöner, als draußen im Hain.

Und riefe die Mutter: „O, Töchterchen mein!
Dir glüht ja die Wange, wie Morgenrothschein!“
Da sprách' ich: „Das haben die Rosen gethan;
Die Rosen am Fenster dort hauchten mich an.“

Skolie.

Bekränzet die Locken!
Die Myrt' ist noch grün.
Laßt immer am Brocken
Die Regenfluth ziehn!
Wir feiern den Frieden,
Und stößt ihn auch dort
In Norden und Süden
Die Herrschbegier fort.

Die Herrscher auf Erden,
Die mögen so gern
Noch herrschender werden.
Wir lassen die Herrn!

Sie finden Beschwerden,
Und suchen die Lust;
Wir trotzen Beschwerden,
Und finden die Lust.

Sie haben wohl Länder
Und Raum, sich zu freun;
Sie können Gewänder
Mit Sternen bestreun;
Sie schmausen, sie jagen;
Doch mögen sie nicht
Ein Wölkchen verjagen
Vom finstern Gesicht.

Es fließt der Mäander
Des Lebens nicht seicht;
Wir machen einander
Die Ueberfahrt leicht.
Wir zahlen nicht Stunden
Für leeres Gezier;
Wir heilen die Wunden
Des Freundes dafür.

Und Freuden zu läutern
Aus Stunden, das heißt:
Ein Leben erweitern,
Das eng uns umkreis't.
Drum kränzt mit der Myrte
Den Rand des Pokals,
Und Frohsinn bewirthe
Die Freunde des Mahls!

Die Stimme im Walde.

Hört ihr die Stimme dort
Drüben im Haine?
Hört! sie klingt fort und fort
Ganz, wie die meine!
Klinget, als ob im Scherz,
Tief in der Tiefe,
Mir ein geliebtes Herz
Wunderbar riefe.

Frag' ich: wer bist denn du,
Liebende Seele?
Ruft sie mir wieder zu:
Liebende Seele.
Wo ist dein Aufenthalt
Hier in dem Haine?
Wiederum klingt der Wald:
Hier in dem Haine.

Jenseit dem Muschelbach,
Wo ich sie hörte,
Lief ich der Stimme nach,
Die mich bethörte,
Streifte durch's kühle Naß
Thauigter Kräuter,
Aber ohn' Unterlaß
Zog sie sich weiter.

Sehnsüchtig, krank und bang
Wollt' ich's verschmerzen;
Aber der Seufzer drang
Doch aus dem Herzen!

Künde dich näher an,
Daß ich genesen,
Daß ich dich lieben kann,
Liebliches Wesen!

Oder will böser Scherz
Mich nur verwirren? —
Mutter sagt: „Liebes Herz,
Laß dich nicht irren!
Richtig ist, was dich neckt!
Töne verschwinden!
Was dir die Sehnsucht weckt,
Wird sich schon finden!"

„Bleib' du im Mutterschooß,
Freundlich umwaltet,
Bis sich dein Myrtenloos
Bräutlich entfaltet!
Lieb' ist ja hier auch dein,
Wird für dich losen;
Denke: die Zeit allein
Bringt und bricht Rosen."

Viel, was die Mutter sprach,
Viel mag es taugen;
Aber die Thräne brach
Doch aus den Augen.
Aber zur Stimm' im Hain
Will ich nun sprechen:
„Ruf' nur die Zeit herein,
Rosen zu brechen!"

Ida.

Sieh, der Mond ist heimgegangen:
Nur ein leiser Schimmer bleibt,
Und mich dränget das Verlangen,
Das mich zu den Linden treibt.

Bei den zwei vertrauten Linden,
An dem Wieseneingang dort,
Soll ich meinen Likas finden;
Lieb' und Treusinn halten Wort.

Knarre nicht, du kleine Pforte!
Abendluft begleite still
Mich zu dem geliebten Orte,
Wo er mich erwarten will!

Werd' ich ihm auch so gefallen?
Meine Locken sollen glatt
Von der Stirn herniederwallen,
Wie er sie geflochten hat.

Ach! wie quält die Langeweile!
Horch! — das ist sein Flötenton!
Eile, frohes Mädchen, eile!
Der Geliebte wartet schon.

Und ich kann ihm mit Vertrauen,
Und mit liebefrohem Muth
In die klaren Augen schauen:
O, mein Freund ist fromm und gut!

Rosen nehm' ich mit und Beeren:
So will ich von dannen ziehn!
Dieses Körbchen soll er leeren;
Mit den Rosen kränz' ich ihn.

Lizidas.

Könnt' ich ein Lüftchen seyn:
Das wär' ein Leben,
Immer in Feld und Hain
Sie zu umschweben,
Oder, im kühlen Hauch
Wehender Schwingen,
Ihr von dem Blütenstrauch
Opfer zu bringen!

Wär' ich ein Blütenblatt:
Eh' ich verschwände,
Nähm' ich zur Lagerstatt
Lidias Hände,
Oder in ihrem Schooß
Wählt' ich zu sterben!
Wahrlich! kein schönres Loos
Könnt' ich erwerben!

Könnt' ich ein Vogel seyn:
Wieder und wieder
Säng' ich nur ihr allein —
Bebende Lieder,
Ließe bei ihr allein
Häuslich mich nieder,
Kehrte zum offnen Hain
Nimmermehr wieder.

Fragt ihr mich aber: was
Wärst du noch lieber?
Freilich ihr Lizidas
Wär' ich doch lieber!
Lust und Gesang vollauf
Wollt' ich ihr spenden,
Und sie wohl tragen auf
Liebenden Händen;

Grünlich ihr Fensterlein
Draußen umstricken,
Sollten zu ihr hinein
Rosen dort nicken,

Sollte die Rosen dann
Weinlaub umschlingen:
„O, ich beglückter Mann!“
Wollt' ich dann singen!

Der Kosack und sein Mädchen.

Olis.

Schöne Minka, ich muß scheiden! —
Ach! du fühlest nicht das Leiden,
Fern auf freudelosen Haiden,
Fern zu seyn von dir!
Finster wird der Tag mir scheinen,
Einsam werd' ich stehn und weinen,
Auf den Bergen, in den Hainen
Ruf' ich, Minka, dir!

Nie werd' ich von dir mich wenden!
Mit den Lippen, mit den Händen
Werd' ich Grüße zu dir senden

Von entfernten Höhn!
Mancher Mond wird noch vergehen,
Ehe wir uns wiedersehen —
Ach, vernimm mein letztes Flehen:
Bleib' mir treu und schön!

Minka.

Du, mein Olis, mich verlassen?
Meine Wange wird erblassen,
Alle Freuden werd' ich hassen,
Die sich freundlich nahn!
Ach! den Nächten und den Tagen
Werd' ich meinen Kummer klagen,
Alle Lüfte werd' ich fragen,
Ob sie Olis sahn!

Tief verstummen meine Lieder,
Meine Augen schlag' ich nieder;
Aber — seh' ich einst dich wieder,
Dann wird's anders seyn!
Ob auch all' die frischen Farben
Deiner Jugendblüte starben:
Ja mit Wunden und mit Narben
Bist du, Süßer, mein!

Russisches Volkslied.

Zu einer russischen National-Melodie.

Immer ging ich hin zum Strande,
Blickte nach dem blauen Rande,
Von dem fernen, fremden Lande,
Da, wohin mein Liebster ging.

Manche Stimme sprach beklommen:
„Er wird nicht mehr wiederkommen!"
Doch der Schmerz ist weggenommen,
Der an meinem Herzen hing.

Fort sind alle Furchtgespenster,
Denn mein liebster Freund, mein Schönster
Blickte plötzlich in das Fenster,
Wo ich stand mit meinem Gram.

Nein, ihn durfte nichts mir rauben;
Und ich hielt ihm Treu und Glauben

Hier am Fenster hingen Trauben,
Und die reiften, als er kam.

Schöner blühn nun meine Wangen;
In Erfüllung ist gegangen
Meine Hoffnung, mein Verlangen;
Mein Geliebter hielt mir Wort.

Unter trauten Herzergüssen,
Unter seligen Genüssen,
Unter Liedern, unter Küssen.
Gehn die Tage fort und fort.

Er.

Du, die ich im Herzen trage,
Hochgeliebtes Mädchen, sage,
Sage mir, seit welchem Tage
Gabst du deine Liebe mir?

Sie.

Als du meine Hand berührtest,
Mich zum grünen Garten führtest,
Und mein Haar mit Blumen ziertest,
Ach! da klopfte was in mir.

Immer mußt' ich nun dich grüßen,
Und, als hätt' ich was zu büßen,
Ging ich dann mit schweren Füßen,
Doch ich wußte nicht, wohin.

Er.

Was mit mir sich zugetragen,
Weiß ich selber nicht zu sagen;
Aber Berge wollt' ich tragen,
Seit ich dein Geliebter bin.

Mirta.

Als aus der grünen Hülle
Die erste Rose drang,
Trat, in der Abendstille,
Zur reichen Purpurfülle
Die sanfte Mirta hin und sang:

Du blühst zum schönsten Preise
Des Frühlingstages hier!
Was naht so lind und leise
Sich deinem Schimmerkreise?
Das Abendlüftchen naht sich dir.

Sein zärtliches Verlangen
Läßt nimmer dich in Ruh;
Es streichelt dir die Wangen,
Und will dich zart umfangen;
Du nickst ihm hold und freundlich zu.

Wenn's tief im Haine düstert,
Dann naht es sich vertraut
Der Huld, nach der es lüstert,
Und schwärmt und spielt und flüstert,
Und nennt dich leise seine Braut.

Es bringt dir, wenn die Schwüle
Des Mittags dich verletzt,
Erquickend frische Kühle:
Da steh' ich dann, und fühle,
Wie süß mich solches Spiel ergötzt.

Dann wird's um mich so helle,
Denn Lykon fällt mir ein,
Der munterste Geselle:
Wär' ich an deiner Stelle,
Was müßte dann wohl Lykon seyn?

Wie wollt' ich mich bemühen,
Vor aller Blüt' am Strauch,
Recht schön für ihn zu blühen;
Ich würde röther glühen,
Berührt von seinem sanften Hauch.

Ich würde, wenn er grollte,
Nur freundlicher noch sein;
Und wenn er ausruhn wollte
Von Scherz und Spiel: er sollte
Dann hier im grünen Zelte ruhn.

Und wieder beim Erwachen,
Da sollten Spiel und Scherz
Ihm frisch entgegen lachen,
Recht fröhlich ihn zu machen:
So, Röschen, träumt ein Mädchenherz.

Idola.

Bei Gott, sie ist aus Huld und Licht geboren!
Und Luft aus einem Nachtigallenhain
Ward von den Musen auserkoren,
Ihr erster Athemzug zu seyn!

Da leuchtete die erste Weihestunde;
Und mit ihr kam der Geist der Harmonien,
Der in dem Lächeln auf dem holden Munde,
Wie zartes Rosenlicht, erschien.

Und das Gefühl, das ihrer feinen Seele
Vom Liebesgotte mitgegeben ward,
Erwacht' und glich der jüngsten Philomele,
Die auf den ersten Frühling harrt.

Nun tönt es fort und fort in ihrem Leben,
Wie eine sonnenhelle Lerchenflur,
Um welche nur die sanftern Götter schweben,
Die Friedensgötter der Natur.

Ein Wohllaut in der Welt des Widerstreites,
Ist all' ihr Daseyn Huld und Harmonie;
Und wenn sie liebt: dann setzet sie ein zweites,
Erhöhtes Seyn in Melodie.

Da, wo sie naht, muß jeder Mißton schweigen;
Und selbst die Thrän' an ihrem Huldgesicht
Ist Morgenthau an jungen Rosenzweigen,
Der einen schönen Tag verspricht.

Wer darf in dieser Tagesfülle wohnen,
In diesem klaren Himmelswiederschein:
O selig, seliger, als trüg' er Kronen,
Wird dieser Mann der Liebe seyn!

Idola.

Sie trat daher, und ihre Blicke scheuchten
Das Nebelgrau vom trüben Tage fort;
Ihr Lächeln war ein sanftes Leuchten,
Und heller Geist ihr ernstes Wort.

Aus diesem Wort hab' ich die Gluth getrunken,
Die auf dem Herde meines Herzens glüht,
Und warm und hell aus meinem Geiste Funken,
Und Liedermuth in meine Seele sprüht.

Die Kraft, die Feuerkraft der tiefsten Wahrheit
Sprach wundermächtig meiner Seele zu!
Ihr ganzes Wesen — welche Klarheit,
Voll Leben, und doch so voll Ruh'!

Ich nahte mich mit leisem Zagen,
Da schimmert' es um meine Bahn!
Ihr sanfter Blick hat mich empor getragen,
Mich unbefangen ihr zu nahn.

Ihr sanfter Blick! — o wahrlich! solche Blicke
Sind Mächte, denen Preisgesang gebührt;
Sie bau'n geheimnißvoll die Brücke,
Die Geister zu einander führt.

Und wenn der Schmerz auf dieser Brücke stünde:
Er würde, sanft berührt von Paradieseswehn,
Tief unter sich die Welt der Sünde
In grauen Nebeln schwimmen sehn.

Andenken.

Hier saßen wir im Kühlen,
Vom Rosenzweig' umblüht.
Hier schwelgte das Gemüth.
In seligen Gefühlen,
Bis wir den Silberkahn
Des Halbmonds in der Ferne,

So friedlich durch die Sterne
Herüberschiffen sahn,
Als brächt' er nun dem Kummer,
Der tiefe Schmerzen litt,
Beruhigung und Schlummer
Aus bessern Welten mit.

Und unsre Seelen ließen,
Von keinem Sturm berührt,
Den Zeitstrom sich ergießen,
Wohin ein Gott ihn führt.
Wir frohen Schwärmer flogen,
Als hätten wir das Kleid
Des Staubes ausgezogen,
Auf zur Unendlichkeit.
O, seelenvolle Träume
Begrüßten feierlich
Die stillern Weltenräume,
Wo unsre Geister sich
Dereinst besprechen würden:
Warum so harte Bürden
Die Schulter dir verletzt?
Warum auf diesem Runde

Die schicksalvollste Stunde
Dich feindlich ausgesetzt?
Warum der Schmerz hienieden
Der Unschuld heilgen Schlaf
Und den geweihten Frieden
Erhabner Seelen traf? —

Jetzt rauscht' es in den Zweigen.
Ein Ton der Liebe sprach,
Der, tief verhüllt, das Schweigen
Der Mondnacht unterbrach.
Die Garten-Philomele
Begann den Nachtgesang.
Als innig Seel' um Seele,
Wie Arm um Arm, sich schlang:
Da stand in deinen Blicken
Hell, wie ein Stern, die Lust;
Du sankst an Hehra's Brust
In taumelndem Entzücken.
Ein süßes Nachgetön
Der weihevollen Stunde
Verweilt' auf Hehra's Munde,
Und wie war Hehra schön!

Die dunkle Lock' umwehte
Die helle Stirn so leicht.
Wie um die frühe Röthe
Ein Schattenwölkchen schleicht.
Es leuchtete, wie helle
Begeistrung, ihr Gesicht.
O, dieser heilgen Stelle
Vergess' ich ewig nicht! —
Ihr Menschenstürme ruhtet;
Auf Blumenstellen lag,
Mit Nachtglanz wie umflutet,
Der eingesungne Tag.

Wer wird die Stellen schirmen?
Schon donnern West und Nord
Im wilden Streit, und stürmen
Die arme Menschheit fort,
Daß sie verwüstet werde.
Verwüster! haltet ein,
Und gönnet doch der Erde,
Ein Paradies zu seyn!
O, Paradiese schaffen
Ist mehr, als Glück der Waffen!

Euch ward dazu die Kraft,
Ihr hohen Völkerhirten! —
Ein Kranz von heilgen Myrten
Dem, der das erste schafft!

An B.

Wunderbar ist Staub und Sinn verkettet!
Von der Menschenhoheit bis zum Strauch,
Wo der Wurm sein Blumenlager bettet,
Athmet Sinn, und wehet Lebenshauch.
Was den Menschen vom Versinken rettet,
Rettet das den Wurm nicht auch?

Selbst die zarte Rose schauert,
Wenn der Tod in ihre Blätter greift;
Sieh doch, wie sie, halb schon abgestreift,
Ihrem End' entgegen trauert!

Jener kleine Busen voll Gesang
Deine Lerche, fühlet zarten Drang,

Wenn sie, liebend, hingetrieben,
Mitten unter deine Musen schlüpft.
O! sie muß, sie muß ja dich erst lieben,
Eh' sie deiner Hand entschlüpft!.

Welch ein Huldsinn, der an dich sie kettet!
Welch Vertrauen! welche Zuversicht!
Wer den Menschen vom Versinken rettet,
Rettet der dieß holde Wesen nicht?

Ja, er rettet! — Aus dem niedern Moose
Wird empor ein junges Leben blühn,
Um die Unschuld wird der Geist der Rose
Ein verklärtes Lächeln ziehn.
Deine Sängerin trägt ihre Lieder
In die Myrten einer schönern Flur;
Dir entgegen flattern wird sie wieder
Von dem Schooß der lieblichern Natur.

Nachtlied.

Der Wald verklang!
Mein Nachtgesang
Erhebt sich, wie auf Lerchenflügeln,
Und schwebt im Duft
Der frischen Luft
Von thaubesprengten Rosenhügeln.

Hier schläft die Flur;
Die Welt=Natur
Strahlt herrlich dort im Sterngewimmel,
Und malt sich hell
Im klaren Quell,
Wie ein entzückter Traum vom Himmel.

Die Weltenpracht
Der großen Nacht
Gleicht einem blütenreichen Baume;
Sein Blütenkranz
Streut Licht und Glanz
So weit umher im dunkeln Raume.

Entfleuch, o Herz,
Dem Erdenschmerz!
Der Gott, der Licht und Dunkel gattet,
Der ist dir nah;
Du wandelst ja,
Wo dich sein Lebensbaum beschattet.

Die Zeit erschien,
Da pflanzt' er ihn
In's Dunkel seiner Ewigkeiten,
Und ließ so weit
Die Herrlichkeit
Der goldnen Zweige sich verbreiten.

Wie feierlich
Die Zweige sich
Zu meiner lieben Gegend senken!
Dahin, dahin,
Wo Freundessinn
Und zarte Liebe mein gedenken!

Was mich umgiebt,
Und fern mich liebt,

Die Seelen all', an die ich glaube,
Dort oder hier:
Sie ruhn mit mir
Im Schatten einer Sternenlaube.

Und wer das Land
Der Ruhe fand,
Nur wechselt er die Laubenstelle;
Er trinkt auch dort
Noch fort und fort
Mit uns aus einer Lebensquelle.

Trost in Briefen.

Hervor, ihr seelenvollen Klänge,
Die mir die holde Freundin sang!
All' ihre Briefchen sind Gesänge,
Sind ihres Herzens Wiederklang.

Was ihrem Geist entfließt, sind Melodieen,
Die zart, wie Duft, und klar und schön,
Den Schwänen gleich, durch meine Seele ziehen,
Hoch über Welt und Zeit mich zu erhöh'n.

Kaum sanken hier zur Ruh' die Stürme nieder,
So fahren sie schon dort im wilden Chor,
Wie schwarze Rachegeister, wieder
Aus ihrer finstern Ruh' empor!

Tief, tief verhüllen sich die guten Sterne;
Hin zum entlegnen Himmel flieht die Ruh';
Die Lüfte wehn mir aus der Ferne
Das Wehgeschrei der Menschheit zu.

Mit Nachtgewölk' ist meine Seel' umhangen;
Mein Herz, vordem ein lichtumfloss'ner Wald,
Durch den die frohen Töne klangen,
Ist dunkel nun, und stumm, und kalt!

Und wenn ich in die Einsamkeit mich rette,
Wo ich des Hirten Liebe sang:
Dann frag' ich mich: Ist das die Musenstätte,
Wo meine Liederwelt verklang?

Nur ihr, ihr Briefe, werdet nie verhallen,
Wenn längst kein Liederfest mehr meinen Hain verschönt;
Ihr seid darin die Nachtigallen,
Aus denen fort und fort ein schöner Frühling tönt.

Hervor, ihr seelenvollen Briefe!
Euch ruf' ich an: Laßt von dem Grau'n
Der bösen Zeit mich in des Herzens Tiefe,
Wo Gott und Engel wohnen, schau'n!

Frühlingsankunft.

Ihr Gramgedanken, ihr Gespenster
Der Seelennacht, hebt euch hinweg von hier!
Der Frühling schauet in mein Fenster,
Mit grünen Zweigen winkt er mir!

Erwacht mit seinen Nachtigallen,
Erhebt er sich in seinem vollsten Glanz,
Und läßt auf jeden schäferlichen Tanz,
Die hellsten Blüten niederfallen.

Von Blumenspuren trieft sein Tritt;
Es tönt der Wald, der tausendstimmig singet:
„Gegrüßt sey, der da kommt! Er bringet
Ein großes Fest der Liebe mit!“ —

Die Zweige schmücken sich zu Festaltären,
Wo, was sich liebet, sich vereint.
Seht, jede Blume glänzt von Zähren
Der Freude, die Aurora weint.

Ihr Stimmen, preist mit mir den Wonnegeber,
Der keine Stelle dunkeln läßt,
Der selbst die ernste Ruh' der Gräber
So hell bekränzt, wie unser Fest.

Durch Blumen wandeln heil'ge Manen
Um ihre letzte Erdenspur,
Und uns ergreift lebendiger das Ahnen
Von einer höhern Lenznatur.

So knüpfen tausend, tausend Kränze
Dieß schöne Erdenvaterland
An jene Paradieseslenze,
Die uns den Blumengott gesandt.

Das verschwundene Paradies.

Ein Raum, zum Knabenspiel erlesen,
War mir so freundlich und so lieb;
Ein Paradies, wo ich das Wesen
Der Freude recht von Herzen trieb.
Hier sah ich das Gesicht der Freude
Vollauf, in jeder Rose glühn;
Hier sah ich Nelk' und Veilchen blühn
Und lieblich duftendes Gestäude;
Der ganze Raum war frisch und grün.
Ich wandre jetzt dahin, und suche
Mein holdes Blumenleben auf:
Da find' ich eine stolze Buche,
Die schwang sich breit und hoch hinauf.
Im Schatten ihrer Zweige starben
Die Pflanzen alle, groß und klein!
Verschwunden ist mein Blumenhain,
Mit aller Fülle seiner Farben!

Wo sich ein großer Stolz erhebt,
Da muß das Holde, Sanfte räumen;
Ihr Blumenvölkchen, wo ihr lebt,
Bewahr' euch Gott vor großen Bäumen!

Gesellschaftslied.

Keine Kränze trägt die Hore,
Die der Thräne Thau begießt!
Mißmuth horcht am dunkeln Thore,
Das die Zukunft uns verschließt.
Herein in das offene Leben!
Und laßt das verschlossene Haus!
Die Thränen — was mögen sie geben?
Sie löschen den Funken der Freude nur aus.

Chor.

Sie löschen den Funken der Freude nur aus!
Wer mit allem Thun und Sinnen
Immer in die Zukunft starrt,

Wird die Zukunft nicht gewinnen,
Und verliert die Gegenwart.
Und wenn ihr die Zukunft erriethet:
Ihr fändet auch dann eure Qual.
Nehmt an, was das Leben euch bietet,
Und lebet der Freude! Man lebt nur einmal.

Chor.

O, lebet der Freude! Man lebt nur einmal.

Thätig seyn, und froh genießen,
Seines Heiles Ueberfluß
Einem Freunde aufzuschließen,
Ist ein doppelter Genuß.
Die Blumen, dem Freunde gestreuet,
Vermehren der Seligen Zahl.
Wer froh mit dem Freunde sich freuet,
Der Glückliche lebet, er lebet zweimal.

Chor.

Der Glückliche lebet, er lebet zweimal.

Doch ein stiller Engel waltet,
Der uns kaum gewähren läßt.

Stunden zählt er: darum haltet,
Haltet ja das Heilge fest!
Was wird für das Leben dem bleiben,
Der achtlos Minuten verstreut,
Die flüchtige Zeit zu vertreiben?
Es treibt sich wohl selber die fliehende Zeit!

Chor.

Es treibt sich wohl selber die fliehende Zeit!

Der Trinker.

Sollt' ich mich mit Grillen plagen?
Meine Weisheit sey fortan,
Alles in den Wind zu schlagen,
Was den Frohsinn stören kann.

Daß der Frohsinn frei mich finde,
Tragt an einen wüsten Ort,
Tragt, ihr ausgelassnen Winde,
Meine Sorgen mit euch fort!

Sorge heißt die böse Sieben,
Die das liebe Leben quält.
Treu will ich die Flasche lieben,
Bleibt nur sie mir treu vermählt.

Andre mögen Gold erstreben,
Und der Ehre schnöden Sold!
Nichts befleckt so sehr das Leben,
Als der Durst nach Ehr' und Gold!

Komm dann, liebe, volle Flasche,
Die mir immer Frieden gab,
Von der heitern Seele wasche
Jeden solchen Flecken ab!

Nur nach Weine will ich dürsten!
Leben ist ein kurzer Schmaus!
Reichsprälaten, Helden, Fürsten,
Alle, alle lach' ich aus!

Trinklied.

Weg, ihr eiteln Träume!
Laßt uns fröhlich sein!
In den Bechern schäume
Hell der goldne Wein!
Magst du dann verschwunden,
Goldnes Alter, seyn,
Glänzen goldne Stunden
Nur in unserm Wein!

Geist und Herzensgaben,
Witz und Fröhlichkeit,
Licht und Wahrheit haben
Unsern Bund geweiht.
Feind dem falschen Scheine
Wollen wir denn seyn;
Wahrheit ist im Weine,
Darum trinket Wein!

Haben wir getrunken:
Dann erglüht das Hirn,
Und es sprühet Funken
Die verklärte Stirn.
Weg mit falschem Scheine!
Licht soll mit uns seyn!
Licht ist in dem Weine:
Darum trinket Wein!

Frohgefühle saugen
Wir beim Trinken ein!
Seht, wie holde Augen,
Glänzet unser Wein,
Lieblich anzuschauen!
O das mahnt an sie,
An die holden Frauen!
Leben sollen die!

Unsre Gläser klingen
Heller an für sie!
In das Leben bringen
Sie erst Harmonie.

Stunden, die uns drücken,
Mildern sie so zart;
Reich und lieblich schmücken
Sie die Gegenwart.

Forscht nicht ungeduldig,
Was die Zukunft beut:
Nichts ist sie uns schuldig,
Als ein bloßes Heut'.
Wird das einst erwachen:
Für so manches Fest
Wollen wir d'raus machen,
Was sich machen läßt!

Fern sei denn die Ferne!
Unser Frohsinn glaubt
An die nächsten Sterne,
Ueber unserm Haupt.
Was die andern geben,
Kommt uns unerfleht:
Laßt das Heute leben,
Wie es geht und steht!

Frisch, wie neu geboren,
Macht uns solcher Wein.
Alles leb'! auch Thoren
Schließen wir mit ein.
Laßt die Narren leben!
Machen sie sich breit:
Immerhin! sie geben
Stoff zur Lustigkeit!

Aber nicht zum Hassen;
Lieber sey hinfort:
Leben, leben lassen,
Unser Losungswort!
Trinket Saft der Reben,
Der die Laun' erhellt:
Leben soll das Leben,
Und die ganze Welt!

Hoffnung.

Hoffnung ist ein Morgenschimmer,
Er ergießt ein goldnes Licht;
Doch der goldne Tag kommt nimmer,
Den der frühe Glanz verspricht.

Hoffnung ist ein Blütengarten,
Welchen Zauberluft durchstreift,
Wo die Frucht, so wir erwarten,
Immer lockt und nimmer reift.

Traue nicht dem Feenlande,
Wo Fortuna's Gottheit thront,
Die mit Hohn und Unbestande
Ihren Gottesdienst belohnt.

Traue nicht der Glanzverklärung,
So ihr Traumgebiet verschönt,
Wo sie mehr uns durch Gewährung,
Als durch Weigerung verhöhnt.

Ja! die falsche Göttin wendet
Schnell und leicht die Kugel um:
Und in eine Wildniß endet
Plötzlich dein Elysium.

Weg mit schmeichelnden Entwürfen!
Falschen Freunden sind sie gleich!
Was uns mangelt, nicht bedürfen,
Macht die ärmste Hütte reich.

Um des Glückes vollste Gaben
Flattert der Begierden Schwarm:
Dieser — laß ihn alles haben —
Macht den reichsten Pallast arm.

Sorgen, diese Nachtgespenster,
Fliehen nicht den Pallastsaal;
Ruhe schwebt am Hüttenfenster,
In des Mondes leisem Strahl.

Mögen Jugendphantasieen
Zu dem eitlen Schimmerlicht
In das Land der Träume ziehen!
Reifen Seelen ziemt es nicht.

Reichlich säen, mäßig hoffen:
Dieser freie, frohe Sinn
Erntet — wenig nur getroffen
Von Verlusten — viel Gewinn.

Lebensgebrauch.

Ja! die Zeit pflückt alle Blüten,
Die der Baum des Lebens trägt,
Wenn die Sorge sie nicht pflegt;
Und kein Gott mag das vergüten,
Was mit unserm Lenz entflieht,
Der so schnell vorüber zieht.

Alles, alles welkt vergebens,
Tauben Blüten gleich, dahin!
Edelthat nur ist Gewinn,
Ist die Frucht am Baum des Lebens.
Unser innres, beßres Seyn
Lebt von dieser Frucht allein.

Wer den wilden Zorn bezwungen,
Sanft für Recht und Wahrheit spricht;
Wer sein Brod dem Armen bricht,
Wer dem Kranken Linderungen,
Und dem Kummer Trost verschäfft:
Ja, mit dem ist Gottes Kraft.

Heil dem Edeln, der vom Falle
Seinen Menschenbruder hebt,
Welches Glaubens er auch lebt!
Gottes Menschen sind wir Alle;
Und in Gottes weitem Reich
Ist der Mensch dem Menschen gleich.

Alle rief mit einem Rufe
Seine Huld, ihm zu vertraun.
Willst du in den Himmel schaun:
Tritt auf die erhabne Stufe,
Wo die Trennungsschranke fällt,
Die uns auseinander hält!

Duldung.

Von Meinung nichts! — von freien Edelthaten
Soll unter Brüdern noch allein die Rede sein!
Das Land sei, wie es will; gedeihen nur die Saaten:
So wollen wir der Frucht uns freun.

Die Tugend trägt, hoch über das Getümmel
Der Erde, frei empor ihr göttliches Gemüth,
Die ruhig zweifelt, ob in irgend einem Himmel
Ein Kranz für ihre Schläfe blüht.

Es blüht ein Kranz! — Ihr muß er zwiefach lohnen;
Ihr half kein Gott; sie trug dieß Leben ganz allein.
Es fodert Göttermuth, dieß Leben zu bewohnen,
Und keinen Himmel anzuschrein.

So wollet dann einander gern erlauben,
Zu sehn, was jeder sieht! Dem seltnen, großen Geist
Erlaubt, ein Gott zu seyn, und keinen Gott zu glauben,
Zu leugnen, was er uns beweis't.

Die Welle.

Wohin, du trübe Welle?
Wohin, mit solcher Schnelle,
Als trügst du einen Raub?

„Ich bin des Lebens Welle,
Befleckt mit Uferstaub;
Ich eil' aus den Gewühlen
Des engen Stromes weit
Zur Meerunendlichkeit,
Um ab von mir zu spülen
Den Uferschlamm der Zeit."

An Sidonia.

Kalte Schneegewölke rollen
Ueber den erstarrten Hain.
Sagt mir, was die Veilchen sollen?
O Sidonia, sie wollen
Gern sich in dein Leben streun;

Wollen dort zu Geistern werden —
Gleich den Geistern bessrer Erden,
Die kein Bösewicht durchwühlt —
Um mit dir sich zu verschwistern,
Und dir immer zuzuflüstern,
Was für dich die Freundschaft fühlt.

Der Kampf.

Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesstürmen stritt? —
Mir ist ein Herz mit seinen Wunden
Mehr werth, als eins, das niemals litt.

Der lange Tag.

Bei langen Tagen wird es schnell,
Bleibt auch bekanntlich lange hell;
Bei unserm Landtag ist die Frage:
Wann wird es endlich hell in diesem langen Tage?

Die reinste Freude.

Durchschaut das ganze Luftgebiet:
Kein Paradies für Engel!
Was diese Erd' einmal erzieht,
Hat auch der Erde Mängel.

Nur eine Freud' ist unbefleckt;
Und diese Seelenweide,
Die schon nach Himmelswonne schmeckt,
Heißt Freud' an fremder Freude.

Der Pfau und die Krähe.

Zu einem Pfau sprach eine Krähe:
„Was magst du dich doch in der Sonne drehn!
Wenn Ein Mal nur dein Blick auf deine Füße sähe:
So würde dir der Stolz vergehn,
Mit welchem du die Federnspiegel
Des Schweifes aus einander spannst.“ —
„Besieh,“ versetzt der Pfau, „doch deinen grauen Flügel,
Wenn du — vor dir — dich sehen kannst!
Das, was dein Aug' an Andern sahe,
Wird Andern nicht an dir entgehn.
Wir stehn uns selber viel zu nahe,
Um unsre Fehler selbst zu sehn.“

Der Hofmann und der Esel.

Nicht weit von Nero's Sitz, in einer Landschaftsscene,
Lag eine Mühl' am Bach in einem Fürstenhain;
Da gingen Herrn vom Hof und Esel aus und ein:
Die trugen Säck' umher, und goldne Schlüssel Jene.
Ein Esel kommt des Wegs daher,
Begegnet solchem Herrn, und fängt nun an, zu klagen:
„Warum, o Zevs, hat Unsereins so schwer,
Und Jener dort so leicht zu tragen?"
Der Hofmann, den des Fürsten Laune drückt,
Wagt's, leise sich in's Ohr zu raunen:
„Wahrhaftig, dort das Thier ist mehr, als ich, beglückt!
Es trägt doch Säcke nur, und keine Fürstenlaunen!"
Zevs hört des Esels lautes Schrein,
Des Hofmanns heimliche Beschwerden,
Und spricht zum Hofmann: „Gut! du sollst ein Esel seyn!"
Zum Esel: „Sollst ein Hofmann werden!" —

Der neue Esel war an's Kriechen sehr gewöhnt;
Bei Hof erwarb das Huld, bei'm Müller aber Schläge;
Allein der neue Hofmann stöhnt,
Daß er nun kriechen muß — und schilt auf krumme
Wége.
Kurz, Jeder wünscht sich, in das Amt,
Das er verließ, zurück zu treten.
Zeus aber zürnt: „Ihr seyd verdammt,
So glücklich nun zu seyn, wie ihr es euch erbeten."

Das Privilegium.

Der Vogel Zeus, der, wie ihr wißt,
Der Großsultan der Vögel ist,
Hatt' einen Landtag ausgeschrieben.
Die Vögel kamen all' herbei;
Und ward auch wohl nicht viel betrieben:
So gab es doch viel Schmauserei.
Mitunter wurden dann auch Klagen
Dem hohen Sultan vorgetragen.

Es war ein Sprosser, der begann;
Hart klagte der die Monodramen
Des unbescheidnen Kuckuks an.
„Der Kuckuk schreit," so hub er an,
„Bis zum Betäuben, seinen Namen
Im ganzen, weiten Wald herum.
Erhabner Adler, mach' ihn stumm!
Wir Alle hören lieber Raben,
Als diesen Narrn, den Wald durchschrein." —
Der Adler sprach: „Ein Narr zu seyn,
Die Freiheit muß ein Jeder haben!"

Die Fliege und die Biene.

Zur Biene sprach die Fliege:
„Sag mir, warum man dich
Auf keinem deiner Züge
Verfolgt und jagt, wie mich?
Ich glaube, könnt' ich stechen,

Und mich so scharf, wie du,
An meinen Feinden rächen:
Man ließ' mich auch in Ruh'."
„Du irrst!" versetzt die Biene,
„Was mehr, als alles, mich
In Schutz nimmt, ist, daß ich
Dem Eigennutze diene."

Die entscheidende Frage.

Zwei Hähn', aus Welschland her, nicht eben große
Denker,
Nur Schreier, gingen stolz auf einem Hof herum;
Sie schrien, als wohlversuchte Zänker,
Doch keiner schrie den andern stumm.
Der eine schilt den andern: „Schreier!"
Und dieser, mit nicht minderm Feuer,
Erwiedert kräftig jedes Wort.
So zankten sie dann fort und fort;
Ihr Wechselhaß wuchs alle Tage.

Am nahen Teiche hob sein Haupt ein Schwan empor;
Dem trug der eine Hahn nun seine bittre Klage,
Voll fremder Schuld und eigner Unschuld, vor.
„Hochweiser Schwan, es treibt ein böser Widersprecher
Mich zur Verzweiflung und zu dir.
Sieh, jener Hahn ist ein verruchtes Thier,
Er schreit mich todt! bei'm Jupiter, dem Rächer!
Entscheide zwischen ihm und mir!" —
„Ja!" spricht der Schwan, „dein Feind hat schlimm an dir verbrochen;
Ich will dir sagen, wie du siegst;
Nur sage mir zuvor: hat er auch widersprochen,
Der böse Schreier, wenn du schwiegst?"

Der friedliche Löwe.

Ein Löwe, der sich weit umher getrieben,
Und manchen Krieg geführt, kam zu sich selbst, und fing
Auf einmal an, den Friedenssinn zu lieben.
Das ist bei Königen der Thier' ein seltnes Ding,
Weil's ihnen, wie wir Alle wissen,
An dem Gefühl für Recht und Pflicht,
An etwas Ewigkeit zu guten Friedensschlüssen,
Und an dergleichen mehr gebricht.
Doch unser Löwe war entschieden,
Selbst ruhig, Ruhe zu verleihn.
Allein, wo findet er den Frieden?
Da, wo Vernunft ist, muß er seyn.
Der Löwe geht. Auf seinem Gange
Begegnet ihm ein Mensch, der zwischen Krücken geht,
Und, weil er sieht, wer kommt, erschrocken stille steht.
Der Löwe ruft ihm zu: „Vor mir sey dir nicht bange!

Nimm meinen Gruß! Ich bin ein Wandrer, so wie du.
Ich wanderte dort aus von meinen Thieren;
Du sollst mich zu den Menschen führen:
Den Frieden such' ich und die Ruh'."

Der Wandrer spricht: „Du kommst so eben recht; wir gehen
Zusammen nach der Stadt, die über jene Höhen
Mit ihren stolzen Thürmen ragt.
Du wirst dort große Dinge schauen;
Da werden, wie die Zeitung sagt,
Viel weise Herrn an einem Frieden bauen,
Um ihn der Ewigkeit zu weihn.
Mir freilich kostet er ein Bein,
Der heilige Vertrag, den jene Herren gründen!
Ja, was du suchst, kannst du im Schooß der Menschen finden.
So sey uns denn in unsrer Welt gegrüßt,
Die, wenn nicht ewigen, doch ewig Frieden schließt."
Der Löwe schien dabei nichts Gutes zu empfinden;
Er brummt', und ging mit finsterm Blick
In seinen wilden Wald zurück.

Die beiden Bäche.

Zwei nachbarliche Bäche
Durchwallten eine Flur;
Der eine zog sich nur
Ganz leise durch die Fläche;
Doch, troz dem stillern Lauf
Der kleinen, sanften Welle,
Warf er, an mancher Stelle
Des Ufers, Gold herauf.
Hin über nackte Kiesel
Zog stürmend, wie die Wuth,
Das tönende Geriesel
Der nachbarlichen Fluth.
Und diese rief der Nymphe
Des stillern Baches zu:
„Kaum sind die faulen Sümpfe
Noch schweigender, als du.

Horch, wie den Felsterrassen
Mein Silberschaum entrollt!" —
„Ich hör' es" — spricht gelassen
Die Nymph', und wäscht ihr Gold.

Revolution der Thiere.

Der König Löwe hatte lange
Sein Volk regiert, als unerhört
Und plötzlich sich, mit Sturm und Drange,
Das Thierreich gegen ihn empört.
Verkündet wurde nun den Thieren
Durch eine jauchzende Musik,
Kein König werde mehr regieren,
Das Thierreich sey nun Republik.
Vernichtet werden alle Großen,
Die Kleinen nebenher beraubt,
Der Löwe wird vom Thron gestoßen,
Vom Rumpf ihm das gekrönte Haupt,
Daß alles gleich und eben werde,
So mähte hier und mähte dort

Die Gleichheitssichel von der Erde
Die höhern Köpfe rüstig fort.
Und bald ward alles flach und eben, —
Nichts Hohes ragte mehr empor;
Doch stürmte noch durch's flache Leben
Der wilde Aufruhr nach, wie vor.
Und in den wilden Bürgerstürmen
Schwingt sich ein kleiner Tiger auf,
Und dringt, als Held den Staat zu schirmen,
Den Thieren sich als Schutzherr auf.
Herr Braun, der Fuchs, hält eine Rede:
„Errungen," spricht er, „ist das Loos
Der Freiheit durch die größte Fehde,
Und unser Schutzherr ist zu groß,
Um sich zur Tyrannei zu neigen.
Nie wird der Freiheit edler Sohn
Zu einem Throne niedersteigen.
Wo steht so hoch, wie er, ein Thron?"
Der Tiger schleicht nun leis' und leiser,
Nachdem er Widerstand erfährt,
Bis er sich öffentlich zum Kaiser
Der Thiere, nicht des Reichs, erklärt. —

Nun wieder Braun, der sehr erhaben
Des kleinen Tigers großen Geist,
Und seine hohen Herrscher-Gaben
Und seine sanfte Mordsucht preis't:
„Wohl," spricht er, „darf der Blick sich weiden
Am Schauspiel, das der Consul gab:
Er steigt von seiner Höh' bescheiden
Zu einem Kaiserthron herab.
Er will nur Herr der Thiere heißen,
Und, wie der Titel schon verspricht,
Wird er die Thiere nur zerreißen,
Allein das Reich der Thiere nicht.
Er will, ihr sollt ihn dazu zwingen!"

Nun eilte man in's Prunkgemach,
Die Kron' ihm flehend aufzubringen;
Die Wölfe trieben hintennach.
Brauns Rede schloß nun sehr erhaben:
„Ihr Wölfe, schließt um ihn den Kreis!"
Die Thiere bückten sich, und gaben
Geduldig ihre Bälge preis.

Die Wölfe durften ihn vergöttern,
Nur rauben nicht aus eignem Drang;
Der Raub war sein, den er mit Vettern
Und Basen gnädiglich verschlang. —

Das Vorrecht.

Der große Thiersultan hielt Landestag — das heißt:
Es müssen sich dem Thron die Landesstände nahen,
Um, was der Herrscher will, verstummend zu bejahen.
Ein jeder fühlt, wozu ihn seine Pflicht verweis't;
Doch wer vor dem Gebot sultanischer Entwürfe
Zuerst sich neigen und verstummen dürfe —
Darüber sprach man fast republikanisch dreist,
Mit freiem Untersuchungsgeist.
In Ueberlegung wird sogleich der Rang genommen;
Da zanken sich nun Ja und Nein;
Und endlich war man übereingekommen:
Das schönste Thier soll auch der Erste seyn!

Der Affe stellt sich dar — und alle Thiere lachen,
Erschüttert hat er oft des hohen Sultans Leib;
Ein Affe weiß viel Spaß zu machen,
Und ein Monarch, der eben wachen,
Und sanft regieren will, verbraucht viel Zeitvertreib.
Da brummt ein ernster Bär: „Fort mit dem grauen Affen!
Hat die Natur nicht selbst für häßlich ihn erklärt?“
Doch plötzlich schweigt er still, wie vor gezückten Waffen,
Als der Monarch empor von seinem Sitze fährt.
„Was,“ spricht die Majestät, „hat hier Natur zu schaffen?
Wer hat den Einfluß ihr in unser Reich gewährt?
Zum schönsten Thier erklären wir den Affen!
Die Schönheit sey ein Recht, das wir,
Als Vorrecht jedem Affenthier,
Kraft unsres Machtspruchs, anerschaffen!“ —
Der Bär entfernte sich, und brummte still dabei:
„Den Vorzug giebt Natur, das Vorrecht Tyrannei.“

Der welsche Hahn und der Schwan.

An einem Teich, auf einem Hügel
Von Schutte, stand ein welscher Hahn,
Und lärmt' und trat in seine Flügel.
Still auf dem Teiche zog ein Schwan.
„Du, guter Freund, dort im Gewässer,"
Ruft jener laut dem Schwane zu,
„Schau her, ich bin so groß, wie du,
Vielleicht auch wohl ein wenig größer!"
Mit edelm Stolze spricht der Schwan:
„Breit ist nicht groß, mein lieber Hahn."

Die Ameise.

Der Regen floß den Berg herab,
Und drohet einem Ameishaufen
Mit Ungestüm ein nasses Grab:
Da kommt ein Ameislein gelaufen,
Und schleppt sich mühevoll und schwer
Mit einem Halm von Stroh daher,
Den Lauf der bösen Fluth zu hemmen.
Es müht und quält sich ab; allein
Nicht säumt die Fluth, das Ameislein
Sammt seiner Burg zu überschwemmen.

Wie's hier dem Ameislein erging,
Wird's auch dem weisen Mann ergehen,
Der durch Mandat sich unterfing,
Den Strom der Zeit zurückzudrehen.

Fragment.

Wir lassen Wahn und Trug das Wahr' und Falsche
mischen;
Vergängliches nur kann vergehn;
Das Göttliche wird immer zwischen
Vernunft und reinem Sinne stehn.
„Aber doch — es muß empören,"
Rief ich zürnend, „so zu sehn,
Wie sich Wahn und Trug verschwören,
Rückwärts unsern Gang zu drehn!" —
Das soll, sprach mein Gefährt', dich nicht so sehr empören.
Vergebens waffnet sich des Wahnes eitler Grimm,
Das Reich der Wahrheit zu zerstören.
Laß uns ein schlichtes Gleichniß hören!
Das tröstet uns vielleicht. Vernimm!

Um nach der Arbeit sich zu laben
Am heiligen Naturgenuß,

Saß, ernst und sinnend, Johann Huß
Am Moldaustrom mit einem Knaben.
Ein Sturm beginnt, und scheint den Fluß
Mit Allgewalt zurück zu treiben.
Der hocherstaunte Knabe sieht,
Daß jede Welle rückwärts flieht.
„Wer,“ ruft er, „mag dem Sturme wehren?
Er zwingt den Strom, zurück zu kehren!“
Der Weise spricht: „Mein gutes Kind,
Das scheint so; laß du dich nicht irren!
Was auch des Sturmes Wuth beginnt:
Die Wellen mag er nur verwirren,
Zurück drehn einen leichten Kahn:
Der Strom in sich nimmt keine Kunde
Von einem hemmenden Orkan;
Es bricht die Fluth im tiefern Grunde
Sich, trotz dem Sturmwind, ihre Bahn.“

Was meinst du, sprach nun mein Begleiter,
Mein Gleichniß hat wohl Recht? Laß du den Sturm verwehn:
Den Gang der Menschheit wird er nimmer rückwärts drehn.

An

die ländliche Phidile.

Fragst du nach dem Stadtgepränge?
Phidile, beneide nicht
Dieses fluthende Gedränge,
Das nichts hält und viel verspricht!

Dort im Prunk des stolzen Glanzes
Schleicht die Bosheit, und zerschlägt
Frech die Liljen eines Kranzes,
Den die Stirn der Unschuld trägt.

Und die Weisheit, die den Frieden,
Den sie lehrt, so oft vergißt,
Zeigt nur, daß die Welt hienieden
Eine Welt des Streites ist.

Laß die stolzen Streitgenossen,
Die so ernsthaft thöricht sind!
Deine süßen, kleinen Possen
Sind mir zehnmal lieber, Kind.

Fragst du nach der Tempelfeier?
Jene Weisheit macht uns frei,
Lehrt uns, daß dem Kinderschleier
Längst der Mensch entwachsen sey.

Tempelhallen stehn verödet,
Ihrer Heiligkeit beraubt;
Alle Kunst der Suada redet
Kraftlos, wenn das Herz nicht glaubt.

Sieh, dein Tempel sind die Linden,
Wo du sinnend mir erschienst;
Und, in Einfalt Gott empfinden,
Ist dein schönster Gottesdienst.

Sey du eins mit deinen Bäumen,
Eins mit Luft und Sonnenschein!
Und mit allen deinen Träumen
Hülle dich in deinen Hain!

Maigesang.

1786.

Der Greis des Silberhaares,
Der Winter, sank in's Grab;
Der Jünglingstraum des Jahres,
Der Frühling, lös't ihn ab.
Er zieht, von Melodieen
Der jungen Freud' umhallt,
In goldnen Phantasieen
Durch den bekränzten Wald.

Es flüstern leise Weste
Mit jedem Halm der Flur
Vom großen Liebesfeste
Der bräutlichen Natur.
Sie wird den Lenz umfangen —
O! diese Wonne bricht
Hervor auf ihren Wangen,
Wie heitres Morgenlicht.

Zum Tanz begeistern Laute
Der Seligkeit den Bach;
Im Moos', im kleinsten Kraute
Wird stiller Jubel wach.
O fühlt, was in den Quellen
Nach Finkenschlägen tanzt,
Und auf geheime Stellen
Der Liebe Myrten pflanzt!

O fühlet, fühlt die Freude,
Die jeden Strauch belebt,
Und über Feld und Haide
Mit Lerchenjubel schwebt!
Sie ist ein Kind der Liebe,
Der Liebe, welche tief
Aus Nächten das Getriebe
Der Morgensterne rief;

Die seliges Frohlocken
In stumme Wälder haucht,
Und Hyazinthenglocken
In's Blau des Himmels taucht.

Es töne laut: Willkommen!
O Freud', um deinen Pfad!
Sey festlich aufgenommen,
Wo deine Gottheit naht!

Still, jedes Rauschgetümmel,
Wohin dein Wandel tritt!
Du bringst aus deinem Himmel
Den sanftern Himmel mit,
Voll Unschuld, wie die Jugend,
Die du in Tänzen übst.
Wir brauchen wenig Tugend,
Wenn du uns Unschuld giebst.

Das Echo,

oder

Alexis und Ida.

Alexis.

Der Sonntag.

Hin zur Sonntagslust gegangen
Bin ich noch mit heiterm Blick;
Doch ich kam so unbefangen,
Als ich hinging, nicht zurück!
Wenig mag ich nun noch taugen,
Schweigend sitz' ich, wie der Gram!
O, das ganze Unglück kam
Von zwei hellen, blauen Augen!

Oft hab' ich hinein gesehen,
Auge war es, was ich sah;
Aber nimmer ist geschehen,
Was am Sonntag mir geschah.
Liederreich, wie Philomele,
War mein heller Jugendtag:
Sieh, da traf, wie Blitz und Schlag,
Ida's Blick in meine Seele.

Ach! nun treibt's in mir und dringet,
Bin so träumend und so wach;
Denn der ganze Sonntag klinget,
Mir in Ohr und Herzen nach.
Sagt mir, habt ihr je empfunden,
Was ein Tag, ein Sonntag kann?
Sicher war's ein Zaubermann,
Der den Sonntag hat erfunden.

Nein! ich weiß — wenn ich mich frage —
Weiß nicht, was ich will und soll?
Und mein Herz, seit jenem Tage,
Ist so leer und doch so voll.
Viel hat mir der Tag genommen,
Ruhe nahm er, gab mir Schmerz;
Dennoch wünscht geheim mein Herz:
Möcht' er doch bald wiederkommen!

Ich vernahm von einem Munde,
Den man weise nennt und klug:
Sanfter heile manche Wunde
Durch das Wesen, das sie schlug.

Kann mir Hülfe nur geschehen,
Wo ich so verwundet bin:
Nun so muß ich wieder hin
Zu dem Sonntagsfeste gehen.

Ida.

Der Tanz.

Wie war das Sonntagsfest so schön!
Ich liebe die fröhlichen Tänze,
Das Flattern der festlichen Kränze,
Und lustiges Flöten= und Hörnergetön.

Der Sonntagstanz war immer schön;
Doch weiß ich, so schön wie der letzte,
War keiner, der je mich ergötzte,
Und froher klang nimmer das Flötengetön.

Ich war so leicht, ich war so froh;
Da winkten sich nickende Grüße,
Da tanzten die Herzen und Füße;
Doch, Schwester, das endete, leider! nicht so.

Ein Hirt der nachbarlichen Flur,
Alexis — der zog mich mit Schweigen
So sanft und so siegend zum Reigen:
Da war's, wie ein Strahl, der durch's Leben mir fuhr.

Ich sah den Tanz nicht, sah nur ihn:
Ihm war das auch gar nicht zuwider;
Da schlug ich die Augen dann nieder,
Da konnte mein Blick nicht dem seinen entfliehn.

Der frohe Tanz war bunt und kraus,
Durchjubelt von lustigen Scherzen;
Mir klopft' es umher in dem Herzen,
Als wär' was drinnen und wollte heraus.

Dann stieg es heiß mir in's Gesicht;
Nun konnt' ich die Furcht nicht ersticken,
Es möcht' aus den Augen dort blicken:
Drum senkt' ich sie nieder, und mied nur das Licht.

Die Schaar ging frei und leer nach Haus;
Mir blieb in dem Herzen was hangen,
Das fühlt sich, wie Furcht und Verlangen;
Da klopft es nun, Schwester, und will nicht heraus.

Ida.

Das Bild im Spiegelteiche.

Oft hab' ich mich im Teich besehn,
Mit meinem Mädchenkranze,
Und nimmer fand ich mich so schön,
Als seit dem Sonntagstanze.

Man ist wohl schön und hoch entzückt
Im Putz gewählter Sachen;
Nur, was mir jetzt die Wange schmückt,
Muß wohl noch schöner machen.

Drum seh' ich jetzt mein Bild so gern,
Wenn ich am Teiche stehe:
Doch kenn' ich einen Augenstern,
In den ich lieber sehe.

Alexis.

Unruhe.

Nirgend kann ich ruhn, noch bleiben!
Still und lauschend, wie der Mond,
Blick' ich nach den Fensterscheiben,
Wo die liebe Hirtin wohnt,
Die so einzig auf der Welt
Meinen Sinn gefesselt hält.

Scheint die Morgensonne prächtig
An ihr kleines Schäferhaus:
O, dann treibt es mich so mächtig,
Mächtig treibt es mich hinaus
An den grünen Gartenzaun,
Um zu ihr hinauf zu schaun.

Mich befällt ein freudig Zittern,
Das im Blute Wellen schlägt,
Wenn an ihren Fenstergittern
Sich ein weißer Schimmer regt;

Leise ruf' ich: „Das ist sie!"
Und mir wird, ich weiß nicht, wie!

Das Getön der Turteltaube,
Baumgeflüster dort und hier,
Jedes Säuseln ihrer Laube,
Alles, wähn' ich, spricht von ihr.
Immer, träumend oder wach,
Folgt ihr mein Gedanke nach.

Still besah die Anmuthreiche
In der Spiegelfluth sich dort,
Leise ging ich zu dem Teiche;
Mit ihr war das Bild auch fort.
Was mein Herz nie fahren läßt,
Hält der kalte Bach nicht fest.

Wenn die Abendschatten dämmern,
Lausch' ich, wo die Linden stehn,
Um, mit ihren lieben Lämmern,
Ihr noch einmal nachzusehn;
Und ich seufze bang' und schwer:
„Ida! Ida, sieh doch her!"

Einsam irren meine Tritte
Durch die finstre Mitternacht,
Um die schön begrünte Hütte,
Wo sie lange nicht mehr wacht.
Thür und Fenster sind schon zu;
Ich nur habe keine Ruh.

Bis zur Stunde der Gespenster
Irr' ich träumend ab und auf,
Rufe noch zu ihrem Fenster
Eine gute Nacht hinauf;
Und die Nacht erwiedert hohl:
„Ida! Ida! schlummre wohl!“

Sagt, was soll aus meinen Heerden,
Die fast ohne Schäfer sind,
Was noch aus mir selber werden,
Wenn mein Herz sie nicht gewinnt?
Ach, zum irren Geist der Nacht
Hat mich sie, nur sie gemacht!

Alles treib' ich ungehörig,
Bin auch gern mit mir allein;

Mancher Kluge nennt mich thörig,
Und ich mag es auch wohl seyn;
Doch mich heilet, was er spricht,
Von der süßen Thorheit nicht.

Ida.

Der Verdruß.

Der letzte Sonnenstrahl
Hing röthlich noch am Haine,
Da trieb ich dort am Raine
Die Heerde durch das Thal.

Da saß ein Mann und sang;
Er sang ein Lied, so herzlich,
Das mir so süß und schmerzlich
Durch Leib und Leben drang.

Ich stand ein Weilchen still.
Nun wollt' ich weiter gehen;
Doch immer blieb ich stehen:
Man weiß nicht, was man will.

Und als die Töne recht
Zu mir herüber kamen:
Da hört' ich meinen Namen,
Und Ida hört nicht schlecht.

Es war ein feiner Mann,
Mit dunkelbraunen Locken;
Ich blickte, halb erschrocken,
Halb froh, ihn seitwärts an.

Wer mag der Sänger seyn?
Ich ahnte, wen ich sähe;
Mir fiel in seiner Nähe
Das Fest des Sonntags ein.

Nun zögerte mein Schritt.
Die Zeit — wie gern man bliebe —
Thut Keinem was zu Liebe,
Sie geht, und man muß mit.

Nun treib' ich immer fort,
Sobald die Schatten dämmern,
Mit meinen lieben Lämmern
An den bewußten Ort.

Die Mutter widerspricht.
So ist die Welt verschieden!
Die Lämmer sind's zufrieden,
Und Mutter ist es nicht.

Mit Feuer im Gesicht,
Beschwör' ich's dann der Mutter:
Dort sei das beste Futter;
Allein sie glaubt es nicht.

Sie macht mir viel Verdruß,
Und sagt mir böse Worte;
Doch muß ich zu dem Orte
Des Sängers hin, ich muß!

So drück' ich den Verdruß
Mit einem Seufzer nieder.
Was kann man denn dawider,
Wenn man nun einmal muß?

Alexis.

Die Laute.

Ich hab' eine Laute, die ist mir nicht feil,
Nicht feil um Berge Goldes;
Sie trägt in der Brust ein verborgenes Heil,
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

Wie horchen die Thäler umher und die Höhn,
Erschallt ihr Klang hinüber!
Und schweigender wallen bei ihrem Getön
Die Wellen des Baches vorüber.

Wer schuf dir, o Laute, die Zauberkraft an,
Die Wandrer fest zu bannen?
Da schleichen sich liebliche Mädchen heran,
Und können nicht wieder von dannen.

Sie ist, wenn mich Abendgesäusel umrauscht,
Das Echo meiner Lieder;
Ich kenn' eine Hirtin, die hat es belauscht,
Sie kam, und nun kommt sie oft wieder.

Sie tritt in mein duftiges Maiblumenthal,
Mit ihren lieben Lämmern,
Sobald in des Tages versinkendem Strahl
Die röthlichen Hügel verdämmern.

Beginnt nun der Schäfer das zärtliche Lied,
Das Ida's Lob erzählet:
Dann kommt sie nicht weiter, wie oft sie auch flieht,
Und suchet ein Lamm, das nicht fehlet.

Es ist vor undenklichen Zeiten einmal —
In Büchern könnt ihr's lesen —
In jenem gepriesenen thracischen Thal
Ein herrlicher Sänger gewesen.

Der hieß, durch des Liedes allmächtigen Klang,
Die Bäum' und Felsen gehen.
Ich trotze dem Alten; mein Lautengesang
Bringt fliehende Mädchen zum Stehen.

O darum ist nimmer die Laute mir feil,
Nicht feil um Berge Goldes!
Sie trägt in der Brust ein verborgenes Heil,
Ertönt mir viel Liebes und Holdes.

Ida.

Die Lauscherin.

Dort singt er am Hügel!
O hätt' ich doch Flügel:
Ich eilte hinzu!
Nicht nahe, nur näher;
Ihr aber, ihr Späher,
Bleibt unten in Ruh'!

Ich hörte, wie sinnig,
Wie zärtlich und innig,
Sein Lied mich erhob.
Man hört doch so gerne,
Zumal aus der Ferne,
Sein eigenes Lob!

Du Abendluft, schweige!
Bedeckt mich, ihr Zweige,
Vor schleichender List:
Geheimes im Herzen,
Das fühlt sich, wie Schmerzen
So süß es auch ist!

Ida.

Die Selbstentscheidung.

Wie kann das Liebste doch so quälen:
Ein zärtlich Herz und Tochterpflicht!
Die Mutter hat wohl gut befehlen;
Sie kennt den Schäfer Alexis nicht.

Sie glaubt, mich hab' ein Geist benommen,
Der lass' im Herzen mich nicht ruhn.
Wie ist nun der hineingekommen?
Ich rief ihn nimmer! da sitzt er nun!

Wär's eine Wunde — Wunden heilen;
Und Schmerzen, sagt man, tilgt die Zeit.
Oft ist's, als müßt' ich mich zertheilen,
Als wär' in mir ein mächtiger Streit.

Dann weiß ich nicht, was ich beginne.
Ein Sinn spricht Ja! der andre Nein!
So will ich halb dem einen Sinne,
Und halb dem andern gehorsam seyn!

Alexis.

Ständchen.

Alles ruht. Wie abgeschieden,
Abgelöst ist jedes Joch;
Selbst der Gram entschlief in Frieden.
Meine Liebe, wachst du noch?
Höre meinen letzten Laut,
Der sich nur der Nacht vertraut!

Töne leiser, dunkle Grille,
Dort im nahen Gartenhain!
Um ihr Fenster weht die Stille,
Ruhig ist ihr Kämmerlein.
Störe du, mein Lautenton,
Ida nicht! sie schlummert schon.

Um die nahe Kirchhofmauer
Wandeln, wie die Sage spricht,
Nächtlich düstre Geisterschauer;
Doch die Liebe fürchtet nicht.

Auch beseelt der Raum mit Muth,
Wo die sanfte Unschuld ruht.

Stummer wird's, und immer stummer.
Lüftchen, wecke sie nicht auf,
Bringest du zu ihrem Schlummer
Meines Liedes Ton hinauf!
Er verwandle dann vor ihr
Sich in einen Traum von mir!

Ida.

Der Traum.

Den Schlaf mir zu verschönen,
Kam ein geliebter Traum:
Ich schwebte, wie auf Tönen,
Durch einen hellen Blumenraum.

Und alle Blumen schienen
Von ihrer Pracht entzückt,
Ich, mitten unter ihnen,
Wie eine Himmelsbraut geschmückt.

Die muntern Bäche klangen,
Von lieblichem Getön,
Und alle Bäume sangen
Im Thal und auf bestrahlten Höhn.

Geweihte Kronen hingen
Von jedem Baum herab;
Und durch die Töne gingen
Bekränzte Engel auf und ab.

Vor allen sah ich Einen
Mir freundlich winken: komm!
Da sprach ich, halb mit Weinen:
„Ja, nimm mich, Engel, ich bin fromm!"

Und als ich zu ihm wollte,
Die Hand erhab, und schon
Das Beste kommen sollte:
Da war ich wach, mein Traum entflohn!

Ich weiß von klugen Leuten:
Die Thrän' im Traum hat Glanz
Und Freude zu bedeuten,
Und Blumen melden einen Kranz.

Ida.

Das Band.

Alexis kam daher die Flur!
Wer sagt, was meinen Sinn bestrickte,
Warum ich so zusammen fuhr,
Als ich den Schäfer dort erblickte?

So seh' ich ihn nun immerdar:
Das Aug', als ob es zünden wollte,
Die hohe Stirn, das dunkle Haar,
Das von dem Scheitel niederrollte.

Und ihm entfiel ein grünes Band,
Und, vor den Schäferinnen allen,
Fiel mir es flatternd in die Hand;
Gewiß, er ließ für mich es fallen!

Mich blickt' er an ohn' Unterlaß.
Glaubt nicht, daß mich ein Wahn bethörte!
Er schwieg, doch so, als spräch' er was,
Das ich mit beiden Augen hörte.

Wohl Manches hört das Auge nur —
Ich kann's, ihr Schwestern, euch beschwören —
Ich weiß noch, was mir widerfuhr,
Ich weiß, daß meine Augen hören.

Nur, was er sprach, das kann man nicht,
Man kann es nicht so wiedersagen:
Es klang — doch nein! es klang wohl nicht —
Genug, ihr müßt nicht weiter fragen!

Ida.

Das böse Band.

Das Band, das ich so eilig nahm —
Ach! Mutter darf es nicht erblicken!
Kaum hatt' ich's, als die Reue kam,
Und mit ihr ein geheimer Gram;
Der läßt sich nicht ersticken.

Es wegzuwerfen, kann ich nun,
Ich kann's nun einmal nicht verschmerzen.
Was fang' ich an? was soll ich thun?
Im Kasten mag die Sünde ruhn!
Da liegt sie weit vom Herzen.

Nie soll das Band mein Haar umwehn!
Doch wenn ich in der Nähe stünde,
Und könnt' es so von fern besehn,
Das, mein' ich, dürfte wohl geschehn,
Und wäre keine Sünde.

Alexis.

Das Zauberband.

Ein weiser Mann aus Morgenland,
In Künsten wohl erfahren,
Gab mir ein grünes Zauberband.
„Das," sprach er, „das sollst du bewahren!"

„Den Geist, der Ruh' im Zweifel schafft,
Wenn sich das Herz entzweiet,
Hat in dieß Band hinein die Kraft
Der mächtigen Liebe geweihet."

Und ferner sprach er: „Junger Hirt,
Du wirst um Liebe werben;
Und hört ein Mädchen dich: so wird
Dieß Zauberband grüner sich färben."

„Dann nimm das Band, das Kunde giebt;
Und von den Mädchen allen,
Wird's bei der Holden, die dich liebt,
Von selbst aus der Hand dir entfallen."

Seit jener frohen Sonntagslust —
Wie bald sich Manches ändert! —
Hat sich das Herz in meiner Brust,
Und wahrlich das Band auch verändert.

Seit jenem Sonntag bin ich mir
Verstimmt, wie eine Laute,
Als mir die Hirtin und ich ihr
Zu tief in das Aug' hinein schaute.

Das Band war grüner sichtbarlich.
Wie da das Herz mir pochte!
Doch Wunder war es, daß nur ich
Das Wunder zu sehen vermochte!

Nun hört, was ferner sich begab!
Ich — wie hinausgetrieben —
Ich nahm das Band, und ging hinab
In's Thal, das die Hirtinnen lieben.

Die fand ich dort, und Ida stand
Im schönsten Feierschmucke.
Da war's, als ob das Zauberband
Schon unter den Fingern mir zucke.

In ihrer Nähe fing es still
Schon an, sich zu entfalten;
Was fallen soll und fallen will,
Das kann man doch einmal nicht halten.

So konnt' ich es in meiner Hand
Nun länger nicht bewahren:
Da ließ ich dann, wo Ida stand,
Es willig den Fingern entfahren.

Und seht! ein wunderbares Spiel!
Das Band, als ob's verstände,
Wohin es fallen sollte, fiel,
Es fiel in die richtigsten Hände.

Mir war's vor Ida's hellem Blick,
Als müßt' ich sie umfassen;
Ich sah noch oft nach ihr zurück,
Kaum mocht' ich die Stelle verlassen.

Wohl hat an mir das Zauberband
Gar wacker sich erwiesen:
Darum, du Mann aus Morgenland,
Sey immer und immer gepriesen!

Ida.

Das Erröthen.

Wie sah ich, als Kind noch, mit kindischem Sinn,
Die Aehren im Felde mir nicken!
Ich nickte, mit freundlichen Blicken,
Dann wieder und wieder, und hüpfte dahin.

Ich wurde nun größer, und reifer mein Sinn;
Und ging eine Freundin vorüber:
Dann nickt' ich so freundlich hinüber,
Und dachte nichts weiter, und hüpfte dahin.

Als nickend Alexis Willkommen mir bot,
Vor allen den gaffenden Leuten:
Ach, Schwester, was mag das bedeuten?
Da nickt' ich nicht wieder, und wurde so roth!

Alexis.

Das Orakel der Zweige.

Sie kam daher gegangen;
Wie blühten ihre Wangen
In voller Rosengluth!
Sie hatte ja das Band genommen;
Drum nickt' ich froh ihr mein Willkommen;
Allein wie sank mein froher Muth!

Sie grüßte mich nicht wieder,
Und schlug die Augen nieder,
Wie Eine, die da büßt.
Geh — dacht' ich — zu den Ulmenzweigen;
Wenn dir sich die entgegen neigen:
So hat sie innerlich gegrüßt!

Ich ging, im Morgenscheine,
Ganz still zum Ulmenhaine:
Da ward mein Gram versüßt!
Kaum sah ich sich die Zweige regen:
Da neigten sie sich mir entgegen —
Ja, sie hat innerlich gegrüßt!

Alexis.

Das Lied am Haine.

Ertöne, süße Laute!
Die Hirtin ist nicht fern,
Sie weidet dort am Raine,
Geschmückt vom Abendscheine;
Und deine Töne hört sie gern.

Sie rufet ihre Lämmer
Vom Rain zum Weidenbach.
Wär' ich von ihrer Heerde:
Wohl durch die ganze Erde
Folgt' ich ihr, ungerufen, nach.

Sie horcht, wenn ihrem Schäfer
Ihr süßer Nam' entfällt.
Ihn von der Berge Stufen
Dir, Echo, zuzurufen:
Das ist, was hier so fest mich hält.

Du giebst ihn zärtlich wieder,
Wie mein Gesang ihn giebt;
Du stimmst, o Sinnvertraute,
So ganz in meine Laute:
Gewiß, du hast einmal geliebt!

Das ist, was dir auf immer
Ein tönend Leben giebt;
Kein Zauber schuf im Grimme
Dich um zur bloßen Stimme:
Gewiß, du hast einmal geliebt!

Ida.

Das Gelübde.

Welch Lied ist dort am Hain verklungen,
Das mir so tief die Seele rührt?
Das hat mein Schäfer mir gesungen;
Du, Echo, hast mir's zugeführt.

Zum Dank will ich vor deiner Höhle
Dir eine Blumenpforte baun;
Doch darfst du keiner andern Seele,
Was mir Alexis singt, vertraun.

Mir aber mußt du treu berichten,
Was sein Gesang von Ida spricht;
Und hast du selbst einmal Geschichten:
Sieh, so verrath' ich dich auch nicht!

Ida.

Mutterlehren.

Meine Mutter warnt mich immer:
„Mädchen, sey auf deiner Huth!
Schmeichellieder höre nimmer!
Glaube mir: sie thun nicht gut!"

„Veilchen hüllt im kühlen Thale
Sich in Laub und Schatten ein,
Veilchen stirbt am heißen Strahle,
Demuth stirbt an Schmeichelein." —

Wohl bewahr' ich Mutterlehren
Tief im Herzen, fromm und still;
Doch wer kann dem Ohre wehren?
Ach! das thut schon, was es will.

Schwieg' Alexis — ohne Klagen
Thät' es dann wohl seine Pflicht;
Nur, dem Schäfer das zu sagen,
Schwester, brauchst du eben nicht!

Alexis.

Herz um Herz.

Wie hab' ich die Schäferin Ida so lieb!
Ich sahe sie, als sie die Heerden
Hinunter am Bache der Ulmen trieb:
Da wünscht' ich, ein Lüftchen zu werden,
Zu bestreuen mit Blumen den Schäferhut,
Der die Stirn ihr bedeckt in der sonnigen Gluth.

Ich sahe sie gestern im tanzenden Spiel,
Wie schön sie die Reihen durchirrte;
Und als nun ihr Blick auf den meinen fiel,
Wie reizend sie alles verwirrte;
Da beneidet' ich jegliche Blum' im Kranz,
Der die Wang' ihr berühret im fliegenden Tanz.

Um Ida nur schwärmet mein liebender Sinn;
Mein Aug' ist für alles verblendet.
Wie hat mir die liebliche Räuberin
Das Herz aus dem Busen entwendet!
Du Entwenderin, blieb ein Gewissen dir:
Dann, so giebst du dein Herz für das meinige mir!

Ida.

Die Verwirrung.

Wer sagt mir nur, woher es kam?
Es macht' in dem Tänzergewirre
Ein einziger Anblick mich irre:
Da wollt' ich vergehen vor Schaam.
Wer sagt mir, wie das kam?

Ist wieder Tanz: ich gehe nicht!
Und schlägt man die Augen auch nieder:
So heben sie dennoch sich wieder;
Das giebt nur ein dummes Gesicht.
Nein, nein! ich gehe nicht!

Jedoch verschworen soll's nicht seyn;
Oft ließ ja die Mutter mich hören:
„Man soll und man darf nichts verschwören!“
Das bringt oft die bitterste Pein.
Verschworen soll's nicht seyn!

Lied der Schwestern.

Das Taubenpaar.

Wir stehen hier, und sind bereit,
Zu singen unser Mährchen,
Von einem, um die Frühlingszeit
Entflohnen, Taubenpärchen.

Die still im Herzen Braut sich weiß,
Ihr sey das Lied gesungen;
Auch wird ein junges Myrtenreis
Ihr in das Haar geschlungen! —

Es war ein kleines Schäferhaus,
Das Epheulaub umwebte;
Da flog ein Täubchen ein und aus,
Mit der, die drinnen lebte.

Es girrte, ward der Morgen wach,
Die Hirtin aus dem Schlafe,
Und folgt' ihr treu und treuer nach,
Als eines ihrer Schaafe.

Gern möcht' es sich auf ihrer Hand,
Auf ihrer Schulter wiegen,
Und strebte nie, hinaus in's Land
Durch Busch und Feld zu fliegen.

Doch als die Maienknospe schwoll,
Da sollt' es nicht so bleiben;
Was soll und muß, und muß und soll,
Wer mag das hintertreiben!

Ein schöner Tauber flog auf's Dach,
Der Hütte gegenüber,
Das Täubchen drinnen im Gemach,
Das schaut und girrt hinüber.

Nun hat es fürder keine Ruh',
Es fühlt sich hingezogen.
Das Täubchen hier — das Fenster zu —
Der Tauber weggeflogen! —

Das Fenster auf — der Tauber kam,
Wir wissen nicht, von wannen;
Er spielte, girrte, lockt', und nahm
Das Täubchen mit von dannen.

Wer ist, die heimlich Braut sich weiß?
Ihr sey der Kranz geschlungen!
Du, Ida, nimm das Myrtenreis!
Dir ist das Lied gesungen.

Ida.

Anklage.

Mich liebet Alexis, das singt mir sein Lied,
Das tönt mir seine Laute,
Die ach! das Geheimniß dem Echo verrieth,
Und jedem Hain vertraute.

Die Schwätzerin Echo hat's weiter gesagt,
Das war wohl nicht von Nöthen;
Nun werd' ich von allen gefragt und geplagt,
Und muß so oft erröthen.

Dahin ist mein süßes Geheimniß fortan,
Ist ach! nicht mehr das meine;
Und schauet mich fragend die Mutter drob an:
So steh' ich da und weine.

Mir kam von Alexis das Unheil daher,
Das oft mich heimlich quälte.
O, sag' es ihm, Schwester, wohl zürnt' ich ihm schwer,
Wenn mir's an Zorn nicht fehlte!

Vernehm' ich die Töne des Sängers von fern,
Im Spiel des Wiederhalles:
Dann werd' ich vergnügt, und verzeihe so gern
Ihm und dem Echo alles.

Alexis.

Wiederruf.

Du Mädchen der Liebe, erröthe du nicht,
Wenn zu laut dich dein Schäfer bekennet,
Und dem Echo, das hinter den Bergen dort spricht,
Den Namen Ida nennet!

Du Mädchen der Liebe, erröthe du nicht,
Wenn geheim die harmonische Laute,
Die sich gern mit den flüsternden Lüftchen bespricht,
Dein Lob dem Hain vertraute!

Horch, Mädchen der Liebe! die Nachtigall singt;
Sie vermag ja nicht, länger zu schweigen;
Sie erzählet, was innig ihr Wesen durchdringt,
Herab von grünen Zweigen!

Horch, Mädchen der Liebe! was flüsterte dort,
Wie die Stimme der einsamen Stille?
O, so leise vertrauet ihr zärtliches Wort
Dem Hain die Abendgrille!

Horch, Mädchen der Liebe! dort säuselt ein Hauch,
Wie das holdeste Liebesgekose;
Dort erzählet ein Lüftchen dem nickenden Strauch
Von seiner liebsten Rose.

Wenn Alles und Alles sein Liebchen besingt:
O, so darf ich das Schweigen wohl brechen,
Und von dem, was mein innerstes Leben durchdringt,
Zu meiner Laute sprechen!

Drum, Mädchen der Liebe, was zürnest du dann,
Wenn zu laut dich die Töne bekennen? —
Doch geheim soll dein liebender Schäfer fortan
Dich seine Blume nennen.

Nun singt er: „Mir blühet ein Blümchen so schön!
Ich erkenn' es an lieblichen Zeichen;
Es erzeugen die Gärten, die Thäler und Höhn
Wohl nimmer seines Gleichen.

Ich wünsche des Tages unzählige Mal,
Da hinab zu der Blume zu gehen;
Sie erblick' ich im Sonnen= und mondlichen Strahl,
Kann mich nicht müde sehen.

Sie trägt auf den Lippen so lieblichen Duft,
Wie die Worte der sanftesten Liebe;
O, ich wüßte wohl, wäre ich fliehende Luft,
Wo ich am liebsten bliebe!" —

Was fraget ihr Hirten? — Daß Ida sie heißt,
O, das darf ich euch, Hirten, nicht sagen!
Darum müßt ihr, wenn feiernd die Laute sie preist,
Mich lieber gar nicht fragen.

Ida.

Das inwendige Auge.

Heute — Schwester, laß dir's sagen:
Heute — welch ein guter Stern!
Sah ich, nach zwei langen Tagen,
Ihn — du weißt schon wen — von fern.

Alles ließ ich stehn und liegen;
Wie bezaubert, eilt' ich fort,
An die offne Thür zu fliegen,
Dachte nicht an Zeit und Ort.

Und die Mutter wurde hitzig:
„Sag' mir," rief sie, „was beginnt?
Läufst du doch, wie aberwitzig,
Alles nieder! bist du blind?"

„Mutter," sprach ich, „in den Jahren,
Wo man sich nicht recht besinnt,
Hast du manches Leid erfahren;
Warst du nie ein wenig blind?" —

Schwester, so ist mir geschehen! —
Nahes liegt mir, wie verdeckt,
Und das Ferne kann ich sehen,
Wenn's auch hinter Bergen steckt.

Jeder Mensch hat seine Gaben.
Glaub'! ich muß, seit irgend wann,
Hier ein Aug' inwendig haben,
Das durch Berge schauen kann.

Trotz Erröthen und Erblassen,
Sieht und sieht man sich nicht satt;
Kann man doch das Sehn nicht lassen,
Wenn man einmal Augen hat!

Alexis.

Die Bannung.

Ich ging am Kirchhof=Thor vorüber,
Mit festem Schritt, und rasch und dreist,
Mit Mühe nur konnt' ich hinüber;
Mich hielt an den Fersen ein Geist.

Nun sagt mir, was an Ida's Fenster
Mich zögernd nur vorüber läßt?
Da walten doch keine Gespenster;
Doch hält mich auch dort etwas fest.

Ida.

Das böse Band.

Strafe geht mit schnellen Füßen;
Das Gewissen hat zu büßen,
Was ein schwaches Herz verbricht.
Strafe geht mit schnellen Füßen;
Ihr entkommt die Sünde nicht!

Mit dem Band ist sie gekommen!
Hätt' ich nicht das Band genommen,
Welches von Alexis kam!
Mit dem Band ist sie gekommen!
Mutter weiß nicht, daß ich's nahm.

Doch sie muß und soll es wissen!
Rastlos quälet das Gewissen;
Meine Ruh' ist mir entflohn.
Alles soll die Mutter wissen!
Was ich thun will, weiß ich schon.

„Mutter," sprech' ich, „dort im Kasten
Liegt das Band; ich ließ es rasten;
Nimmer schmückte es mich noch.
Barg ich auch die Sünd' im Kasten:
Ach! im Herzen blieb sie doch.

Büßen will ich meine Sünde!
Was dein Zorn mir auch verkünde:
Jede Strafe nehm' ich an,
Wenn ich, frei und ohne Sünde,
Nur das Band behalten kann!"

Ida.

Die Versöhnung.

Hört mich an, was ich verkünde!
Wißt, Alexis Band ist mein!
Heimlich, war es halb der Sünde;
Nun gehört es mir allein!

Froh bin ich, wie meine Lämmer!
Schwestern, hat mich's nicht verschönt,
Was mich froher macht und frömmer?
Mein Gewissen ist versöhnt!

Weiß nun wieder, was ich tauge,
Kann nun wieder voll Vertraun,
Und mit offnem, freiem Auge,
Hell in's heitre Leben schaun.

Heute sollst du, Band, mich schmücken,
Meine schönste Zierde du!
Nicht mehr deck' ich mein Entzücken
Mit dem Augenliede zu.

Leicht ist alles, was ich thue,
Denn mein Herz ist minder schwer;
Alles kam — nur nicht die Ruhe,
Ach! die kommt wo anders her.

Alexis.

Das Wunderband.

Du weiser Mann aus Morgenland
Sey abermal gepriesen!
Wohl hat dein, mir geschenktes, Band
Sich wundervoll erwiesen.

Die Hirtin trug es an der Brust;
Nichts konnt' ihr schöner stehen;
Die Lüfte säuselten vor Lust,
Es hin und her zu wehen.

Es war, als ob sie nur zu ihr
So liebezärtlich flögen.
Ich hätte wohl — so wünscht' ich mir —
Mit ihnen flattern mögen!

Geschmückter sah ich Ida nie,
Nie siegender, als gestern.
O Wunderband, wie strahlte sie
Hervor aus ihren Schwestern!

Ein mildes Wesen ließ fürwahr
Die Kraft in dir erwachen,
Mich glücklicher, als je ich war,
Und schöner sie zu machen.

Alexis.

Die Verwandlung.

Wie bin ich einst, so froh und frei,
Durch's Leben hingezogen,
Und rasch vorbei geflogen,
Vor Kummer und Sorge vorbei!

Es konnte meinen Flüchtlingsschritt
Die Freude selbst nicht hüten;
Ich flog durch ihre Blüten,
Und nahm sie im Fluge nur mit.

Vorbei und fort mit frischem Sinn
Und wildem Jünglingstriebe:
So streift' ich an der Liebe,
Wohl näher, doch leise nur hin.

Ach! ein Mal ging's nicht so vorbei,
Dieß wechselnde Verlangen,
Es blieb an etwas hangen:
Ich bin, was ich bin, nur nicht frei!

Nichts kann und soll von dieser Flur
Den Schäfer mehr vertreiben;
Wir müssen nun schon bleiben,
Ihr Schaafe, gewöhnet euch nur!

Lied zweier Schäferinnen.

Die Liebe.

Ida ist, wie sonst, nicht mehr,
Sucht entlegne Felder,
Sucht und liebet nichts so sehr,
Als die Nacht der Wälder.

O, wie war es anders doch
In den schönen Jahren,
Als wir Alle Blumen noch
Unter Blumen waren!

Unsre Freuden sucht sie nie!
Machte das die Liebe:
Sie verdiente, daß man sie
Aus dem Herzen triebe!

Ida.

Die Hoffnung.

Fragt mich nicht, was will dein Wille?
Glaubt, ich weiß nicht, was ich will!
In der Hütt' ist mir's zu still,
'Draußen sucht mein Herz die Stille.

Unter hellen Mädchenscherzen,
Flog ich singend durch den Hain.
Immer wollt' es Sonntag seyn
In dem kleinen, frohen Herzen.

Ihre schönsten Blumen gönnte
Mir so gern die liebe Flur;
Meine Kränze welkten nur,
Daß ich neue winden könnte.

Jetzt beschleichen mich oft Thränen,
Fallen nieder auf das Gras,
Wo mein Schäfer stand und saß;
Und mir bleibt ein stummes Sehnen.

Wenn die Mutter nicht mehr schälte,
Glaubt' ich, würd' es anders seyn;
Dennoch wechseln Lust und Pein,
Wie im Fieber Hitz' und Kälte.

Unbeständig, wie die Kinder,
Will ich dieß und wieder das,
Und mich treibt, ich weiß nicht, was?
Und wohin? weiß ich noch minder.

Nimmer gäb' ich — sollt' ich's können —
Einem Feinde solche Pein!
Und — wer faßt es? — ihm allein
Möcht' ich solchen Zustand gönnen.

Ja, so ist es! irrend wanken
Meine Sinne, wie im Traum;
Auch mein Herz, ich trag' es kaum,
Und da steh' ich in Gedanken!

Von Gedanken hört' ich sagen,
Dachte nichts — ich armes Kind!
Weiß nun, was Gedanken sind,
Um mit ihnen mich zu plagen.

Das empfinden meine Heerden.
Geht, ihr Heerdën, geht nur hin!
Wenn erst ich was anders bin:
Wird wohl alles anders werden.

Alexis.

Die Huldigung.

Ja, wär' ich ein Vogel, ich zöge
Nicht mehr durch Flur und Hain;
Ich weiß wohl was — ich flöge
Zu Ida's Fenster hinein.

Dann sollte die Hirtin mich fangen
In's kleine Gitterhaus;
Da sehnte mein Verlangen
Sich nimmer wieder heraus.

Nur flög' ich, mit lautem Frohlocken,
In Ida's Kreis gebannt,
Von ihren blonden Locken
Auf ihre winkende Hand.

Und wieder, so oft sie es wollte,
Mit ihr wohl aus und ein;
Die schöne Hirtin sollte
Ganz meine Herrscherin seyn.

Ida.

Die Blumenkönigin.

Sommerlüfte wehn
Um den Morgenkranz;
Meine Blumen stehn
All' in vollem Glanz.

Herrlich blühet rund
Um mich her der Raum,
Festlich schön und bunt,
Wie ein Mädchentraum.

Blumen mancherlei
Blühen her und hin;
Aber Eine sey
Blumenkönigin!

Seht, ihr Blumen, seht!
Blüht nicht mein Gesicht,
Wie ein Liljenbeet
Unter Rosenlicht?

Schöne Blumen, sprecht!
Meint ihr nicht, ich bin,
Wohl mit vollem Recht,
Eure Königin?

Ihr bekränzt mich reich.
Seyd dafür geliebt!
So regier' ich euch,
Bis sich was begiebt.

Ist Alexis mein:
Dann nicht Königin!
Dann bin ich nur sein,
Seine Schäferin!

Alexis.

Lust und Schmerz.

Was in der Brust,
So sanft es auch beginnet,
Wie Schmerz und Lust,
Aus einer Quelle rinnet;

Wie Lust und Schmerz,
Im raschen Wechseltriebe:
Das ist, o Herz, —
Ach! ich erfuhr es — Liebe!

Alexis.

Die Aussicht.

So treib' ich immer nach jenen Höhen,
Vorbei an schönern Blumenaun;
Dort oben könnt' ich Tage stehen,
Um hin nach der einzigen Gegend zu schaun.

Hin nach dem Hüttchen im grünen Garten;
Im Garten geht die Schäferin,
Der Blume, die sie zog, zu warten:
Da wohnt mein Gedanke, da wandelt mein Sinn.

Ihr Schaaf indessen vermisset die Weide,
Die süße Weid' am frischen Rain!
Fürwahr! es ist wohl keine Freude,
Die Heerde des liebenden Schäfers zu seyn!

Ida.

Die Rose.

Nicht für das Liebgekose
Von Laub und Lüftchen blühst du hier!
Nein, holde, junge Rose,
Zum Busenstrauße blühst du mir!

Du reiftest wenig Wochen,
Und bist nun hell, zu Lieb' und Lust,
So reizend aufgebrochen;
Nun schmiege dich an meine Brust!

Du Zierde schöner Kränze,
Dich führ' ich bräutlich heim zur Ruh'. —
Ich blühte sechzehn Lenze,
Und bin nicht minder schön, als du.

Wohl ist es hoch erfreulich,
Nach einem langen Dulden, nun,
Geliebt und liebetreulich,
An einer treuen Brust zu ruhn.

Alexis.

Die Krankheit.

Der leichte Schäfersinn,
Die heitre Seele meiner Lieder
Verstummt, und liegt so schwer darnieder;
Es treibt mich her und hin.

Wie leicht entfliegt die Zeit,
Wenn Ida in der Nähe weidet;
Doch wenn sie meinen Hügel meidet,
Wie schwer entschleicht die Zeit!

Wer, was er liebt, vermißt,
Dem bringen Zeit und Stunde Qualen,
Für die in allen unsern Thalen
Kein Kraut gewachsen ist.

Ida.

Die Heilung.

Traurig klang Alexis Lied,
Traurig und beklommen;
Was die Stimme mir verrieth,
Hab' ich wohl vernommen.

Er ist krank! — Ich muß hinab
Zu dem Hain der Buchen,
Da, da will ich auf und ab
Junge Kräuter suchen.

In die Pflanzen küss' ich Kraft
Und geheimes Wesen!
O, von solchem Kräutersaft
Wird er bald genesen!

Könnt' ich — würd' es nur nicht kund —
Selbst den Trank ihm geben:
Viel gesunder, als gesund,
Würd' er sich erheben.

Alexis.

Die Gewalt des Blickes.

Nun weiß ich, was ein Blick vermag:
Er macht es hell in dunkler Höhle.
Sie nahte sich! da ward es Tag
In meiner finstern Seele.

Ja, wär's am Himmel, wie in mir:
So möchten alle Wolken weinen;
Es würd', auf einen Blick von ihr,
Die Sonne wieder scheinen.

Ida.

Die Sendung.

An Alexis send' ich dich;
Er wird, Rose, dich nun pflegen;
Lächle freundlich ihm entgegen,
Das ihm sey, als säh' er mich!

Frisch, wie du der Knosp' entquollst,
Send' ich dich; er wird dich küssen:
Dann — jedoch er wird schon wissen,
Was du alles sagen sollst.

Sag' ihm leise, wie ein Kuß
Mit halb aufgeschloßnem Munde,
Wo mich, um die heiße Stunde,
Sein Gedanke suchen muß.

Alexis.

Das Zeichen.

Die Lieb' ist zart und sinnig;
Sie spricht durch holde Zeichen gern,
Durch Zeichen, wie Götter
Durch Blumen und Blätter;
Sie spricht und versteht sich von fern.

Sie sandte mir die Rose;
Im Rosengarten denkt sie mein!
Da treib' ich vorüber,
Dann blick' ich hinüber,
Zur Laube der Hirtin hinein!

Ein zartes Reis der Ulme,
Das ihr mein kluges Hündchen bringt,
Verkündet ihr leise,
Wer Lieder, im Kreise
Der schweigenden Ulmen, ihr singt.

Ida.

Im Garten.

Auf allen Zweigen singt die Liebe!
Es ruft mich in den Gartenhain,
Der rauscht, in vollem Frühlingstriebe:
„Hinein, mein Herz, hinein!"

Da soll die Laube mich verstecken,
Da will ich, vom Gebüsch umringt,
Mich fröhlich mit dem Echo necken,
Wenn's meinen Namen singt.

Das Echo liebt' ich so noch nimmer;
Es klingt wohl lieblich durch das Feld,
Es klingt so lustig, wenn es immer
Das letzte Wort behält.

Wenn's heute, durch des Thales Krümme,
Zu meiner Gartenlaube dringt:
Dann weiß ich, welche holde Stimme
Im Ulmenhaine singt.

Alexis — am Ulmenhaine — Ida — im Garten. —

Wechselgesang.

Alexis.

Weißt du, Echo, welchen Namen,
Wenn du mich entzücken wolltest,
Du am hellsten rufen solltest?
Ja, du weißt ihn: Ida, Ida!

Ida.

Kein Nam', o Echo, klinget,
Wenn deine Stimm' ihn singet,
So süß, als: Ida, Ida!

Alexis.

Ruf' ihn hell zum Hain hinüber!
Dort in jenen grünen Hallen
Lernen ihn die Nachtigallen,
Und sie singen: Ida, Ida!

Ida.

Ich weiß, wem zu gefallen,
Du in die grünen Hallen
Hinein rufst: Ida, Ida!

Alexis.

Magst du, süße Echostimme,
Gern mit einer Schwester scherzen?
Horch! es ruft in meinem Herzen
Auch ein Echo: „Ida, Ida!“

Ida.

Dich sollen Blumen krönen,
Weil du, mit Liebestönen,
Mir zurufst: „Ida, Ida!“

Alexis.

Heilig soll auf deiner Klippe
Dich ein Festaltar erfreuen.
Blumig will ich ihn bestreuen;
Ruf' indeß noch einmal: Ida!

Ida.

Ganz heimlich will ich kommen;
Und bin ich dir willkommen:
So rufst du freundlich: Ida!

Ida.

Das Wagstück.

Du, Schwester, kennst die Klippe,
Wo sich das Echo regt,
Das immer auf der Lippe
Den Namen Ida trägt.

Die Mutter spricht: „sie haben
An den verruchten Ort
Ein böses Weib begraben;
Die Falsche spukt nun dort.“

„Der Lästerworte kamen
Von ihren Lippen viel;
Nun treibt ihr Spuk mit Namen
Und Nachruf dort sein Spiel.“

„Das klinget in der Tiefe
Wohl wundersam genug,
Als ob was Liebes riefe;
Doch alles ist Betrug!“

„Drum laß dich nicht bethören
Von diesem Greul! und glaub':
Das Echo nah zu hören,
Macht thörig oder taub."

„Da hilft nicht Gram noch Klage,
Und fort ist einmal fort!" —
So, Schwester, geht die Sage;
Doch fürcht' ich nicht den Ort.

Ach! Mutter sollt' es hören,
Wie süß das Echo klingt!
Wie könnt' es mich bethören,
Wenn's meinen Namen singt?

Auch hab' ich ja zwei Ohren!
Wenn eins nur hören kann:
So bin ich nicht verloren;
Das eine wag' ich dran.

Duett.

Alexis und Ida.

(Ohne von einander zu wissen, sie auf der einen, er auf der andern Seite mit Gesange den Hügel hinauf steigend; Beide, um ihre geweihten Blumenopfer dem Echo darzubringen.)

Alexis.

O Echo, du Tochter der heiligen Klippe,
Rufst Ida's gefeierten Namen so gern,
So zärtlich, als trüg' ihn die Lieb' auf der Lippe;
Dich höret der liebende Schäfer von fern. —
Von fern.

Ida (mit leiser Stimme).

Was hör' ich? Du Tochter der heimlichen Klippe!
Wohl trägst du den Liebeston Ida so gern,
Du, Schwätzerin, trägst ihn so gern auf der Lippe;
Gegrüßt sey mir, Echo! ich bin dir nicht fern. —
Nicht fern.

Alexis.

Du liebest, auf einsamer Klippe zu wohnen;
Dort nimm dann den Altar der Weihe von mir;
Ich schmück' ihn mit Kronen, mit blühenden Kronen.
Vergönn' es, o Göttin! ich nahe mich dir! —
Mich dir.

Ida (mit gedämpfter Stimme).

Dort singet Alexis von blühenden Kronen!
Still, Echo! verschweig' es, ich nahe mich dir!
In Blumen soll Echo, die freundliche, thronen!
Nimm gütig das Opfer des Dankes von mir! —
Von mir.

Alexis.

Ich höre die Hirtin! — hinauf zu dem Hügel!
Die liebliche Stimme, sie tönet nicht weit!
Wer leihet der liebenden Ungeduld Flügel?
Vernimm mich, o Ida! ich bin dir nicht weit. —
Nicht weit.

Ida.

Mir rufet die Stimme! sie naht sich dem Hügel!
Verrathen ist Ida! Die Stimm' ist nicht weit!

Ich fürchte die Nähe, doch wünsch' ich mir Flügel.
Wie ist, ach! das Herz mit sich selber im Streit! —
Im Streit.

Alexis.

Sie ist es! sie ist es! kein lauschender Späher!
Hier waltet die Lieb' in geheiligter Ruh'!

Ida.

Mich ängstet die Stimme! schon näher und näher!

Beide auf der Höhe.

(Einander gewahr werdend.)

Was seh' ich! { o Ida, / Alexis, } so nahe bist du?

Ida.

O hilf mir, Alexis! wie soll ich entkommen?
So hat mich das lockende Echo bethört!

Alexis.

Nicht fliehen, o Ida! was mag es dir frommen?
Die Liebe hat deinen Alexis erhört.

Ida.

Mir hat es gerufen!

Alexis.

Mich hat es getrieben!

Ida.

Dann wurde mir bange, dann wurd' ich gerührt.

Alexis.

Sey ruhig, o Ida, wir dürfen uns lieben!
Hier hat uns das Echo zusammen geführt.

An deine Tage, Freundin, reihe
Sich nun mein Leben an,
Das mit der Stunde dieser Weihe
Von neuem erst begann.

Beide.

An deine Tage reihe
Sich nun mein Leben an!

Ida.

Schon sinkt die Sonne nieder!
Die Mutter harret mein.

Alexis.

Leb' wohl! wir sehn uns wieder.
Ich bin auf ewig dein.

Beide.

Ich dein! du mein!

Der Geburtstag.

Und Ida flog, heiter umblüht, wie eine Alpenquelle,
Mit Liedern flog die junge Schäferin,
Von Blumenstelle zu Blumenstelle,
Durch himmelblaue Tage dahin.

In ihrer kleinen Welt braucht keine Sitte zu ändern;
Es ist ja noch alles darin so frisch, so jugendlich!
Sie spielte noch immer mit schmückenden Bändern,
Mit bunten Blumen und mit sich.

Da ging ihr etwas auf im kindlich zarten Gemüthe,
Das leis' im fliehenden Blick sich verrieth,
Und tief aus dem Herzen herauf die liebliche Wang' umblühte,
Und schüchtern die Spiele der Schwestern vermied.

Nun trieb sie die Lämmer so gern in die Nähe des
singenden Hirten;
Alexis Gesang erscholl hinüber zur Hirtin am Rain.
Nun trat ihr Geburtstag, voll Rosen und Myrten,
Bekränzt in die Hütte der Unschuld hinein.

Chor.

Da kamen dann fröhliche Knaben zum Feste,
Und Mädchen, mit erlesenen Kränzen bedeckt;
Es war in den Reihen der feiernden Gäste
Ein kindlicher Gott mit Flügeln versteckt.

Einer.

Der nachgeflogne Duft von seinen Myrtenbäumen
Weht hin auf ihr Gesicht den warmen Rosenschein;
Und macht's in ihr, in ihren bräutlichen Träumen
So dunkel und hell, wie Dämmrung im Hain.

Chor.

Geschenke bringen ihr Mädchen und Knaben,
Hier Myrten zu Kronen — dort Blumen zum Strauß;
Leicht fühlet die Lieb', aus geopferten Gaben,
Die Gabe des näheren Herzens heraus.

Es tönen Gesänge zum fröhlichen Reigen;
Es flattert von Munde zu Munde der Scherz;
Doch was zwei Lippen so heilig verschweigen,
O, das vernimmt nur ein liebendes Herz!

Einer.

Du, sanfter Alexis, du schweigst, vom tiefsten Gefühle durchdrungen:
Dieß glänzet dein Auge, das hin nach dem festlichen Mädchen nur schaut.
Sie greifet, vor allem Geschenk, nach dem Kranze, den du ihr geschlungen,
Mit der lieblich erröthenden Wonne der Braut.

Sie reicht, im vollen Seelenergusse,
Wohl Allen, nur ihm nicht, die dankende Hand;
Doch eine Schwester wird, bei'm innigsten, zärtlichsten Kusse,
Im schönen Irrthum Alexis genannt.

Sie geht an dem Liebling erröthend vorüber;
In der heimlichen Thräne, die länger nicht hält,
Fließt endlich des Herzens Beseligung über.
Alexis fühlt, für wen die Thräne fällt.

Oft sah er ihr nach auf trennender Weide;
Sein Gefühl ward Gesang, und sie wurde gerührt,
Bis wunderbar endlich die liebenden Beide
Ein Echo der Liebe zusammen geführt.

Er hatte schon lange die Hirtin erkoren;
Die Hirtin war fromm und der Schäfer getreu;
Nun war's ihr, als wäre sie heut' erst geboren,
So neu war ihr alles, so wunderbar neu!

Chor.

Und alle Gefühle des Herzens erklangen,

Einer.

Wie Echogetön im schallenden Hain.
Da sangen die zärtlichen Lippen, sie sangen:

Chor.

Es ist doch köstlich, geboren zu seyn!

Einer.

Und röther glühn auf der Wange die Flammen!
Nun naht sich die sorgliche Mutter, und legt
Die Hände der Liebenden segnend zusammen;
Und alle Herzen sind innig bewegt.

Chor.

Wohne, fromme Hirtin, wohne,
Wo mit dir die Liebe wohnt!
Weihe deine Myrtenkrone!
Liebe opfert, Liebe lohnt.

Alexis.

An deine Tage reihe
Mein Leben sich fortan!
Froh stimmen wir nun an
Das Bundeslied der Weihe.

Beide.

Das Bundeslied der Weihe.

Bundeslied.

So laß uns dann
Getrost fortan
Uns Lieb' um Liebe geben,
Und, immer neu
In Lieb' und Treu',
Ganz für einander leben!

Im Huldverein
Soll unser Seyn
In einen Kranz zerfließen!
Und ist er voll,
Dann endlich soll
Vergißmeinnicht ihn schließen!

Doch nein! ich kann,
Ich will alsdann
Nicht ohne dich mehr leben!
Es würde mich,
Ach! ohne dich,
Ein todtes Seyn umgeben.

So finde mich,
Beglückt durch dich,
Noch meine letzte Stunde;
Nur falle sie,
Spät oder früh,
In deine letzte Stunde!

Chor.

So empfangt, was die Stunden euch geben,
Und genießet den frohen Empfang!
Nur die Liebe gestaltet das Leben
Zum harmonischen Wechselgesang.

